This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

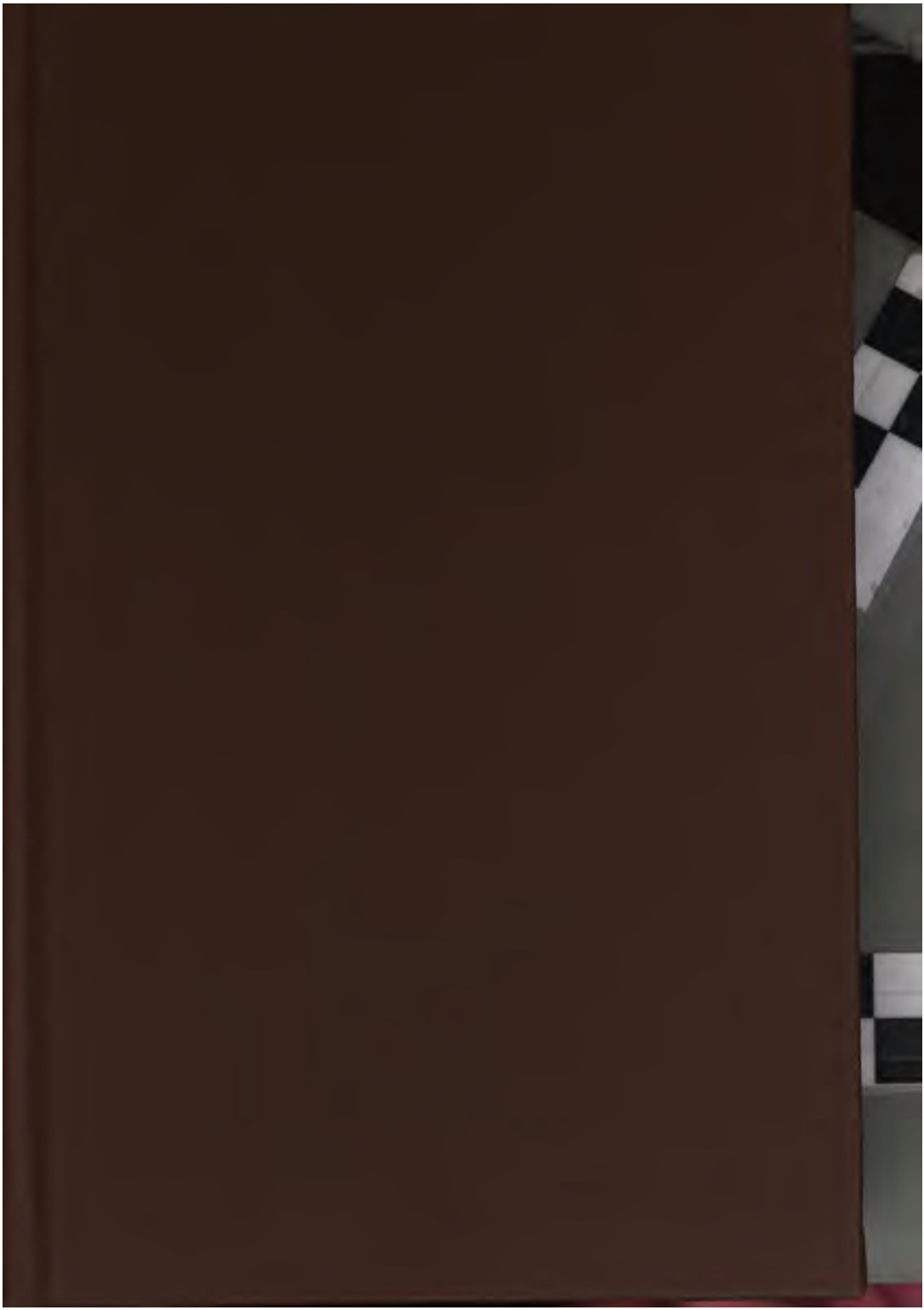
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

LIBRARIES
STANFORD UNIVERSITY
STANFORD JUNIOR UNIVERSITY

Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:

„Landleben der Reichen.“

Zweiter Band.

Wien 1834.

Herausgegeben von dem Vereine zur Verbreitung guter katholischer Bücher.

Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:

„Landleben der Reichen.“

Zweiter Band.

Wien 1834.

Herausgegeben von dem Vereine zur Verbreitung guter katholischer Bücher.

Kurze Ueberſicht

des

Vereines zur Verbreitung guter katholiſcher Bücher.

Fünfter Jahrgang

1834.

Ehe der Verein ſeinen Plan für das Jahr 1834 vorlegt, hält er es für eine ihm obliegende Pflicht, öffentlich ſeine dankbare Anerkennung der kräftigen Unterſtützung auszuſprechen, durch die es ihm möglich geworden, das zu leiſten, was bisher durch ihm geſchehen iſt.

Die Statuten dieſes Vereines zur Verbreitung guter katholiſcher Bücher ſind dieſelben wie voriges Jahr, und zwar in Kürze folgende: Der einfache Subſcriptions-Preis für ſämmtlich erſcheinende oben angeführte Werke, die eine beſtimmte Anzahl von 120 Druckbogen ausmachen, iſt 3 fl. C. M. (20 fl. Fuß) vorhinein. Wer auf 2 Exemplare der gedachten Werke mit 6 fl. C. M. (20 fl. Fuß) ſubſcribirt, ſtellt ſich in die Claſſe der Theilnehmer. Wer endlich auf 6 Exemplare mit 18 fl. C. M. (20 fl. Fuß) ſubſcribirt, wird Mitglied des Vereines, und erhält auch die erſcheinenden Werke in ſechsfacher Anzahl.

Subſcription auf dieſen Verein zur Verbreitung guter katholiſcher Bücher wird angenommen in Wien: in der Mechitariſten-Congregations-Buchhandlung, Singerſtraße Nr. 896 dem deutſchen Hauſe gegenüber, ſo wie in den Hochwürdigſten Erzbiſchöflichen und Biſchöflichen Conſiſtorien zu St. Pölten, Linz, Salzburg, Seckau, Leoben, Prag, Leitmeritz, Königgrätz, Budweis, Ollmütz, Brünn, Lemberg, Przemyſl, Tarnow, Laibach, Gurk, Görz, Brixen, Trient, Gran, Erlau, Colocza, Syrmien, Kaſchau, Fünfkirchen, Großwardein, Neuſohl, Neutra, Raab, Roſenau, Stein am Anger, Stuhlweiſſenburg, Veſzprim, Waitzen, Zips u. a., welche Hochwürdigen Conſiſtorien auch die Mühewaltung des Vertheilens der Bücher an die Subſcribenten gütigſt übernommen haben. Auch kann man in allen ſoliden Buchhandlungen des In- und Auslandes ſubſcribiren.

Ehrenberg, F.

Wien

und

seine Landesfürsten.

Vom Verfasser:
»Landleben der Reichen.«

Zweiter Band.

Wien, 1834.
Druck und Verlag der Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung.

+ 52477

DB871
E59
v.2

Oeſterreich
unter den Habsburgern.

(Fortſetzung.)

Albrecht III., mit dem Zopf.

Rudolph IV. hatte keinen Sohn, aber drei Brüder: Friedrich, der mit 15 Jahren 1362 unglücklicherweiſe auf der Jagd erſchoſſen worden, Albrecht III. und Leopold II. Einige Schriftſteller nennen jenen verunglückten Friedrich ſchon den III. und dieſen Leopold ebenfalls, indem ſie die zwei in der Jugend unvermählt verſtorbenen Söhne Otto's des Fröhlichen, Friedrich und Leopold, mit zählen; hier aber wird dem allgemeineren Gebrauch gefolgt, Prinzen, welche in der Jugend ſtarben, ohne daß die Geſchichte von ihnen mehr als ihren Namen weiß, nicht mit zu zählen.

Bei Rudolphs Tod war Albrecht III., ſein Nachfolger auf dem Thron erſt 16 Jahr alt. Zum Ueberfluſſe nahm der gutmüthige Herr ſeinen lebhafteren, aber vollends erſt 14 Jahr alten Bruder Leopold II. zum Mitregenten an. Bald darauf theilte er mit ihm die Lande, und in der Folge der Zeit, da Leopold viele Kinder bekam, Albrecht aber nur einen Sohn hatte, theilte er ſo lange mit ihm, bis

ihm nichts übrig blieb, als das Herzogthum Oesterreich. Kaiser Carl IV. ließ mit Vergnügen geschehen, daß Oesterreich sich selbst schwächte.

Uebrigens hat Albrechts III. lange Regierung eine kurze Geschichte. Sein sanfter persönlicher Charakter machte ihm die Nachbarfürsten zu Freunden und ließ ihn wenig im Innern ändern. Daher genoßen die Wiener Kaufleute in Ungarn, Böhmen, Italien große Begünstigungen; während eine Art Straßenzwang für die übrigen Städte, nämlich eine Vorschrift bestand; auf welchen Straßen sie handeln durften. Das alte von Albrecht I. aufgehobene Stapelrecht, daß nämlich keine Waare durch oder um Wien herum geführt werden durfte; ohne sie den Bürgern anzubieten, war schon unter Rudolph IV. wieder entstanden, und wurde von Albrecht bestätiget. Dagegen wurde die von Rudolph eingeführte Gewerbsfreiheit, über laute Klagen der Wiener, neuerdings beschränkt. Man kann sich vorstellen, wieviel Fragner (Victualienhändler) z. B. in den wenigen Jahren entstanden seyn mögen, da die Beschränkung sie auf 60 festsetzte, theils zünftige, theils befugte; doch sollte Burgermeister und Rath sie mehren und mindern können nach Nothdurft.

Albrecht unternahm 1377 in Begleitung von 70 Edelherren auch einen Preußenzug; zeigte sich zu Königsberg in großer Pracht; begleitete unter seinem eigenen Panier den Hochmeister über die Memel durch Sumpf und Waldesdickicht bis in Lithauen, Samogitien und Reussen; und kehrte, nachdem er

die ausgezeichneten fremden Ritter mit ſilbernen Pokalen und Schalen voll Gold beſchenkt hatte, mit großem Ruhm und reicher Beute zurück. Auf der Heimreiſe begegnete ihm die Freudenpoſt, daß ihm ſeine Gemahlinn einen Sohn geboren. Er hatte dieſe Beatrix, eine Tochter des Burggrafen von Nürnberg, Grafen von Zollern erſt im 10. Jahr ſeiner Regierung gewählt, und trug einen Zopf von ihrem ſchönen blonden Haar immer über ſeinem Harniſch; daher er auch Albrecht mit dem Zopf genannt wird.

Nun baute er Lachſenburg mit einem großen Thiergarten und anmuthigen Teichen. Aus dem Schloſſe auf dem Leopoldberg und aus dem Fürſtenhof zu Kloſterneuburg, die bereits verlaſſen waren, und aus mancher anderen Burg ließ er die marmornen Statuen und andere Zierden und Seltenheiten dahin bringen. Die Zeit war ſchon vorüber, wo die Herrn Felſenburgen bauten, um ſich und ihre Leute vor barbariſchen Horden zu ſchützen. Man baute die Schlöſſer ſchon in der Ebene; denn an die Türken dachte man noch nicht, unter deren Verwüſtungen leider ſo viele alte Koſtbarkeiten, und auch die zu Lachſenburg zu Grunde gingen.

Papſt Urban verwilligte endlich, 20. Febr. 1384, der Univerſität die theologiſche Facultät, welche bis dahin auf Andringen des ſcheelſüchtigen Carl IV. verweigert war. Nun erſt erkaufte Albrecht drei weitläufige Gebäude, worunter der alte Lilienfelderhof, ungefähr an der Stelle, wo noch heute das Univerſitätshaus ſteht, und ſtellte 31 Profeſſoren an; 3

Theologen, wovon 2 aus Paris, 4 Juriſten, 3 Mediciner, 1 Mathematiker und 20 für Philoſophie und Sprachen.

Die Karmeliten überſetzte er aus dem obern Werd in die alte herzogliche Burg am Hof, die bis dahin das Münzhaus war; und kaufte zur Herſtellung einer Kirche und des Freithofes 8 Häuſer dazu, worunter eines von dem Juden Muſtal; ein anderes von dem Bürger Peter Suchenwirth, deſſen berühmte Gedichte noch vorhanden und 1827 von Al. Primißer herausgegeben ſind.

Unten in der Singerſtraße hatten mehrere reiche und frommgeſinnte Rathsmitglieder ein Büßerinnen Kloſter geſtiftet, für unzüchtige Weibsbilder, die entweder in den öffentlichen Häuſern (deren Wien mehrere hatte, und die man verkehrt genug Frauenhäuſer nannte) oder außer denſelben ein ſchändliches Leben geführt hatten, und um es zu beſſern, aus freiem Willen in das Kloſter traten. Sie hatten kein Gelübde, jedoch Clauſur, worin ihnen außer Gastgeben, Weinſchank und Kaufmannſchaft, jede anſtändige Beſchäftigung erlaubt war. Sie durften heiraten, der Ehre und den Zunftrechten des Mannes unbeſchadet; und wer eine ſolche Frau ſchmähte, wurde an Leib und Gut geſtraft. Sie durften mit Bewilligung der Vorſteher auch austreten; fielen ſie aber in das alte Leben zurück, ſo wurden ſie in die Donau geworfen. Albrecht beſtätigte dieſe Stiftung und befreite ſie von aller Steuer, Mauth und Zoll. Außerdem mußten Adelige und Geiſtliche, die Hofdiener

allein ausgenommen, mit den Bürgern gleich zu den Laſten der Stadt beitragen. Noch eines anderen Geſetzes iſt zu erwähnen; fremde Weine durften nur in einer einzigen Taverne geſchenkt werden, die auf Rechnung und zum Nutzen der Stadt betrieben wurde.

So gut es Albrecht auch meinte, war ſeine Regierung doch nicht ohne bedeutendes Unglück. Die Peſt brach 1370 und noch viel heftiger 1381 wieder aus; am Stephans Freithof allein wurden 15,000 Leichen begraben. Als man in neuerer Zeit die Magdalenacapelle dort abgebrochen, fand man ein ganzes Gewölb voll kleiner Splittern von Menſchengebein.

Während die Kämpfe der Häuſer York und Lancaſter England mit Blut tränkten; die Feindſchaft der Häuſer Orleans und Burgund Frankreich an den Rand des Verderbens brachte; in den Städten Italiens Anarchie oder Tirannei wütheten; Blutsverwandte Fürſten einander beim Gaſtmal mordeten; herrenloſe Miethſoldaten von allen Enden in Hütten wie in Palläſten raubten; in Deutſchland unter einem Kaiſer, der ſich wenig darum bekümmerte, das Fauſtrecht wieder waltete; ſelbſt in der Kirche 2, bisweilen 3, Päpſte einander entgegen ſtanden; war das glückliche Oeſterreich das ruhigſte Land in ganz Europa geweſen.

Nach Carls IV. Tod zeigte ſich das Ueble eines Wahlreichs; Er hatte Gold aufgehäuft, ſein Haus hatte zwei Kurſtimmen; dadurch ward es möglich,

daß, mit Umgehung vieler trefflicher Fürsten, sein ältester Sohn Wenzel zum Kaiser gewählt wurde. Eben der Wenzel, welcher beständig mit dem Scharfrichter, als seinem Herrn Gevatter umher ritt; den Heiligen Johann von Nepomuck von der Prager Brücke stürzen ließ; sich täglich betrank; dessen Gemahlinn Johanna von Bayern an seiner Seite im Bette von seinem Lieblingshund zerrissen wurde; und der zum Ueberfluß noch Wenzel der Faule hieß. Unter solchem Kaiserregiment lösten sich nothwendig alle Zügel der Gesetze und der gesellschaftlichen Ordnung; Adel, Städte und Landvolk standen in wilder Feindschaft gegen einander. Das Uebel verbreitete sich endlich auch nach Oesterreich; wechselseitig wurden Bürger und Edle und Landleute angegriffen, beraubt, in Gefangenschaft geschleppt, erschlagen. Ein solcher Räuber, der Lichtenecker genannt, der den Wienern viel Schaden gethan, hatte die Kühnheit, sich am hellen Tage in die Stadt zu wagen; da schlug ihn ein tüchtiger Fleischhacker am hohen Markt wie einem Stück Rind vor den Kopf. Ein anderer Raubritter war Wilhelm Rohrer auf der Feste Leonstein; wie einst gegen Rauheneck zogen die oft beleidigten Wiener unter dem Bürger und Ritter Zacharias Haderer gegen ihn; hier 1381 wurde zum ersten Mal in Oesterreich vom Schießpulver Gebrauch gemacht; mit großen Kugeln schoßen sie seine trotzigen Mauern und Thürme in Trümmer.

Kaiser Wenzel hatte es mit seinen Gewaltthä-

tigkeiten dahin gebracht, daß ſein eigner Bruder Sigmund (durch ſeine Vermählung mit Ludwigs des Großen älteſter Tochter Maria, König von Ungarn) ſo wie ſein Vetter Jobſt Markgraf von Mähren, ſich gegen ihn verbanden; ihn 1394 gefangen nahmen, und dem Oberſtburggrafen Heinrich von Roſenberg in Verwahrung gaben. Als ſein jüngſter Bruder Johann von Brandenburg mit einem Heere zu ſeiner Befreiung heranzog, führte ihn Roſenberg von einer böhmiſchen Burg zur andern; endlich gar nach Oberöſterreich auf das den Stahrenbergen gehörige Schloß Wildberg im Haſelgraben. Die Beweggründe zu Herzog Albrechts ſonderbaren Benehmen bei dieſer Gelegenheit ſind niemals bekannt geworden. Er mißbilligte Wenzels Thun im höchſten Grad; ſtellte den gegen ihn Verbündeten 600 Lanzenträger zur Hülfe; ließ aber nun die Stahrenberge hart an, daß ſie ohne ſein Wiſſen und Willen den Kaiſer in ihrer Burg gefangen hielten; befahl, ihn ohne Löſegeld frei zu geben und nach Budweis zu begleiten. Im geraden Gegenſatz ſtand ſein Betragen gegen Johann von Lichtenſtein den jüngeren, der wegen ſeines Anſehens und Reichthums allgemein der gewaltige Hofmeiſter genannt wurde. Wenzel hatte ihn zu ſeinem geheimen Rath ernannt, ihm einen Pallaſt in Prag geſchenkt, und ausgezeichnete Gunſt bewieſen; dieſen forderte er auch auf, ihn aus der Haft zu Wildberg zu befreien. Was nun Lichtenſtein dießfalls gethan, iſt eben ſo wenig bekannt; aber er wurde ſammt ſeinem Bruder Hart-

nieb und ſeinen Neffen in ſtrenges Gefängniß geworfen. Nur auf unabläſſige Verwendung des Burggrafen von Nürnberg, und des Grafen von Cilly wurde er freigelaſſen; jedoch war ihm verboten, nach der Urſache ſeiner Beſtrafung zu fragen, und er mußte alle ſeine Beſitzungen am rechten Donauufer der herzoglichen Kammer überlaſſen. So kam die Feſte Lichtenſtein bei Mödling in fremde Hände, und erſt 1807 kaufte der jetzt regierende Fürſt Johann ſie von dem Fürſten Poniatowsky zurück.

Eine kurze Erzählung von zwei merkwürdigen Wienern aus der Herrengaſſe gehört in jene Zeit. Chriſtoph von Lichtenſtein, durch das Unglück ſeines Hauſes gebeugt, verließ Oeſterreich und Deutſchland um fremde Kriegsdienſte zu ſuchen. Carl V. von Frankreich führte einen ſchweren Vertheidigungs-Krieg gegen England; der Kriegsruhm des Connetable Bertrand von Gueclin zog den jungen Lichtenſtein an; in der fernen Picardie trat er als gemeiner Reiter ein. Bald aber feſſelte ſeine kühne Entſchloſſenheit, und ſein Erfindungsgeiſt das Erſtaunen der Menge und der Aufmerkſamkeit des Connetables. Als nun wieder offenbar dieſe Eigenſchaften Lichtenſteins einen lange zweifelhaften Kampf ſiegreich entſchieden, meinten der König und der Connetable, ein gemeiner Reitersmann ſei das nicht, und wollten wiſſen wer er wäre. Sie ließen ihn alſo vor ſich in den Kreis der Kriegshauptleute rufen, und zugleich ſein Gepäck durchſuchen. Die allgemeinen Lobſprüche und die beſonders gütigen Worte des Königs,

vernahm er mit beſcheidenen Anſtand; auf die Frage um ſeinen Namen erwiederte er die Bitte, man möchte ihn als einen unbekannten Unglücklichen betrachten. Da kam Einer von denen, die ſein Gepäck durchſuchten, herbei geſprungen; er hatte das Lichtenſteiniſche Wappen an goldener Kette gefunden. Nun verhehlte Chriſtoph ſeinen Namen nicht länger. Der Kreis der Kriegshauptleute jauchzte ihm ſtürmiſch zu; der König ernannte ihn zu ſeinem Rath und Oberſten, und gab ihm eine reiche Beſtallung, die ihm auch nach ſeiner Heimkehr ins Vaterland verblieb.

Johann von Traun unternahm zuerſt eine Preußenfahrt; focht unter den deutſchen Rittern gegen die Heiden, und erſchlug mit eigener Hand einen reußiſchen Herzog. Dann ging er nach England, um Eduard III. gegen Frankreich zu dienen. Mit dem Prinzen von Wales, der ſchwarze Prinz genannt, ſchiffte er nach Guienne über; und in der berühmten Schlacht bei Poitiers, wo 48000 Franzoſen von 12000 Engländer geſchlagen worden, hatte Trauns Tapferkeit alle Anderen übertroffen; ſo daß ihm beim Siegesmal der ſchwarze Prinz obenan zwiſchen ſich und den gefangenen König von Frankreich ſetzte. Nun verſuchte ſich Traun auch zur See, eroberte ein feindliches Schiff, und brachte es dem König Eduard zum Geſchenk. Mit anſehnlichem Reichthum, und weltkündigen Ruhm kam er heim in die Burg ſeiner Väter.

Herzog Albrecht verlebte ſeine letzten Jahre größtentheils in Lachſenburg, und war dort ſelbſt

der beſte Baumeiſter und Gärtner, Kenner und Sammler fremder Thiere und Gewächſe. Dort ſtarb er auch am 29. Aug. 1595, 46 Jahr alt, und wurde unter Begleitung der Geiſtlichkeit, der Univerſität und der Bürgerſchaft mit lauter aufrichtiger Klage nach St. Stephan begraben. Er hinterließ einen reichen Schatz, und ein einziges Kind, ſeinen Sohn gleiches Namens; der bereits 18 Jahr alt und mit der zu Wien für ihn erzogenen Johanna von Bayern vermählt war. Der holden Beatrix Witwenſitz war zu Berchtholdsdorf.

Die Leopoldiniſche oder Steyriſche Linie.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß Leopold II., Albrechts III. Bruder viele Kinder, und daß dieſer ihm alle ſeine Länder bis auf Oeſterreich abgetreten hatte. Da die männlichen Nachkommen Albrechts III. nach 62 Jahren ganz ausſtarben, unter Albrecht IV. eigentlich Leopolds II. älteſter Sohn Wilhelm regierte, und in den erſten Jahren nach deſſen Tode, Leopolds II. Söhne Leopold III. und Ernſt die Vormundſchaft führten, muß hier von Leopold II., deſſen Nachkommen den Habsburgiſchen Stamm fortpflanzten, Einiges angeführt werden.

Seit man die Hoffnung auf Wiedereroberung des heiligen Landes aufgegeben, hatte ſich der Orden der deutſchen Herrn, vorzüglich aus den habsburgiſchen Ländern, gegen die heidniſchen Preußen, ein tapferes, aber grauſames Volk gewendet. Viel

deutſches Blut iſt da gefloſſen, mancher Ritter hat unter ſchrecklichen Martern geendet, aber der Hauptzweck wurde erreicht, ein ganzes Königreich erobert und zum Chriſtenthum bekehrt, nebſtbei milde Sitten eingeführt, viele ſchöne Städte erbaut, die deutſche Sprache jenſeits der pohlniſchen gegründet.

Der feurige und ehrgeizige Leopold II., den die Geſchichte den Frommen nennt, aber den Ruhmbegierigen nennen ſollte, fand ſich als achtzehnjähriger Jüngling ſchon, ſieben Jahre vor ſeinem älteren Bruder, von leidenſchaftlichem Eifer für den Ruhm ſeines Hauſes zu einem Zug gegen die Preußen angetrieben. Großen Aufwand wie Jener konnte er nicht machen, er beſaß für ſeinen Theil erſt die Vorlande und Tirol zur Hälfte; an ritterlichen Thaten, die ihm den Beifall des ruhmbedeckten deutſchen Ordens in hohem Grade erwarben, ließ er es nicht fehlen. Nachdem er ſo ſich ſelbſt ehrenvoll in die Welt eingeführt hatte, bezeichnete er jedes Jahr mit einer Unternehmung zur Vergrößerung ſeines Hauſes. Er vermehrte zuerſt ſein Gebiet durch Freiburg und Breisgau; von Montfort kaufte er Feldkirch, von Werdenberg erhielt er Pludenz, Sargans, Rheinthal, von Kaiſer Wenzel Ober- und Nieder-Schwaben, Einkünfte von Augsburg und Giengem. So wie ſeine Söhne heranwuchſen, trat ihm ſein gütiger Bruder Tirol ganz, Steyer, Kärnthen, Krain nach einander ab; die Stadt Trieſt unterwarf ſich ihm freiwillig.

Allein, jedes Glück hat ſeinen Gipfel, von da

geht es nur abwärts. Der nach Albrechts I. Tod zwiſchen Schwyz, Uri und Unterwalden geſchloſſene Bund verbreitete ſich weiter; eine öſterreichiſche Beſitzung nach der andern trat dem Bunde bei, und ſagte ſich vom deutſchen Reiche los. In Schwaben entſtanden Unruhen, die Städte am Rhein traten in einen Bund; beſonders Luzern reizte die öſterreichiſchen Städte zum Abfall, gab den habsburgiſchen Städten Sempach und Reichenſee das Bürgerrecht. Nun wollte Leopold dem Unweſen ein Ende machen, und Luzern beſtrafen. Er ſtillte die Unruhen in Schwaben, löste den Städtebund, trennte Zürich vom Schweizerbunde. Er berief ſeinen Adel nach Baden, und rückte nach Surſee vor; die Schweizer ſtanden ſchon bei Sempach. Es wurde Kriegsrath gehalten. Einer meinte wohl, es ſei noch nicht die ganze Macht beiſammen, man ſollte die Nachkommenden abwarten, doch zum Unglück für Leopold und ſeine Gefährten war das der Freiherr von Haſenburg. Man trieb ein leiſes Geſpött mit dem Namen, und ein junger Edelmann rief auf: »Mit dieſer Handvoll Bauern werden wir noch dieſen Abend fertig.« Leopold beſchloß den Angriff. Man fand die Wege für die Pferde zu eng und zu ſteinig, ſtieg ab und drang geſchloſſen vor. Die Schweizer lagen auf den Knien; »Sie ergeben ſich« riefen Einige. »Nein, ſie beten,« ſprach Leopold. Sie mögen eifrig gebetet haben; Arnold Winkelried trat hervor: »Sorgt mir für Weib und Kinder, Landsleute, ich mache euch eine Gaſſe.« Mit dieſen

Worten umfaßte er mehre Lanzen der Oesterreicher, die sofort seine Brust durchdrangen. Durch diese Großthat waren die geschlossenen Reihen geöffnet, die Schweizer drangen ein, und siegten durch Beweglichkeit und kurze Waffen über die schwer gerüsteten Ritter, deren Knechte auf den Rossen entflohen. Noch einmal blitzte Leopolds hoher Geist auf. Nachdem Eschelohe und Aarburg nach einander mit dem österreichischen Panier todt hingestürzt waren, mahnte man ihn auf seine Sicherheit zu denken. Er hob die blutige Fahne auf, und schwang sie über sein Haupt: »Ich will siegen oder sterben mit Ehren!« Damit warf er sich in den dichtesten Haufen. Er und 650 Grafen, Herren und Ritter blieben auf dem Platze. Der 9. Juli 1386 war dieser Unglückstag.

Leopold II. hinterließ vier Söhne, die alle der Welt von sich zu reden machten: Wilhelm, Leopold III. Ernst, Friedrich II. Wilhelm der Schöne, auch wohl der Bezaubernde, der Unwiderstehliche genannt, war das Abbild seiner Mutter, der reizenden Viridis, der Haupterbe von des Vaters Tapferkeit, und von Gott reichlich mit Verstand gesegnet. Er war von Ludwig dem Großen, König von Ungarn und Polen zum Gemahl seiner jüngeren Tochter Hedwig und zum künftigen König von Polen ausersehen; Ludwigs Tod vereitelte die glänzende Hoffnung. Wilhelm war bei seines Vaters Fall in fernen Landen abwesend.

Leopold III. der Stolze genannt, hatte Feuer und Ehrgeiz in vollem Maße vom Vater geerbt.

Obſchon erſt 15 Jahr alt, doch jetzt der Aelteſte der Anweſenden, theilte er die Erbſchaft des Vaters redlich und verſtändig. Dem Wilhelm ſprach er Kärnthen, Krain und die Stadt Trieſt zu, dem Ernſt Steyer, dem Friedrich Tirol; ſich ſelbſt begnügte er mit den Vorlanden, das iſt mit den Beſitzungen in Schwaben, Elſaß und der Schweiz, denn er brannte vor Begierde des Vaters Tod zu rächen. Schnell hatte er ſeinen Adel verſammelt, und griff die Schweizer bei Näfels an. Auch er, und abermal aus Geringſchätzung des Feindes, wurde geſchlagen; doch hatte er ſich ſo tapfer gehalten, daß dieſe Niederlage nur einen ſiebenjährigen Waffenſtillſtand zur Folge hatte, den er 1394 auf 20 Jahre verlängerte. In dieſer Waffenruhe ergriff ihn die Luſt zu reiſen; er durchzog Burgund und Frankreich, gewann an neuen Bedürfniſſen, verlor an altem Charakter. Später, als Vormund Albrechts V. erwarb er ſich nur gerechten Tadel und Haß, und ſtarb ruhmlos mit 40 Jahren.

Ernſt, von ſeiner ſeltnen Körperkraft und ſtrengen Ritterlichkeit der Eiſerne genannt, hat auf eine romantiſche Weiſe ſich Cimburgis, Prinzeſſinn von Maſſovien erworben, durch die allein der habsburgiſche Stamm fortgepflanzt wurde. Tapfer, friedliebend, redlich, gütig ward er geehrt und geliebt bis zu ſeinem Ende. Nachdem beide älteren Brüder geſtorben waren, ohne Söhne zu hinterlaſſen, fielen ihm Wilhelms Länder, Friedrich dem II. Leopolds Beſitzungen zu. Sein Sohn war Fried-

rich III., der den Kaiſerthron viele Jahre beſaß, und Maximilian I. war ſein Enkel.

Friedrich II., ein ehr- und prachtliebender Fürſt, der, ſeinem Worte getreu, auf dem Concilium zu Conſtanz den Papſt Johann XXIII. in Sicherheit gebracht hatte, ward dafür von Kaiſer Sigmund aller ſeiner Länder verluſtig erklärt; daher Friedrich mit der leeren Taſche genannt. Er hatte nur einen Sohn, Namens Sigmund, der unbeerbt ſtarb, ſo daß Maximilian I. zu ſeiner Zeit der einzige habsburgiſche Prinz war.

Albrecht IV.,

die Wunder der Welt zugenannt.

Bei Albrecht III. Tod war Albrecht IV. bereits 18 Jahr alt, alſo vollkommen geeignet, allein zu regieren; allein es war einige Wochen vorher ſein Vetter Wilhelm, Leopolds II. älteſter Sohn von ſeinen Ritterzügen nach Wien gekommen. Er hatte ſich ſolchen Namen erworben, daß Adel und Bürgerſchaft den nicht gerechten Anſpruch, welchen er, 25 Jahr alt, als Aelteſter des Hauſes auf Mitregentſchaft machte, unterſtützten. Der geduldige und friedliebende Albrecht willigte ein, und nicht zum Schaden von Stadt und Land, denn Wilhelm beſaß das Herrſchertalent, das Albrechten mangelte, der mehr zu zurückgezogener Häuslichkeit geboren war, zur Andacht und ſtillen Betrachtung der Natur.

In dieſem Geiſte beſchloß Albrecht eine Pilger-

fahrt in das heilige Land, obschon man ihm die große Gefahr dieses Unternehmens zeigte. Eben zu Pfingsten des vorhergegangenen Jahres war eine glänzende und lustige Schaar Franzosen unter dem Grafen von Artois über Wien nach Ungarn gezogen, dem König Sigmund zu Hülfe, der die Türken angriff, um das, damals noch christliche Constantinopel zu retten. Die Schlacht bei Nikopel 26. September 1396 fiel aber so unglücklich aus, daß die Franzosen fast alle getödtet oder gefangen wurden; Sigmund mehrere Monate als Flüchtling umherirrte, die Türken Ofen besetzten, und der Sultan Bajessid (Bajazeth) bis Pettau in Steyer streifte. Demungeachtet zog Albrecht, in der reinen Absicht etwas Gottgefälliges zu thun, die viel befahrene Handelsstraße nach Venedig, und ohne irgend einen Unfall, nachdem er an den heiligen Orten gebetet, und am Grabe des Erlösers den Ritterschlag empfangen, kehrte er mit vielen Kostbarkeiten und Seltenheiten zurück nach Wien. Die Dichter fabelten, er sei mit Hülfe eines leuchtenden Karfunkels auf unterirdischen Wegen bis nach Indien gekommen; habe dort Kriegsheere von Riesen und Zwergen, Menschen mit Schnäbeln und Schnauzen gesehen, u. dgl. m.

So gern er seinem Vetter Wilhelm die Regierungsgeschäfte überließ, war ihm doch die gewünschte Ruhe nicht gegönnt. Die Donau hatte Ende Juni 1402 ihre Ufer überschritten, den Tulnerboden und das Marchfeld gänzlich verheert; an manchen Orten war sie eine Meile breit, stand durch 10 Tag

In ſolcher Höhe, verſchlang mehrere Dörfer, und weit und breit alle Feldfrüchte. Der Metzen Getreide ſtieg bis 7 Gulden, und viele Menſchen verhungerten. Hiezu kam 1404 ein Krieg, eben als Wilhelm in Neapel war, ſeine Braut abzuholen. Die Markgrafen Jodok (Jobſt) und Prokop von Mähren, ſtritten mit einander um Znaim, deſſen ſich endlich Prokop bemeiſterte. Um es gewiſſer zu behaupten, nahm er die mähriſchen Raubritter Johann Sokol und Hynek Goldſteinsky zu ſich, die in Oeſterreich viel Greuel verübten, und bis an die Thore Wiens ſtreiften. Albrecht, um ſein Land wenigſtens von dieſer Plage zu befreien, brach ſelbſt mit 10000 Mann gegen Znaim auf und belagerte es mit alten Kriegsmaſchinen und dem neuen Geſchütz. Sigmund kam ihm zu Hülfe, und ohne Zweifel hätte es fallen müſſen, wären nicht beide Fürſten durch einen aus der Stadt in das Lager geſchlichenen Böſewicht vergiftet worden. Sigmund überſtand die damals gewöhnliche Heilart; er wurde bei den Füßen aufgehängt, bis das Gift von ihm ging, und lebte noch lange. Albrechten blieb davon ſolche Schwäche, daß man nur in einer Sänfte es wagen konnte, ihn nach Wien zurück zu bringen. Er erreichte es nicht, überall lief das Volk zuſammen, den gütigen armen Herrn zu ſehen. Im Dorfe Haſelbach raſtend hob er mühſam das Haupt, ſah umher, und ſprach ſeufzend: »O mein gutes Volk, welche Verwüſtung wirſt du erleiden!« In Kloſterneuburg verblich er am 14. September 1404 noch nicht vollends

27 Jahr alt. Man hat ihn (Mirabilia mundi) die Wunder der Welt genannt, vielleicht wegen seiner Kenntniß der Baukunst und außerordentlichen Geschicklichkeit in künstlichen Arbeiten, vielleicht wegen der Seltenheiten, die er aus dem heiligen Land mitgebracht, oder wohl gar wegen der erdichteten Fahrt nach Indien.

Unter seiner oder vielmehr seines Vetters Wilhelm Regierung wurde die Kirche Maria Stiegen ausgebaut. Albrecht III. hatte verordnet, es sollten zum Schutz der Armen zwei Ritter mit in dem Stadtrath sitzen, Wilhelm dagegen verordnete, Burgermeister und Rath sollten alljährlich erneuert, jederzeit von der ganzen Gemeinde gewählt werden, und niemals Vater und Sohn, Schwiegervater und Eidam, Brüder, Schwäger oder Vettern zugleich Rathsmitglieder sein. Für das wieder, besonders durch fremdes Geld, in Verfall gerathene Münzwesen wurden die Verordnungen Rudolphs IV. erneuert; alles fremde Geld wurde verrufen, es mußte zu den Münzern oder Silberarbeitern gebracht werden, und diese allein durften Silber und Gold kaufen. Damals entstand das sogenannte Stadtgut, Herzog Wilhelm hatte Inseln zwischen den Donauarmen seinem treuen Kämmerer und Gefährten Lorenz geschenkt, und dieser sie der Stadt verkauft, worüber ihm der Herzog 28. Mai 1396 einen Bestätigungsbrief ertheilte. Herzog Wilhelms Braut, Johanna von Neapel zog in einem prächtigen Gläser-

wagen ein, ganz Wien lief zuſammen, den erſten Wagen dieſer Art zu ſehen.

Kaiſer Wenzel wurde 1400 von den Kurfürſten und von den Böhmen wegen ſeiner Grauſamkeit abgeſetzt, von ſeinem jüngeren Bruder Sigmund abermals gefangen genommen, und 1402 dem Herzog Wilhelm zur Verwahrung in Wien vertraut. Das jetzige Salzamt, einſt dem bürgerlichen Geſchlechte Stoß, dann den Herrn von Prag Freiherrn von Windhag gehörig, nachmals herzoglich und eine kurze Zeit Münzhaus, ſtand damals hart an der Stadtmauer, und war mit Thürmen wohl verwahrt. Dort ſaß Wenzel fünf Vierteljahr. Nun wird erzählt, der Fiſcher Hanns Grundel habe ihm unter Fiſchen, die er brachte, ein ſeidenes Seil zugeſteckt, an welchem er ſich in den Graben herabgelaſſen. Andere ſagen, er habe durch den Fußboden in den Stall herab durchgebrochen. Genug, der Fiſcher brachte ihn verkleidet bei Stadlau über die Donau; dort wartete ſeiner Johann von Lichtenſtein mit 50 Schützen, brachte ihn zuerſt auf ſein Schloß zu Nikolsburg, dann nach Prag.

Albrecht V., als Kaiſer der II.

Albrechts IV. einziger Sohn war bei des Vaters Tod noch nicht ganz 8 Jahr alt. Wilhelm führte als Vormund die Regentſchaft fort. So wie unter Wenzels übler Regierung, und in den Kriegen zwiſchen ihm und ſeinen Gegenkaiſer Rupert den Pfälzer, in

Deutſchland das Fauſtrecht wieder allgemein wurde; wie mähriſche Raubritter vor Kurzem, Oeſterreich jenſeits der Donau plünderten; ſo fielen nun dieß-ſeits der Donau ungriſche Räuber ein, und thaten großen Schaden. Wilhelm griff raſch und mit ſtarker Hand zu; erſchlug eine gute Anzahl, brachte viele gefangen nach Wien, hängte die Rädelsführer an hohe Galgen, warf die Uebrigen, wenn auch Edelleute darunter waren, in tiefe Kerker; und ängſtigte ſie ſo lange, bis ſie mit ſchweren Löſegeld den verurſachten Schaden erſetzten, und Urfehde ſchworen. König Sigmund ſchickte Geſandtſchaft, um ſich darüber zu beſchweren. Wilhelm ſchickte Geſandte entgegen; und als Sigmund hochfahrend ihnen vorwarf, daß ſein Gebiet verletzt, ſeine Unterthanen zu ſchmählicher Strafe nach Wien geſchleppt worden, antwortete Kemprecht von Waldſee: »Ihr irrt euch, o hoher Herr, gar ſehr, ſo Ihr etwa meinet, unſer Herzog habe uns hergeſchickt zur Abbitte. Er fürchtet den Krieg nicht, nur will er ihn nicht anfangen; und hat den Frieden nicht verletzt, indem er ſchädliche Leute, die ohne daß Ihr es gehindert, aus eurem Lande in ſeines gefallen, zur Strafe gezogen. Wollt Ihr aber, wie es faſt ſcheint, durchlauchtigſter König, die Waffen walten laſſen, ſo wißt; ich ſtelle dem Herzog tauſend wehrhafte Reiſige, und unterhalte ſie ein volles Jahr auf meine Koſten. Mein Bruder Ulrich und meine übrigen Herrn Mitgeſandten, alle reicher und mächtiger als ich, thun wenigſtens eben ſo viel; ſehr vieler Anderer gleiches Sinnes, die zu

Hauſe ſind, nicht zu gedenken.« Die tapfere Rede verfehlte ihren Eindruck nicht; bald war Alles freundſchaftlich abgethan, und Sigmund fing an, ein Herz zu den Oeſterreichern zu gewinnen.

Der edle Herzog Wilhelm, deſſen frühere ſeltſame Schickſale ein anziehender Gegenſtand für eine eigene, hier zu weit abführende Geſchichte wären, ſtarb (15. Juli 1406) 36 Jahr alt zu Wien ohne Kinder. Durch ſeinen Tod traten böſe Jahre ein für Wien und Oeſterreich.

Die Stände huldigten zwar ſogleich dem neunjährigen Albrecht V., und beriefen der Ordnung nach ſeinen nun älteſten Oheim Leopold III. Wilhelms Bruder zur Vormundſchaft. Seiner Regentſchaft Anfang war auch gemäßigt; allein er war nicht ein Mann des Friedens. Seine herkuliſche Größe und Kraft, ſeine Meiſterſchaft in allen ritterlichen Uebungen machte ihn ſtolz; ſein langer Aufenthalt an den Höfen von Frankreich und Burgund gab ihm eine tiefe Verſtellungskunſt; ſeine Verſchwendung machte ihn geldgierig. Zum Ueberfluß ſtand ihm als Freund und Rathgeber ein Mann zur Seite, der auch die Welt nur um ſeinetwillen geſchaffen glaubte; ein Mann von glänzender Gelehrſamkeit, gefährlicher Beredſamkeit und unerſättlichem Ehrgeiz. Berthold von Wähingen hieß er, zuerſt Dompropſt bei St. Stephan und Kanzler der Univerſität, dann Domherr zu Paſſau und Pfarrer zu Großrußbach, Herzog Wilhelms Hofkanzler, endlich Biſchof zu Freyſingen; zuletzt durch Leopold III. dem Capitel zu Salzburg

als Erzbiſchof aufgedrungen. Obſchon das Capitel ihn niemals anerkannte, er auch von dem Erzbisthum auf keine Weiſe Beſitz nehmen konnte, legte er doch den Titel bis zu ſeinem Tode nicht ab. Nicht bald war ein Mann ſo allgemein verhaßt als dieſer Biſchof Berthold; den man wußte wohl, daß er es war, der die anfangs milde Regentſchaft Leopolds in ſtrenge Herrſchaft verkehrte. Sie verfuhren ohne Schonung; geberdeten ſich als Herrn, ſuchten das Geld, wo es zu finden war, legten willkürliche Schätzung auf die Geiſtlichkeit und auf die Bürger von Wien. Das erzeugte großen Widerwillen, aber Furcht hielt die Meiſten zurück; Manche wußte Berthold zu gewinnen. Nur ein Theil des Adels, an deſſen Spitze, von Furcht und Hoffnung gleich unbewegt, die tapfern Waldſee, ſo wie der Rath und die anſehnlichen Bürger von Wien ſtanden treu für das Recht des unmündigen Albrechts V.; und hatten den Muth, Leopolds Bruder, Ernſt den Eiſernen von Gratz zur Mitvormundſchaft zu berufen. Leopold wich nach Neuſtadt, und ließ ſich auf Unterhandlungen ein; aber nur zum Schein, um Zeit zur Rüſtung gegen ſeinen Bruder zu gewinnen. Der Biſchof hetzte inzwiſchen die unruhigen Köpfe Wiens gegen den Rath auf. Das Land litt, da Leopold, um ſich zu verſtärken ſelbſt die mähriſchen Räuber unter ſeine Reiſige aufgenommen hatte; in der Stadt ſtritten die Parteien gegen einander. Kein Tag verging ohne blutige Händel; der Rath ſah ſich zur Strenge genöthigt, und ließ die zwei vorzüglichſten

Rädelsführer, Wolfgang, einen Krämer am Lichtensteg; und den Schneidermeister Hermann nebst drei Andern den 5. Jänner 1408 am hohen Markt enthaupten. Unter solchen Umständen glaubte Ernst dem Lande mehr zu schaden als zu nützen, und ging nach Gratz zurück. Leopold und der Bischof zogen wie im Triumph in Wien ein, und schienen anfangs gar nicht zu wissen, wer es mit Ernst gehalten. Plötzlich hörte man in der Nacht einen starken Knall; Friedrich von Waldsee hätte mit seinem Bette in die Luft gesprengt werden sollen. Man wußte mit dem Schießpulver noch nicht recht umzugehen; er ward nur stark verletzt, und starb am dritten Tage. Leopold und der Bischof wurden laut und allgemein als die Urheber dieser Missethat angeklagt; sie waren trotzig genug, es nicht einmal zu widersprechen.

Remprecht von Waldsee, den nichts beugte, veranlaßte eine Versammlung der Stände in St. Pölten, und rief inzwischen den Herzog Ernst wieder nach Oesterreich; allein die Parteien waren so erbittert, daß sie sich eben so wenig vereinigten als das Jahr vorher zu Klosterneuburg. Als die Wiener Deputirten auf der Heimreise den Riederberg herabritten, wurden sie von einem Trupp Räuber angefallen. Hätten sich Alle gehalten, wie der wackre Bürgermeister Conrad Vorlauf und der junge reiche Flußhard, so wären die Räuber trotz ihrer Uebermacht mit blutigen Köpfen weggekommen. Allein die übrigen Deputirten, betagte Männer, gaben sich fast ohne Widerstand gefangen; Flußhard wurde

erſtochen, und ſo gerieth auch der Bürgermeiſter in Gefangenſchaft. Sie wurden zuerſt auf das Schloß Kegel, dann auf Kreuzenſtein, endlich auf Ternberg geſchleppt, und nur gegen 2000 Gulden Ranzion losgegeben. Die Deputirten erkannten nun, daß es nicht blos gemeine Räuber waren, denen ſie in die Hände gefallen; ſondern auch Edelleute, Anhänger Herzogs Leopold darunter; und ſie hatten guten Grund zu glauben, daß Er ihnen dieſen Umfall bereitet, weil ſie es geweſen, die zu St. Pölten am lauteſten gegen ſein gewaltſames Regiment geſprochen. Damit wurde es indeſſen nur noch ärger; der Rath hatte, um ſich des immer durch Berthold aufgehetzten Pöbels zu erwehren, einige Gaſſen mit Ketten ſperren laſſen. Leopold verlangte, daß die Ketten weggenommen, und ein Stück der Stadtmauer eingeriſſen werden ſollte; ein Begehren, dem der Rath wohl auf den Grund ſah, und es trocken verweigerte; was den Haß des Herzogs neuerdings entflammte.

Nun fügte es ſich, daß für die Bedürfniſſe der Stadt eine Abgabe auf Weinfäſſer und Leſegeräthe gelegt wurde; Einige murrten, am lauteſten wie immer die, welche am wenigſten zu zahlen hatten. Die Aufhetzer feierten nicht; ein Haufen Volkes trat vor den Herzog, klagte über den Rath, und begehrte Ausmuſterung desſelben. Leopold ergriff die Gelegenheit zur Rache, ließ den Bürgermeiſter mit den ehrwürdigen Rathsherrn, Conrad Kamperſtorfer und Johann Rack am 7. Juli 1408 in das Gefäng-

niß werfen; und ohne auf irgend eine Vorstellung oder Fürbitte zu hören, nach 3 Tagen, am 11. des Morgens enthaupten. Ein Grabstein in der Stephanskirche, ganz oben neben dem marmornen Grabmal Friedrichs IV., gibt in lateinischen Versen Zeugniß von dem hohen Ansehen, in welchem sie gestanden.

Leopold wandte durch solchen blutigen Ausbruch seines lange verhaltenen Grolles gegen Wien noch mehr Gemüther von sich ab; zumal er alles Eigenthum der Ermordeten, und selbst die bei ihnen gefundenen Depositen an sich zog. König Sigmund drohte ihm, Rembert von Waldsee both ihm offene Fehde, Herzog Ernst trat nun mit ansehnlicher Kriegsmacht auf.

Unter diesen Verhältnissen gelang es endlich dem Wiener Dompropst, Georg von Lichtenstein einen Vergleich zu Stande zu bringen, den König Sigmund als Vermittler bestätigte. Leopold mußte den Bischof Berthold, der den wohlgesinnten Wienern über Alles verhaßt war, von sich entfernen; und er sollte gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ernst, mit gleichem Recht und gleicher Gewalt die Vormundschaft führen. Zum Krieg kam es also nicht, aber zu einer wahrhaften Aussöhnung auch nicht; Leopold residirte in Neustadt, und hielt in der Burg daselbst den jungen Albrecht verschlossen; Ernst hielt sich in Ebenfurt und Himberg auf. Abwechselnd kam Einer und der Andere nach Wien, um ihr Recht gegen einander zu verwahren. Leopolds Rä[illegible]olk

ſetzte noch immer dem biedern Waldſee mit Feuer und Schwert zu; doch ohne ihn wanken zu machen.

Die Peſt brach abermals 1410 in Wien und Oeſterreich aus; über 1000 Studenten ſtarben hier, die übrigen ergriffen die Flucht; denn die Peſt ſchien dieß Mal vorzüglich nur junge Leute zu befallen. Aus gleicher Urſache ſchickte Leopold den jungen Albrecht aus der ſumpfigen Umgebung Neuſtadts in die reinere Luft der Feſte Stahrenberg am Gebirg. Waldſee erkannte den günſtigen Augenblick, erſchien unvermuthet vor Stahrenberg mit ſeinen Getreuen; erſtieg es, und führte mit Leopold von Eckardsau allein Albrechten auf Umwegen über die Donau nach Eggenburg. Durch ſeine übrigen Kampfgenoſſen entboth er eiligſt eben dahin Prälaten und Herren, Ritter und Städte. Albrecht war zwar kaum 14 Jahr alt, aber hoch aufgewachſen, von unverzagter Rede, ungemeiner Stärke, und früh reifen Verſtande; ſeine großen blauen Augen ſahen freundlich aus einem einnehmenden Angeſicht. Die verſammelten Stände begrüßten ihn mit einſtimmigem Frohlocken als ihren Landesfürſten. Leopold war ſchon über die Entführung Albrechts in Wuth gerathen, und wußte nur nicht gleich, wohin er ſeine Rache wenden ſollte; als er nun vollends den Beſchluß der Stände erfuhr, rührte ihn der Schlag. Wenige Wochen darnach tödtete auch ſeinen Freund Berthold der Verluſt ſeiner Bedeutenheit, und die Furcht vor Vergeltung. So hatte Gott ſelbſt dem Unfrieden ein Ende gemacht.

Herzog Ernſt ſchickte die Bothſchaft von Leopolds Tod an Albrecht, mit der Einladung in die Burg ſeiner Väter. Eine unzählbare Menge begleitete den Fürſten nach Wien; von allen Thürmen wehten Fahnen, alle Glocken läuteten, Muſikchöre tönten von den Häuſern, aus allen Gäſſen tauſendſtimmiger Jubel. Die Geiſtlichkeit zog dem Herzog mit allen Heiligthümern, die Ritterſchaft in vollem Schmuck zu Pferde; Bürgermeiſter und Rath mit den Schlüſſeln der Stadt bis vor die Thore entgegen. Bei St. Stephan bewillkommte ihn die Univerſität; nach feierlichem Lob- und Dankamt bezog er erſt die herzogliche Burg.

König Sigmund ward noch in demſelben Jahr zum Kaiſer erwählt, und erklärte Albrechten, obſchon im Haus Habsburg das ſechzehnte Jahr in der Regel war, nach eben zurückgelegten 14 Jahr »wegen Nothdurft des Landes« für volljährig. Ernſt zog in ſein Herzogthum Steier, wo er noch 14 Jahr lebte, ohne den Frieden von Oeſterreich zu ſtören. Auch die alte Feindſeligkeit zwiſchen den Häuſern Habsburg und Luxenburg war in Bezug auf Albrecht ſo ganz verſchwunden, daß Sigmund ihm ſeine einzige fünfjährige Tochter und Erbinn feierlich verlobte.

Als Albrecht den Thron beſtieg, war durch das böſe Beiſpiel des übrigen Deutſchlands, und durch lange innere Zwietracht und Verwirrung faſt ganz Oeſterreich zu einer Räuberhohle geworden; nach wenigen Jahren rühmten von ferne kommende Kaufleute wie die Nachbarn, daß man in Oeſterreich durch

Feld und Wald das Geld in offner Hand tragen könnte. Der 15jährige Fürſt brach die Bergſchlöſſer der Raubritter, und erkannte den verbrecheriſchen Burgherrn ohne Gnade den Strang zu. Zwei ſeiner Lieblinge, ein Truchſeß und ein Schildknappe eigneten ſich durch Urkundenverfälſchung Erbſchaften zu; nichts half ihnen ſeine Gunſt, unerbittlich ließ er das Geſetz walten, das ſie zum Feuertode verdammte.

Alle Züge ſeines vortrefflichen Herrſchergeiſtes zu ſammeln würde hier zu weit führen, es iſt kein Zweig der öffentlichen Verwaltung, in welchen er nicht, oft aus entfernten Feldlagern, und unter den wichtigſten Kriegs- und Staatsangelegenheiten, ſelbſt für die kleinſten Intereſſen ſeines geliebten Wiens Verordnungen erließ. Die Abſicht dieſes Buches erlaubt nur ſolche auszuheben, die uns Sitten, Gebräuche und Verhältniſſe der Zeit erkennen laſſen. Dem Dompropſt und Capitel von St. Stephan und allen übrigen geiſtlichen Häuſern wurde aufgetragen, ſie ſollten ihre Bauweine nicht in Fäſſern verkaufen, ſondern »beſcheidentlich ausſchenken, nicht ungezogenen Leuten, die Lärm und Unfug treiben; auch ſollten ſie dazu weder Frühſtück geben noch anderes Eſſen.« Die Weingärten der Wienerbürger erſtreckten ſich um die ganze Stadt durch einen großen Theil der jetzigen Vorſtädte von der Donau bei Döbling bis wieder zur Donau bei Erdberg; zu ihrem Vortheil durfte im ganzen Stadtburgfried nur im Bräuhaus allein Bier geſchenkt werden. Eine Gränzlinie

wurde zwiſchen Kaufleuten und Krämern gezogen; die Kaufleute durften nach dem Gewicht nicht unter 25. Pf., und nach der Elle nur einige ſehr koſtbare Stoffe verkaufen. Confect von Venedig war nur den Apothekern zu verkaufen erlaubt. Alle Handels- und Gewerbszweige waren ſcharf getrennt, und jeder Feilſchaft ohne Ausnahme ein eigener Platz angewieſen. So trägt die Gaſſe, die den Tuchhändlern angewieſen war, noch heute den Namen Tuchlauben; die Wechſelbänke waren beiſammen auf der Brandtſtatt; ſie wurden verkauft und durch Heirat übertragen. Man muß ſich dieſe Wechſelbänke nicht vorſtellen wie heutige Wechſelſtuben. Das Geſchäft beſtand blos in Geldwechſeln, und wahrſcheinlich ſah man von dieſen Wechſelbänken auf der Brandſtadt Muſter in den vor kurzem weggeſchafften Bürſtenbinder- und Kammmacher-Läden. Der Hoher (ſo hieß der Scharfrichter) und der Diebsſcherg (Gefangenwärter) ſollten nicht mehr auf den Märkten ſammeln, ſondern dafür eine Summe Geldes erhalten. Der Diebsſcherg bekam jährlich 26 Gulden, davon mußte er die Gefangenen ſpeiſen und auch den Hoher in der Koſt haben; wogegen ihm dieſer die Hälfte von dem, was er außer dem Burgfried mit ſeiner Meiſterſchaft verdiente, geben mußte. Jeder Schergenknecht erhielt jährlich 5 Gulden aus der Stadtkämmerei. Ein Maurer oder Zimmermann ſollte täglich über Sommer 20 Pfenninge, bei der Koſt 12; über Winter 14, bei der Koſt 8 erhalten; wer mehr gab oder nahm, verfiel in des Herzogs Ungnade.

Noch ſtand außer der Schlagbrücke keine Brücke über die Donau, obſchon der Handel nach Böhmen, Mähren und Pohlen, bei der wieder eingetretenen Sicherheit im Lande, immer lebhafter wurde. Man fuhr gewöhnlich die ſehr getriebene Straße nach Kloſterneuburg und dort nach Korneuburg über; wobei es häufig Streitigkeiten, Anſtände und Erpreſſungen gab. Albrecht berieth ſich mit der Bürgerſchaft, und beſchloß 1439, von der Stadt gerade aus auf ſeine und auf ihre Koſten über alle Donauarme Brücken zu bauen. Die Brückenmäuthe erſcheinen für unſern Geldwerth ſehr klein, für den damaligen waren ſie beträchtlich; doch zahlte man ſie lieber als man auf andere Weiſe überfuhr, was nach wie vor erlaubt war. Für ein Zugvieh vor einem beladenen ausländiſchen Güterwagen zahlte man 7 Pfenninge, vor einem inländiſchen 5, vor einem leeren 2, u. ſ. f. Eine Jungfrau Braut mußte für ihre Perſon 12 Pfenninge zahlen, eine Witwe Braut 24; waren ſie arm, ſo hatten ſie nur den zwei Brückenhütern ein Kränzchen und einen Hälbling (Häller) zu geben; ſonſt zahlte ein Fußgeher 1 Pfenning. Für die Schlagbrücke, wo die Fleiſchhauer ihre Schlachtbänke hatten, zahlten die Einwohner im Werd (Leopoldſtadt) alle Quatember 4 Pfenninge zur Stadt; ſonſt zahlte Niemand etwas auf dieſer Brücke, als wer Vieh auf die Weide hinüber trieb, von 4 Stück 1 Pfenning; herüber nichts. Von Herzog Albrecht iſt auch das von dem Piariſten Adrian Rauch herausgegebene »Stadtrecht von Wien und der Gemeinbrauch« in 150 Ti-

teln, die nicht wohl einen Auszug gestatten. Nur ist die Spielwuth jener Zeit merkwürdig, denn es ergibt sich aus den Strafgesetzen, daß die Leute nicht nur auf den Straßen spielten, sondern sogar, wenn sie ihr Geld verspielt hatten, Finger, Ohren und andere Gliedmaßen aufs Spiel setzten. Die Gevatterschaft war noch ein Ehehinderniß. Der Wienerbürger Hanns Keuschner wurde von Münchnern beim strengen westphälischen Freigericht (der heiligen Vehme auf rother Erde) belangt; Albrecht nahm sich seiner bei dem Bayernherzog Albrecht, dem Gemahl der unglücklichen Agnes Bernauerinn, an, und so ließen sich die Münchner das Wiener Stadtrecht gefallen. Große Ehre macht ihm auch in jener Zeit, wo die Criminaljustiz noch grausam war, sein Befehl, die Gefangenen im Thurm am Kärnthnerthor (Kärnthnerthurm), welches das strengste Gefängniß war, menschlich zu behandeln; ihnen genügende Nahrung, zu heiligen Zeiten etwas Wein oder Bier zu geben; sie in Krankheitsfällen zu pflegen. Ein Schatten dagegen in dem schönen Bilde seines Lebens ist es, daß er in Bezug auf die Juden dem Geist der Zeit nachgab. Wir haben gesehen, aus welchen Ursachen die Juden in früherer Zeit gehaßt, verfolgt, vertrieben, ermordet wurden; bald waren sie wieder in großer Anzahl vorhanden. Die öftere Geldnoth der Fürsten machte sie diesen nothwendig und half ihnen zu manchem günstigen Privilegium. Unermüdet waren sie in Erfindung neuer Abgaben und Erpressungen, die sie wie die meisten Regalien, Do-

männen, Steuern und Zölle gepachtet, ſchon auf Jahre vorhinein große Vorſchüſſe darauf geleiſtet hatten, und ſie mit empörender Härte eintrieben. Wie in Deutſchland der Krieg des Adels, der Städte und der Landleute gegen einander ausgebrochen, Raub und Plünderung allgemein geworden war; wie dieſes Uebel während Albrechts Minderjährigkeit ſich auch nach Oeſterreich verbreitet hatte, der Handel ſtockte, vielen Gegenden das tägliche Brot mangelte, da wurden die Juden mehr als je reich und verhaßt. Geraubte und geſtohlne Koſtbarkeiten kamen um eine Kleinigkeit in ihre Hände; andere Kleinodien als Pfänder; aller Metallreichthum als Zinſen, die jährlich das Capital übertrafen, oder durch ihre Pachtungen der landesfürſtlichen Einkünfte. Aber der unblutige und verderbliche Krieg, den ſie ſeit langen Jahren wider das Eigenthum aller Welt führten, wendete ſich plötzlich greuelvoll und blutig gegen ſie. Der ſteinreiche Jude Iſrael zu Enns kaufte in ſeinem Uebermuth von dem Meßnersweib der, einſam außer der Stadt gelegenen Pfarrkirche St. Lorenz conſecrirte Hoſtien um ſchweres Geld; um durch deren Mißhandlung die Oſterfeier der Chriſten 1420 zu verhöhnen. Das Geſchehene ging von Mund zu Mund, ein allgemeiner Beſchluß erfolgte. Am Donnerstag vor Pfingſten früh Morgens wurden alle Juden in ganz Oeſterreich auf einmal gefangen, ihr Hab und Gut eingezogen, die Geringeren ſogleich aus dem Lande gejagt, die Vornehmern, wenn ſie die Taufe verweigerten, zu erem-

plarischer Strafe aufbewahrt. Viele ermordeten sich selbst im Gefängniß; am 14. März 1421 wurden blos in Wien auf der Gänsweide zu Erdberg 110 Juden beiderlei Geschlechts verbrannt, und ihre Asche ins Wasser gestreut. Ihre sämmlichen Häuser fielen der Stadt anheim.

Die Mitglieder des Schottenstiftes hatten ihre Zeit überlebt. Sie leisteten große Dienste zur Zeit der Kreuzzüge und der Pilgerfahrten, für die sie gestiftet wurden, da es aber nun damit lange vorüber war, erwartete und forderte man von ihnen Dienste in der Seelsorge. Diese konnten sie mit ihrer fremden Sprache nicht leisten, und doch ergänzten sie sich hartnäckig immer nur mit Schottländern oder Irländern. Der Papst Martin V. befahl ihnen auf Albrechts Verlangen, auch Deutsche und Leute von allen Nationen aufzunehmen; das wollten sie durchaus nicht, auch war ihre einst reiche Stiftung durch häufiges Tauschen und schlechte Wirthschaft so herab gekommen, daß sie bereits die Glocken im Thurm versetzt hatten. Sie begehrten also Reisegeld um in das Stift St. Jacob zu Regensburg zurückzukehren, aus dem sie ursprünglich gekommen, und zogen im August 1415 ab. Das Kloster wurde mit Deutschen besetzt, und der erste deutsche Abt, der gelehrte Meister (Professor) Niklas von Aespitz ward durch deutschen Fleiß des tiefgesunkenen Klosters Wiederhersteller.

Auch in andern Klöstern war Unordnung und Zuchtlosigkeit eingerissen, Albrecht gab dagegen schar-

ſe Befehle, verordnete allgemeine Reformation in den Klöſtern und erhielt dazu päpſtliche Commiſſarien.

Daß er den Bau der Stephanskirche und des hohen Thurms vollendet, iſt ſchon geſagt worden. Er ſtellte auch die dreimal abgebrannte Michaelskirche wieder her. Insbeſondere iſt das Presbyterium und die Verlängerung beider Seitenchöre von ihm, man erkennt die ſpätere Bauart daran. Mit dem Lehrer ſeiner Jugend, dem Pfarrer zu Garſten Andreas Plank gemeinſchaftlich ſtiftete er die Chorherrn zu St. Dorothee. Aus der alten Kanzlei und dem herzoglichen Harniſchhauſe in der Rad und Färbergaſſe (Dorotheer- und Spiegelgaſſe) baute er ihr Kloſter; jetzt iſt die Neuburgergaſſe durchgebrochen.

Am 26. April 1422 war die Vermählung des 25jährigen Herzogs Albrecht mit der 15jährigen Kaiſertochter Eliſabeth bei St. Stephan. Bürgerſchaft und Univerſität von Wien, der Adel von Oeſterreich und viele ungriſche und böhmiſche Herren, Alles in höchſter Pracht verherrlichten dieſe Feierlichkeit, welche überdieß durch die Jugend und Schönheit des Brautpaares, und durch den Umſtand, daß Sigmund der letzte Luxemburger, mit ſeiner Tochter das Markgrafthum Mähren als Brautſchatz, und das Erbrecht auf Ungarn und Böhmen an das früher angefeindete Haus Habsburg gab, für Wien lange unvergeßlich bleiben mußte.

Ueberhaupt hat Kaiſer Sigmund, der ſchon mit 20 Jahren König von Ungarn in der Folge auch Markgraf von Mähren, König von Böhmen, Kur-

fürſt von Brandenburg und Kaiſer ward, während 50 Jahren ſo viel Einfluß auf Oeſterreich genommen, daß einige Worte über ihn hier nicht außer ihrem Platze ſein können. Sigmund war von großer herrlicher Geſtalt, noch mit 70 Jahren ein ſchöner Mann; wo er auftrat, gebot ſein Anſehen Ehrfurcht, gewann ſeine einnehmende Leutſeligkeit Liebe. Er war tapfer, ſtandhaft, von hohem Geiſte, gütig, aber im höchſten Grade leichtſinnig. Raſch und fröhlich griff er zu den Waffen, mit denen er doch ſelten glücklich war. Geſchlagen und flüchtig, oder inmitten der größten Angelegenheiten, ja ſelbſt als die ungriſchen Großen ihn eingeſperrt, war ſein einziger Kummer, neue Liebſchaften zu finden. Oft mußte ſein unermüdlicher Kanzler Kaſpar Schlick Staatsſchriften bei Seite legen, um Liebesbriefe zu ſchreiben. In ſolcher Uebereilung vermählte er ſich, nachdem er ſeine erſte Gemahlinn, König Ludwigs von Ungarn und Pohlen älteſte Tochter Maria, kinderlos verloren, mit der übel berühmten Barbara, deren Großvater noch ein kaum bekannter Freiherr von Sanneck war, und von Kaiſer Ludwig dem Bayer die Grafenwürde von Cilly erhielt. Sie war eine ſolche Sirene, daß Sigmund ſie zuletzt einſperrte, weil er überzeugt war, daß er keinem ihrer Begehren widerſtehen könne. Kriege und Liebſchaften koſteten ihm ſo viel, daß er Staatsgüter verſchleuderte, Titeln und Würden verlieh an Alle, die nur die Taxen zahlen wollten, ſelbſt das Kurfürſtenthum Brandenburg an den Grafen von Hohenzollern, den

Ahnherrn des Hauſes Preußen verkaufte, und doch immer in Geldnoth war. Nicht ſelten lebte er blos von dem Privatvermögen ſeines treuen Kanzlers, und mehrmals ward der Stadt Wien die Ehre, das prächtige Silbergeſchirr dieſes Herrn von ſo vielen Kronen im Verſatz zu haben.

Das Concilium zu Conſtanz fiel auch in die Regierung Albrechts, und war eine der erſten Verfügungen Sigmunds als Kaiſer, die er mit ruhmwürdigen Eifer betrieb; denn neben Papſt Johann XXIII. lebten Benedict XIII. und Gregor XII., die zwar abgeſetzt, doch noch ihren Anhang hatten. Die Kloſterzucht war überall in Verfall, und an vielen Orten Irrlehren verbreitet. Vierthalbhundert Biſchöfe, Erzbiſchöfe und Cardinäle, gegen 600 Prälaten und Doctoren, und bei 2000 Herren des Adels verſammelten ſich am 1. November 1414 in Conſtanz.

Auf der Hinreiſe begleitete den Kaiſer auf kurze Zeit ſeine Gemahlinn Barbara; und beim Schluß des Conciliums kam ſie auch wieder mit ihm die Donau herab. Beide Mahle hielten ſie ſich einige Tage in Wien auf, und wurden mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Man hatte die Höflichkeit, den ihr beſonders werthen Ritter ihres Gefolges Heinrich von Heidenreichsdürren bei dem feſtlichen Turnier den erſten Dank gewinnen zu laſſen. Sie zeigte viel Gefallen an dem freudigen Leben; kaufte manches Bedürfniß ihrer Laune, und begehrte insbeſondere von dem Bürgermeiſter Hölz-

ler zum Bau ihrer Luſtſchlöſſer in Ungarn Ziegelbrenner von Wien, die damals ſehr berühmt waren. Im Herzen aber waren ſie und ihr ganzes Geſchlecht, ſo lange Einer davon lebte, abgeſagte Feinde von Oeſterreich, und Sigmunds Leichtſinn verdarb Alles auf dem Concilium zu Conſtanz.

Johann Huß, ein Prediger zu Prag, war wegen Irrlehren angeklagt, und vor das Concilium gerufen. Da er ſeine Lehrſätze nicht widerrufen wollte, ward er zum Feuertode verurtheilt. Er und ſeine Freunde beriefen ſich auf das ſichere Geleit, das ihm der Kaiſer zugeſtanden, ehe er dem Ruf nach Conſtanz folgte; der Kaiſer ſchlug es in den Wind, und ließ Huſſen am 6. Juli 1415 verbrennen. Welche ſchreckliche Folgen das hatte, werden wir bald ſehen.

Eben ſo wollte Papſt Johann ſich nicht in Perſon auf das Concilium begeben, bis auf des Kaiſers Geheiß, Friedrich Herzog von Oeſterreich und Graf von Tirol, dem nach ſeines Bruders Leopold III. Tod auch die habsburgiſchen Beſitzungen in Schwaben, Elſaß und der Schweiz zugefallen waren, ſein Fürſtenwort für deſſen Sicherheit verbürgte. Das Concilium hatte indeſſen beſchloſſen, alle drei Päpſte abzuſetzen, und durch eine neue völlig freie Wahl die Einheit in der Kirche herzuſtellen. Johann, entſchloſſen, ungezwungen nicht nachzugeben, ſorgte für ſeine Sicherheit, und mahnte den Herzog Friedrich an ſein Wort. Dieſer, der vom Anfang an durch ſeinen Aufwand alle anderen Für-

ſten überglänzte, veranſtaltete ein überaus prächtiges Turnier; während der allgemeinen geſpannten Erwartung, in welcher Pracht er ſelbſt auf dem Turnierplatze erſcheinen werde, entführte er den Papſt verkleidet in ſeine Stadt Schafhauſen. Darüber nun, als es bekannt wurde, war die Verſammlung verſchiedener Meinung. Ein Theil lobte ihn, daß er ſein Wort mit Liſt gelöst, was er mit Gewalt nicht vermocht hätte, und erhob ihn über Sigmund, der ſein Wort gegen Huß gebrochen, obwohl er die Macht hatte, es zu löſen; die Gegner ſchrien über ihn, als hätte Friedrich Kirche und Reich den Türken ausgeliefert. Mit dieſen hielt es der Kaiſer; erbittert gegen Friedrich, der ihn früher durch ſeine Pracht, jetzt durch Löſung ſeines Fürſtenwortes ſo tief in Schatten geſtellt, erklärte er ihn in die Reichsacht, und aller ſeiner Länder verluſtig, ſtellte den Burggrafen von Nürnberg an die Spitze der Reichsexecution, und hetzte die Schweizer gegen Friedrich. Seine Freunde verließen ihn, die alten Feinde ſtanden gegen ihn auf, die viel gerühmte Treue der Schweizer hielt nicht Stich. Obgleich ſie erſt kürzlich den Frieden auf 50 Jahre beſchworen hatten, ergriffen ſie die Gelegenheit; und faſt alles alte habsburgiſche Stammgut an der Aar, Thur und Reuß, 60 Städte und die Habsburg ſelber gingen unwiderbringlich verloren. Friedrich flüchtete mit ſeinem Freunde von Mülinen nach Tirol, und man gab ihm jetzt den Beinamen von der leeren Taſche. Durch die Treue der Tiroler jedoch unter-

ſtützt, behauptete er nicht nur dieſes Land, ſondern ſtarb auch wieder als einer der reichſten Fürſten, der Geld genug zu dem goldnen Dach in Innsbruck hatte.

Inzwiſchen waren in Böhmen die Folgen des Leichtſinns, mit dem Sigmund gegen Huß gehandelt, zur Reife gelangt; ſeine Anhänger waren viel zahlreicher und weiter verbreitet, als man vermuthen konnte, der Huſſitenkrieg brach aus, und wurde mit ſolcher Grauſamkeit geführt, daß er nach mehr als 400 Jahren unter dem Volke noch nicht vergeſſen iſt. Johann Zizka von Trocznow, ein blinder Edelmann, der ſich ſelbſt die Geißel Gottes nannte, Prokop der Große, ein ſchwärmeriſcher Mönch, Prokop der Kleine, ein abtrünniger Prieſter, waren die Heerführer, welche ohne Kriegserfahrenheit, durch bloße wilde Wuth die geübteſten Heere in die Flucht ſchlugen. Der finſterſte religiöſe Fanatismus, in welchem ſie ſich berufen glaubten, Alles, was nicht dachte wie ſie, in Blut und Flammen auszutilgen, und ein politiſcher Fanatismus zugleich, in welchem der langverhaltene Groll der Slaven gegen die Deutſchen ſich ausließ, trugen die Waffen der Huſſiten nach Oeſterreich, Franken, Sachſen, Mähren. Die Männer erſchlugen, was Waffen tragen konnte, die mitziehenden Weiber erſchlugen dann oder peinigten und verſtümmelten die Greiſe, Weiber und Kinder. Daß man entgegen auch wider ſie grauſam verfuhr, iſt leicht zu erachten. Albrecht hatte allgemeine Landwehr aufgebo-

ten; nur Bürgermeiſter und Rath allein ſollte von wehrhaften Männern in Wien bleiben; von Prälaten und Städten forderte er ein Darlehen von 60,000 Gulden, auf jedes Pfund Weingarten legte er 20 Pfenninge Huſſitenſteuer, allen Verkauf von Waffen, von Bley, Kupfer, Zinn, Salniter und Schwefel verbot er ohne Unterſchied. So ſetzte er ſich gleich Anfangs in Verfaſſung, das Uebel von ſeinem Lande kräftig abzuhalten oder abzutreiben. Prokop der Große ſtreifte bis gegen Krems; Albrechts Vortrab, entſetzt von dem Anblick der Böhmen, ergriff die Flucht; Albrecht ließ alle Flüchtlinge gefangen ſetzen, griff mit dem Reſt die Huſſiten an, ſchlug ſie bei Swietlau, und drückte ſie nach Böhmen zurück. Zu Wien kamen 1425, während Albrecht im Felde war, alle Kurfürſten zuſammen, und beſchloſſen, eine Art von Kreuzzug zum Beiſtand der angegriffenen Länder aufzufordern. Wirklich ſah Wien ſogar Portugieſen als Hülfsvölker durchziehen, an ihrer Spitze Don Fernando, eben der, von welchem Calderons berühmtes Schauſpiel »der ſtandhafte Prinz« den Namen hat.

Wo Albrecht ſelbſt ſtritt, ſiegte er jederzeit; aber er konnte nicht überall ſein. Er hatte Prokop den Großen 1428 bei Brünn geſchlagen; dieſer eilte in wilder Wuth an die Donau, lagerte bei Jedelſee, beſchoß Nußdorf; mußte aber, als Albrecht nachrückte, ſeine Abſicht gegen Wien aufgeben und über Stockerau wieder abziehen. Noch einmal gelang es Prokop dem Kleinen und einem eben ſo ruchloſen

Anführer Welik 1430 in Oeſterreich einzufallen; Albrecht brachte ihnen eine entſchiedene Niederlage bei; Welik wurde erſchlagen. Endlich als in der Schlacht bei Krzib und Lipan 1434 beide Prokope gefallen, und Ziska an der Peſt geſtorben war, hatte der greuelvolle Krieg ein Ende; die Huſſiten konnten ſich nicht mehr in freiem Felde halten; ſie erkannten Sigmund als König, und zerſtreuten ſich.

Nachdem Sigmund in ſeinen letzten Jahren, nach ſo vielerlei Schickſalen, ſich wieder im ruhigen Beſitz ſeiner Kronen geſehen, und für das Erbrecht Albrechts und Eliſabeths durch ein feierliches Teſtament geſorgt hatte, ſtarb er zu Znaym am 9. December 1437. Albrecht hatte eben die Türken aus Siebenbirgen hinausgeſchlagen, als er auf der Heimreiſe mit ſeiner Gemahlinn und der Leiche ihres Vaters zu Preßburg zuſammentraf. Nach dem feierlichen Begräbniß wurde er noch am 19. desſelben Monats als König von Ungarn, und am 29. des folgenden Monats als König von Böhmen gekrönt, nicht ganz zwei Monate ſpäter, am 20. März 1438 zum römiſchen Kaiſer erwählt, und am 30. Mai als ſolcher gekrönt. Und von dieſem Albrecht II. (als Kaiſer) an kam durch 300 Jahre die Kaiſerkrone nicht mehr von den Häuptern der Habsburger, ſo lange Einer lebte.

Es darf doch auch der Würdigſte nicht dem Glücke trauen. Binnen einem halben Jahr waren drei große Kronen dem mächtigen Herzog von Oeſterreich zugefallen; leider nur auf gar kurze Zeit.

Murad (Amurath), der Sultan der Türken hatte das griechiſche Kaiſerthum ſchon auf einem engen Raum beſchränkt, und richtete ſeine Waffen gegen Ungarn; ſo wie er zwei Jahre früher in Siebenbürgen eingefallen war, bedrängte er nun 1439 Servien. Albrecht eilte hinab. »Geſchwind gewinnt,« war ſein Kernſpruch; allein die Ungarn waren nicht geneigt, für die Erhaltung dieſer Provinz bei ihrer Krone zu ſtreiten. Das kränkte ihn und hielt ihn auf; die Lagerſeuche ergriff ihn, er mußte in beſſerer Luft Geneſung ſuchen; die Hitze des Fiebers zu dämpfen genoß er Melonen, das vermehrte das Uebel; er ſtarb auf der Reiſe zu Neßmühl bei Komorn am 27. October 1439, 42 Jahr alt.

Ganz Europa trauerte um ihn, denn er war von aller Welt hochgeachtet; ſelbſt ſein edler Feind, Sultan Murad, bedauerte ihn mit großen Lobſprüchen. Immer war er auf der Seite des Rechtes; ſein Wort war ſtets die That. Mit durchdringendem Verſtand zum Herrſchen verband er ſiegreiche Tapferkeit. Einfach in ſeiner Kleidung trug er immer ein prächtiges Schwert; ein Freund der Wiſſenſchaften und der Gelehrten, genoß er die ewige Jugend edler Wißbegierde. Er redete alle Sprachen ſeiner Unterthanen, und war in ſeinen Sitten ſo rein, daß er, bei außerordentlicher körperlicher Kraft, nie ein Weib berührte, als ſeine herzlich geliebte Gemahlinn. Er iſt der einzige Herzog von Oeſterreich, deſſen Tod, als ein wahrer Unfall für die Stadt Wien, in ihrem Eiſenbuch eingetragen iſt. Er iſt der erſte, der

keinen Beinamen hat; wahrſcheinlich fand man keinen würdig genug. Aber Niemand würde fragen »warum?« wenn man ihn, ſtatt ſeinem Vater, das Wunder der Welt geheißen hätte.

Ladislaus, Poſthumus genannt,

weil er nach des Vaters Tod geboren war.

Im vierten Monat nach Albrechts Tod gebar Eliſabeth am 22. Februar 1440 zu Komorn einen Sohn, Ladislav genannt. Weil ſie früher zwei Töchter geboren, hatte ſie feſt geglaubt, dieſes dritte Kind werde auch eine Tochter ſein; und gab es voreilig zu, daß die Ungarn eine Geſandtſchaft nach Pohlen ſchickten, um dem 16jährigen König Wladislaus die Hand ihrer Königinn anzubieten. Sie folgte dabei vorzüglich dem Rath des berühmten Johann Hunniady.

Kaiſer Siegmund hatte einſt auf ſeinem Zuge nach der Wallachey mit einer reizenden Siebenbürgerinn ein Liebesabenteuer beſtanden, und ihr beim Abſchied einen köſtlichen Ring zurückgelaſſen, um ſie und das Pfand ihrer Liebe daran wieder zu erkennen. Als ſie mit ihrem kleinen Johann und ihrem Bruder Kaſpar nach Ofen heraufreiſte, hielten ſie Mittagsruhe auf einer Waldwieſe; ein Rabe ſtahl den Ring, mit dem der Knabe ſpielte; erſt mit dem zweiten Pfeilſchuß gelang es dem Bruder, den Raben zu tödten, und der Schweſter den Ring wieder zu gewinnen. Der Knabe wuchs heran, und ward

der große Johann Hunniady, von jenem Raben (Corvus) Corvinus genannt; den er auch im Wappen führte, mit dem Ring im Schnabel. Ein Mann von höchstem Anſehen und allgemeinen Zutrauen in ganz Ungarn. Dieſem traute Eliſabeth mit Recht, und um ſo mehr, da ſie wußte, daß er ihres Vaters Sohn war. Wie ſie nun aber einen Sohn geboren hatte, zerfiel Ungarn in Parteien. Ein Theil freute ſich des eingebornen Königs, und bedauerte die voreilige Geſandtſchaft nach Pohlen; der andre blieb dabei, die Vereinigung beider Königreiche durch Eliſabeths Vermählung ſei nothwendig, um den immer weiter um ſich greifenden Türken Widerſtand zu thun, und Conſtantinopel, die Vormauer der Chriſtenheit, zu retten.

Den Wienern gereichte die Geburt eines Sohnes von ihrem geliebten Albrecht zu großer Freude. Es lebten damals außer dem neugebornen drei Prinzen von Oeſterreich: Friedrich IV., älteſter Sohn Ernſt's des Eiſernen, 25 Jahr alt, und ſchon 16 Jahr, ſeit ſeines Vaters Tod 1424 Herzog von Steyer, Kärnthen und Krain, Albrecht VI. ſein Bruder, 22 Jahr alt, und Sigmund, ein Sohn des vor einigen Monaten verſtorbenen Friedrichs mit der leeren Taſche, 12 Jahr alt. Der dritte Sohn Ernſt's des Eiſernen, auch Ernſt genannt, ſtarb unvermählt ſchon 1432. Niemals hatte es unähnlichere Brüder gegeben als Friedrich IV. und Albrecht VI., Friedrich war ſanftmüthig, friedliebend, gutherzig, ein großer Freund der Wiſſenſchaften und

Künſte, von gewiſſenhafter Gerechtigkeit und reinen Sitten, gleichmüthig in Glück und Unglück, ein trefflicher Privatmann; aber für einen Herrſcher hing er zu ſehr am Kleinen, hatte zu wenig Energie und kein Zutrauen zu ſich ſelbſt. Albrecht dagegen war ſtreitſüchtig, rauh, herrſchbegierig, ein Freund von Spiel, Trinkgelagen, Liebesabenteuern, verwegen, raubſüchtig, Alles nur für ſich benützend; daher von Jedermann benützt, und von Niemand geliebt. Nur Eines hatten ſie mit einander gemein, Beide liebten das Geld; Friedrich um es zu ſammeln, Albrecht um es zu verſchwenden.

Dieſe Charaktere der Brüder waren von ſehr böſen Folgen für Wien, Friedrich war durch die habsburgiſche Hausverfaſſung und durch das Teſtament Albrechts V. (II.) zum Vormund des jungen Ladislav berufen; allein ſein Bruder Albrecht, der ſchon um die Vormundſchaft Sigmunds mit ihm geſtritten hatte, wollte nun auch hier ſich eindrängen. Zum Unglück benahm Friedrichs bedächtliche Vorſicht, mit der er für die Koſten, die ihm Ladislav verurſachen würde, voraus ſichergeſtellt ſein wollte, der Mutter alles Zutrauen zu ihm; während ſie in der glänzenden Außenſeite Albrechts jenen Rittergeiſt zu erblicken glaubte, der die Königswaiſe beſchirmen würde; ſie ernannte alſo ihrerſeits Albrechten zum Vormund in Oeſterreich. Auch den fröhlichen Wienern gefiel der lebensluſtige Albrecht beſſer als der ſtille, ordnungsliebende Friedrich, und ſie ließen es Dieſem deutlich merken.

Anders dachten die Kurfürsten von Friedrich; schon am 2. Februar 1440, drei Monathe nach Albrechts II. Tod, ward er zum Kaiser erwählt. Er hatte sich nicht darum beworben; er besann sich vielmehr über zwei Monate, ehe er die Wahl annahm; indem er die Entbindung der Kaiserinn Witwe, und die Feststellung der Vormundschaft vorher abwarten wollte. Gegen die Wahl seines Bruders zum Mitvormund wendete er nichts ein; er verließ sich auf die Treue und Tapferkeit der Wiener, wenn der Mitvormund sein Amt mißbrauchen sollte; und nahm seine Residenz in Neustadt.

Bald fanden die reicheren Wiener Ursache genug ihre Vorliebe für Albrecht zu bereuen. Wenn er Geld brauchte, und das war oft und viel, griff er in ihre Taschen; und als man müde wurde, sie ihm zu öffnen, mußte ihm die Gerechtigkeit ihren Arm leihen. Angeber erdichteter Verschwörungen fanden sich gegen gute Belohnung genug; Verbannung, große Geldstrafen, gänzliche Vermögens-Confiscation reicher Bürger waren an der Tagesordnung. Dabei blieb Albrecht immer der Mann des gemeinen Volkes, und hatte unter denen, die von seiner Verschwendung unmittelbar Nutzen zogen, wenigstens so lange sie ihren Vortheil dabei sahen, zahlreichen Anhang.

Auch Elisabeth erkannte, wie sehr sie sich in ihm geirrt. Daher als der König von Pohlen sich bereits der Donau nahte, als man immer dringender darauf bestand, daß sie ihn als ihren Bräutigam zu

empfangen habe; der Getreuen Ladislavs in Ungarn immer weniger wurden, floh ſie mit ihrem Söhnlein, und mit der, durch Liſt in ihre Gewalt gebrachten, ungriſchen Krone zu Kaiſer Friedrich nach Neuſtadt. Er erklärte ſich laut und entſchieden für Ladislavs Recht. Die Böhmen boten ihm ihre Krone dringend an; er antwortete, ſie gehöre Ladislav. Sie boten ſie nun dem Herzog von Bayern an; er hielt ihn ab, ſie anzunehmen. Er ſetzte Friedrich Ptarsko von Lippa einen Uttraquiſten, der bald ſtarb, und Meinhard von Neuhaus einen Katholiken als Statthalter des Reiches ein; doch Georg Podiebrad verſtand es, ſich an Ptarsko's Platz zu drängen, und Meinhard zum Austritt zu zwingen, dann gefangen zu nehmen, und 1448 zu vergiften.

Anders ging es in Ungarn; der Pohlenkönig Wladislaw war bereits in Ofen angekommen; Eliſabeth war ohne Geld, bereits bei Friedrich ſo tief verſchuldet, daß ſie ihm all ihr Beſitzthum und zuletzt die heilige Krone ſelbſt verpfändet hatte. Man bewog ſie, ſich dem Pohlenkönig in die Arme zu werfen; ſie hatte bereits perſönliche Zuſammenkünfte mit ihm, als ſie am 24. December 1442, 35 Jahr alt, plötzlich ſtarb.

Die Türkengefahr ward immer dringender, der Fall von Conſtantinopel täglich gewiſſer; da erſcholl die Nachricht, daß Skanderbeg, deſſen Vater und Brüder der Sultan hingerichtet, an einem Tag alle Türken in ſeinem Fürſtenthum Epirus habe ermorden laſſen. Jetzt ſchien der Augenblick gekommen, Con-

ſtantinopel zu retten und Ungarn zu ſichern, w
man gemeinſchaftlich mit den Pohlen den Sultan
griffe. So geſchah es, nicht aus Untreue gegen
dislav, ſondern aus beſtgemeinten Abſichten,
Wladislaw als König von Ungarn ausger
wurde. Hunniad erkämpfte unglaubliche Si
da ſchloß Wladislaw voreilig Frieden zu Szeg
Als er erkannte, wie übel er gethan, brach er
beſchwornen Frieden wieder auf unverzeihliche
ſe. Es trug ihm böſe Früchte, er verlor Sieg
Leben am 10. November 1444 bei Varna. Hun
ward nun Gubernator von Ungarn. Vom 17.
19. October 1448 ſiegte Murad wieder nach dr
giger mörderiſcher Schlacht entſchieden. Nun
Conſtantinopels Fall nicht mehr aufzuhalten
Türken eroberten es am 28. Mai 1452, und n
ten dem griechiſchen Kaiſerthum ein Ende,
dem es beinahe 1000 Jahr länger beſtanden als
römiſche.

In Oeſterreich hatte ſich in den inzwiſchen
floſſenen Jahren die Geſtalt der Dinge ſehr verän
Barbara, Kaiſer Sigmunds Witwe, welche 70
alt wurde, und Oeſterreich immer haßte, hatte
ermangelt, durch ihren Bruder Friedrich von C
und deſſen Sohn Ulrich den Saamen der Zwiet
reichlich in Wien ausſtreuen, und die glühende
zu hellen Flammen anfachen zu laſſen. Zu ihnen
ſellte ſich ein ihrer würdiger Dritter, Ulrich
zinger. Erſt unter Albrecht V. arm aus Bayer
kommen, hatte er ſich durch ſeine Geſchmeidi

und allen Umständen gewachsene Entschlossenheit zu einem bedeutenden Mann emporgewunden. Der übermüthige Albrecht VI. fing Krieg gegen seinen Bruder an; die Söldner wurden von beiden Seiten schlecht oder gar nicht bezahlt; sie zogen im Lande umher, und brachten durch Raub und Plünderung ihren Sold zehnfach herein. Die Ungarn forderten Ladislavs Auslieferung, Friedrich verweigerte sie; Hunniad streifte verwüstend bis Wien, berennte Neustadt, brandschatzte Mödling und Baden. Raubritter erstanden wieder von allen Seiten; die Wiener konnten selten ungestraft ihre Landhäuser und Weingärten besuchen. Sieben Jahr währte das Unwesen. Endlich stellte Friedrich die Ruhe her; nicht durch die Waffen, das war nicht seine Sache, sondern durch Geld. Er kam auch wieder einmal nach Wien, und legte mit großer Feierlichkeit den Grundstein zum zweiten Thurm an der Stephanskirche.

Aus derselben Zeit des wieder hergestellten Friedens haben wir eine Schilderung Wiens von Aeneas Sylvius Piccolomini, des Kaisers Minister, später Papst Pius II., in seiner Geschichte Friedrichs. Er schildert das Wien, wie es sich unter den Albrechten gestaltet, noch vor dem unseligen Bruderzwist. Vieles davon hat kein Interesse mehr; hier erlaubt der Raum nur dasjenige auszuheben, was uns zeigt, wie man vor 400 Jahren in Wien gelebt, und wie es ausgesehen. In Hormayrs Wien und seine Denkwürdigkeiten und in Pezzls Chronik ist sie weitläufiger angeführt.

»Am ganzen Donauſtrom iſt Wien die Königinn der Städte; volk- und geldreicher, anmuthiger iſt keine. Die Ringmauer der Stadt beträgt 2000 Schritt, und ſie hat weitläufige Vorſtädte, die gleichfalls mit Graben und Wall eingeſchloſſen ſind. Die Bürgerhäuſer ſind hoch, gut und feſt gebaut, mit Geſchmack und Pracht verziert; meiſt von innen und außen bemahlt. Die Vögel ſingen in den geräumigen Stuben. Die Dächer leider mit Schindeln gedeckt, wenige mit Ziegeln. So du zu einem Bürger geheſt, meineſt du in eines Fürſten Haus zu treten. Die Keller ſind ſo tief und weit, daß man zu ſagen pflegt, Wien ſei nicht minder unter als ober der Erde gebaut. Die Gaſſen ſind mit hartem Geſtein gepflaſtert, das den Wagenrädern ſehr gut widerſteht. Auf der hieſigen Univerſität fließt eine große Zahl Studierender zuſammen aus Ungarn und dem geſammten Oberdeutſchland; die ſich übrigens mehr dem Eſſen und Trinken und den Liebſchaften als der Gelehrſamkeit ergeben; Tag und Nacht zuchtlos umherlaufen, und vielen Muthwillen an den Bürgern üben; meiſt von den Weibern verführt. In der Stadt rechnet man 50,000 Communicanten. Viele Wägen voll Eier, Krebſe, Brot, Fleiſch, Fiſche, Vögel ohne Zahl werden täglich in die Stadt geführt; ſchon vor der Veſperzeit iſt nichts mehr davon zu ſehen. Die Weinleſe dauert über fünf Wochen bis in den November hinein, und es ſind täglich an 1200 Pferde mit den Weinfuhren beſchäftiget. Tag und Nacht gibt es Händel, die man für ordentliche Treffen hal-

ten möchte; bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Handwerker, bald diese unter einander; selten läuft eine Feierlichkeit ohne blutige Köpfe ab; und Niemand ist, der da abwehret. Fast alle Bürger halten Tavernen, geben die Speise umsonst, damit der Gast desto mehr trinke. Was der Arbeiter durch die ganze Woche verdient, das wird am Sonntag verzehrt. Ueberhaupt ist das Volk etwas unbändig und ausgelassen. Die Zahl der öffentlichen Dirnen ist sehr groß, und auch die Bürgersfrauen nehmen Besuche von den Rittern an. Alte Bürgerfamilien sind sehr selten, von wenigen sind die Urältern bekannt; die alten Bürger heirathen gewöhnlich ihre jungen Mägde, und diese als Witwen wieder ihre gewesenen Liebhaber; so wechseln immer Vermögen und Namen. Das Recht ist sehr käuflich; wer Geld hat, kann ungestraft thun was er will. Zu den vornehmsten Edelleuten gehören die Grafen von Schaumburg und die von Maldburg; noch reicher als sie sind die Waldsee, Lichtenstein und Buchheim; keines geringen Namens sind auch die von Stahremberg, Ebreichsdorf, Pottendorf, Volkersdorf, Eckardsau und Hohenberg. Die Eytzinger, obwohl erst ganz neu aus dem Staub erhoben, übertreffen gleichwohl die meisten an Reichthum und Ansehen. Salzburg, Passau, Regensburg, Freysing haben großes Besitzthum im Lande, und Häuser zu Wien, sind des Fürsten Räthe und ehren seine Hoheit. Es mag der Herzog von Oesterreich in den Krieg ziehen oder Hof halten, er tritt mit seinen

gungen empfing. Der Jubel währte auf allen Gaſſen und Plätzen den ganzen ſehr heiteren und warmen Tag; aber eine Nacht des Grauens und Entſetzens folgte darauf. Wolkenbruch und Hagelſchlag, Blitz und Donner und Sturm wütheten durch einander, mehrere Häuſer gingen in Flammen auf; andere wurden abgedeckt oder ſonſt ſtark beſchädiget. Das wollte manchem Wiener ein böſes Vorzeichen bedünken.

Um die öffentlichen Angelegenheiten auf feſten Fuß zu ſtellen, wurde am 10. November 1452 ein Landtag gehalten, auf welchem Deputirte von Oeſterreich, Böhmen, Ungarn, einige Reichsfürſten und Biſchöfe und die Geſandten des Kaiſers erſchienen. Der Graf von Cilly feierte hier den Triumph ſeiner Verſchlagenheit, es geſchah Alles, was er wollte, und nicht mehr. Ladislav, obſchon noch nicht 13 Jahr alt, wurde als ſelbſtregierender Herr erklärt. Hunniad und Podiebrad als Statthalter von Ungarn und Böhmen beſtätiget, und ihm ſelbſt, dem Grafen von Cilly, die Landesverwaltung Oeſterreichs anvertraut. Damit ſah ſich Herzog Albrecht höchſt unerwartet zu einer überflüſſigen Perſon gemacht, er ſparte ſeinen Grimm auf kommende Zeiten, und begnügte ſich damit, Wien zu verlaſſen.

Der Anfang des folgenden Jahres iſt dadurch merkwürdig, daß Kaiſer Friedrich den, ſchon von Rudolph IV. geführten und wieder abgelegten, Ti-

tel Erzherzog für alle Herzoge von Oesterreich fest-
setzte.

Der Graf von Cilly hatte den jungen König nun ganz in seiner Hand, und sein erstes Bestreben ging dahin, ihm seine Anhänglichkeit an Friedrich zu benehmen; allein der, sonst willenlose Jüngling litt keinerlei Unbild noch Spott gegen seinen Kaiser und gewesenen Vormund. Ladislav war zu Mäßigung und Mäßigkeit, zu Ernst und Verwendung erzogen, Cilly sorgte dafür, daß Essen und Trinken, Tanz und Gesang, der Anblick schöner Frauen und schöner Gärten, Bankett und Ritterspiel unausgesetzt abwechselten; um seine Sinnlichkeit aufzuregen, und jedes höhere Gefühl in ihm abzustumpfen. Er ließ ihn niemals aus den Augen, und nahm zu diesem Ende seine Wohnung in einem festen Haus dicht neben der Burg, in der Folge der Cillerhof genannt. Wer durch Geist, Gemüth oder Vaterlandsliebe sich auszeichnete, der schien ihm gefährlich, und wurde sorgfältig von dem jungen König ferne gehalten. Dabei ließ er ihn täglich öffentlich die Messe hören, Jedermann Gehör geben, in der Stadt durch alle Straßen reiten; durch welche Publicität er auch bei den besseren Wienern, welchen an Friedrich vorzüglich seine unzugängliche Verschlossenheit mißfiel, Beifall gewann. Nunmehr glaubte er, sich Alles erlauben zu dürfen, er versteigerte alle Aemter und Würden, führte planmäßigen Krieg wider allen Reichthum, und wer eine schöne Frau oder Tochter hatte, mochte sich auf den schlimmsten

Gewaltstreich versehen. Das war endlich auch hier wie in so vielen anderen Fällen das Glück, daß das Reich der Bösen immer in sich selbst zerfällt. Eytzinger, Cilly's vieljähriger Freund und Helfer, wahrscheinlich von diesem, seit er Landeshauptmann geworden, vernachlässiget; vielleicht auch unzufrieden über zu kleinen Antheil an dem Raube, benutzte eine Stunde, wo er mit dem jungen König allein war, um ihm zu zeigen, wie großen Nachtheil ihm und seinen Aeltern das Geschlecht der Cilly bereitet hat; und bewog ihn leicht, dem Uebermüthigen und Lästigen das Hoflager und das Land zu verbieten. Als Cilly am folgenden Morgen das Gemach des Königs wider Gewohnheit verschlossen fand, war er frech genug, die Thür mit einem Fußstoß zu sprengen; da trat ihm Eytzinger entgegen, ihm die Verbannung anzukündigen. Es würde ein, für den Hof sehr unschicklicher Auftritt erfolgt sein, wäre nicht der König mit mehreren von Adel eingetreten, um ihm seinen Willen selbst zu eröffnen, und sich, ohne ein Wort anzuhören, wieder zurück zu ziehen. Fluchend und drohend verließ Cilly den Saal, unter lautem Schmähen über Ladislav's Undank und Eytzingers Untreue rannte er durch die Vorzimmer, und bald darauf sprengte er zum Stadtthor hinaus. Aber auch Eytzinger stand mit einem langen Gesicht, als nicht er, wie er zuversichtlich erwartete, sondern der strenge Wolf von Waldsee zum Landeshauptmann ernannt wurde. Indessen war er Mitglied des geheimen Rathes und durch seine Geschmeidigkeit in

kurzer Zeit der beſtändige Begleiter des Königs. Das wußte er ſo gut zu ſeinem Vortheil, und zum Nachtheil derjenigen, die ihm nicht alles gaben, was er verlangte, zu benutzen, daß die Wiener faſt anfingen, die Entfernung Cilly's zu bedauern. Dieſer hatte inzwiſchen bei dem Kaiſer, bei Venedig, ſelbſt bei den Türken unterhandelt. Als Niemand mit ihm zu thun haben mochte, verließ er ſich auf Ladislavs Schwäche und alte Gewohnheit, und kam insgeheim wieder in die Nähe von Wien, wo er noch auf einige Anhänger zählen konnte. Durch dieſe erfuhr er, wie ſehr Eytzinger bereits verhaßt war, und durch ſie ließ er den Haß gegen ihn ſchärfen. Als z. B. der, etwas gäh zufahrende Waldſee die Regierung und den Stadtrath plötzlich mit neuen Beiſitzern beſetzte; zu noch größerer Unzufriedenheit der Wiener die Wahl des Bürgermeiſters Schwarz vernichtete, und einen Ritter Oswald Reicholf ſtatt ſeiner ernannte, ließ Cilly verbreiten, beides ſei ein Werk Eytzingers, und dem Waldſee befohlen worden. Ein kaltes Jahr verdarb den Weinſtock, eine Feuersbrunſt verzehrte an hundert Häuſer 1455; das Mißvergnügen ſtieg auf das Höchſte. Cilly, der den König zu beherrſchen aber auch zu unterhalten wußte, während Eytzinger nur ſich zu bereichern und zu ſchmeicheln verſtand, wurde zurückgerufen; Eytzinger zog ſich ſchweigend auf ſeine Güter.

Wenige Jahre früher war Johann von Capiſtran, ein Franziscaner, von dem Papſt als Kreuzprediger wider die Huſſiten und wider die Türken

nach Deutſchland geſandt worden. Er war klein, äußerſt hager, 65 Jahr alt; allein mit einer gewaltigen Stimme und hinreißenden Beredſamkeit begabt. Ein ſolcher Ruf von ſeinen Predigten und ſeiner Heiligkeit ging vor ihm her, daß ihn, wie er nach Neuſtadt kam, Kaiſer Friedrich feierlich empfing; als er wieder Abſchied nahm, perſönlich bis ans Wienerthor begleitete. Wie er ſich gegen Wien aufmachte, in ſeiner armſeligen Kutte, bloßfüßig, ohne Begleiter, ohne Freund, ohne einen Pfenning Geldes, nur das Kreuz in der Hand, war Alles was in der Gegend lebte, auf ſeinem Weg. Wenn er am Stephansfreythof, wo ſeine Kanzel noch ſteht, predigte, verſammelten ſich täglich 20 bis 30 tauſend Zuhörer. So eindringend waren ſeine im Juni 1451 durch vier Wochen fortgeſetzten Predigten, daß Gelehrte und Jünglinge aus den erſten Häuſern, einſt 50 an einem Tag, in den Franziscaner Orden traten; leidenſchaftliche Spieler Feuer auf der Straße machten und Karten und Würfel verbrannten; Uebelthäter ihre Verbrechen bekannten; ungerechtes Gut zurückgeſtellt wurde. Vergeblich war ſein Verſuch, in Böhmen einzudringen. Er kam wieder nach Wien, und predigte das Kreuz gegen den Erbfeind der Chriſtenheit. Viele ſtellten ſich unter ſeine Fahne; Wien unterſtützte ſie freigebig mit Geld, Lebensmitteln und Schiffen, und Capiſtran fuhr mit ihnen nach Ungarn ab.

Sultan Mohamed II., nachdem er Conſtantinopel erobert hatte, verkündete, ſo wie nur ein Gott

im Himmel, ſoll auch nur ein Herr auf Erden ſein; über Belgrads Trümmer hinweg wolle er binnen ſechs Wochen in der Burg der ungriſchen Könige ſchlafen. Mit 160,000 Mann und beinahe 400 Kanonen rückte er im Juli 1456 vor Belgrad, deſſen Beſatzung nur aus wenigen Ungarn, die ihren Helden Johann Hunniady aus perſönlicher Neigung nicht verließen, und aus etwann 3000 ſchlechtbewaffneten Kreuzfahrern unter Johann von Capiſtran beſtand. Die untere Stadt und die äußere Feſtung waren bald in den Händen der Türken, nur die finſtere Nacht hinderte ſie die obere Burg zu erſtürmen; aber ſie lagerten im Burggraben, um es mit der Morgenſonne zu unternehmen. Die Belagerten hatten dieſe letzte Friſt benützt; ein Regen von ſiedendem Waſſer, brennendem Pech, geſchmolzenem Blei ſtürzte die ſtürmenden Türken von den Leitern; viele kamen um. Angezündete Reiſigbündel wurden unaufhörlich in den Graben geworfen, Feuer und Rauch trieb die Türken hinaus: gedrängt in den ſchmalen Wegen wurden ſie von der Burgmauer herab niedergeſchoſſen. Verwirrung verbreitete ſich unter ihnen bis in ihr Lager; Capiſtran vor ſeiner begeiſterten Schaar, die Kreuzesfahne hoch in der Hand, Hunniad mit ſeinen wenigen Gefährten fielen unter allgemeinem Glockengeläute und Trompetengeſchmetter von verſchiedenen Seiten aus, die türkiſchen Schanzen wurden nach e der erſtiegen; gar vor das Zelt des Sultans g en. Er erhielt einen Lan- ich und floh ophia; 24000 Tür-

ken lagen todt; alles Gepäck, alles ſchwere Geſchütz, das ganze Lager, eine unermeßliche Beute, war gewonnen. Der hochmüthige Eroberer von Conſtantinopel erlitt von einem abgelebten Franciscaner eine Niederlage, wie die Weltgeſchichte keine aufzuweiſen hat. Etwann 50 tapfere Ungarn und 3000 ungeübte Kreuzfahrer ohne eine Kanone ſchlugen 160000 ſieggewohnte Türken mit 400 Kanonen.

Jetzt, ſchrieb Capiſtran an den Papſt und an den Kaiſer, jetzt möchten ſie die äußerſte Kraft verwenden; jetzt ſei die Zuverſicht des Sieges von den Türken gewichen; jetzt ſei nicht nur Conſtantinopel wieder zu erobern, auch das heilige Land, das heilige Grab! — Nichts kam. Den großen Johann Hunniady ergriff die Lagerſeuche; in den Armen Capiſtrans gab er am 14. Auguſt den Geiſt auf. Die Gleichgiltigkeit der Chriſten hat bald darauf am 25. October Capiſtrans erhabenes Herz gebrochen.

Hunniads Tod, von aller Welt bedauert, erfreute den Cilly, denn er haßte alles Große, und beſonders Hunniady, von dem er immer beſorgte, er möchte den König beſtimmen, in Ungarn, wo er geboren war, zu reſidiren. Plötzlich verbreitete ſich die Nachricht, Cilly ſei erſchlagen, und mit ihm ſein ſündhaftes Geſchlecht erloſchen. Hunniads Söhne, Ladislav und Mathias warfen ſich dem König zu Füßen, und gaben ſich ſelbſt als die Thäter an; demungeachtet, und wiewohl ſie die Beweiſe vorlegten, daß Cilly Mörder gegen ſie gedungen, und ihre That nur Nothwehr war, wurde Ladislav ent-

hauptet, Mathias, der erſt 14 Jahr alt war, zu ſtrenger Haft in Gutenſtein verurtheilt.

Eine Geſandtſchaft war bereits in Paris angekommen, um Magdalena, die Tochter Carls VII., den die Jungfrau von Orleans wieder in ſein Reich eingeſetzt, als Ladislavs Braut nach Prag zu führen. Er war dahin voraus gegangen; das Beilager ſollte dort gefeiert werden; der in Gutenſtein gefangene Mathias Corvinus wurde dahin gebracht, um an dem feierlichen Tag ſeine Freiheit zu erhalten; da ſtarb Ladislaus am 23. November 1457 in ſeinem 18. Jahr gählings. Einige glauben, er habe den Utraquiſten (wie man die Nachfolger der Huſſiten nannte) mißfallen, und ihrem Oberhaupte, dem ſelbſt nach der Krone ſtrebenden Podiebrad zu lange gelebt; Andere wollen wiſſen, ſein Tod ſei das Werk einer Dame, die ihn leidenſchaftlich geliebt, auf ſeine Hand gehofft, und ihn lieber todt als in den Armen einer Anderen habe ſehen wollen.

Unter Ladislavs Regierung gab es keine Juden in Wien, aber ſehr viele Bettler; in einer Verordnung 1412 gegen ſie wird beſonders das Aufbinden von Kiſſen um Schwangerſchaft vorzuſpiegeln, und das Ausleihen von Kindern bei ſchwerer Strafe verboten.

Friedrich III., als Kaiſer der IV.

Mit Ladislav war die ältere, öſterreichiſche Linie des Hauſes Habsburg, nämlich die Nachkommen

Albrechts III. ausgestorben, und der Besitz Oesterreichs ging auf die jüngere, steyrische Linie, die Nachkommen Leopolds II., deren Haupt Kaiser Friedrich war, über. Albrecht VI., sein Bruder, kam eilends noch vor dem Kaiser wieder nach Wien, verpfändete und verkaufte, was Cilly und Eytzinger von Ladislavs Schatze noch übrig gelassen hatten, um sich Anhang und Söldner zu verschaffen, und forderte von den Wienern die Huldigung. Desgleichen that Sigmund von Tirol, des Kaisers Vetter, der mit Albrecht kam, und von diesem ganz gewonnen war. Eben so forderte die Huldigung der endlich auch langsam nahende Friedrich schriftlich. Die Wiener hätten sie ihm leisten sollen, denn sie mußten wissen, daß er allein das Recht dazu hatte. Daß sie es nicht gethan, sondern allen drei Fürsten die Burg verschlossen, und ihnen in Bürgershäusern Wohnungen anwiesen, bis auf offenem Landtag das Nachfolgerecht ausgemacht sein würde, ist ihnen in der Folge theuer zu stehen gekommen; denn dadurch stellten sie das offenbare Recht in Zweifel, und belebten den Muth der unruhigen Prätendenten. Daß sie bald darauf die Burg allen Dreien öffneten, hat in der Hauptsache nichts gebessert.

Auf dem Landtag wurde nichts ausgemacht. Albrechts und Sigmunds Söldner drangen gegen das gegebne Wort mit Gewalt in die Stadt, Friedrich, mit Recht zürnend, ging nach Neustadt zurück. Eifrige Vermittlung brachte endlich doch im August 1458 einen Vergleich zu Stande. Der Ruhe liebende

de Friedrich begnügte ſich mit Wien und Niederöſterreich, und Albrecht, der auf nichts ein Recht hatte, konnte wohl ſehr zufrieden ſein, daß ihm das ſchöne Oberöſterreich zu Theil wurde. Seinen Vetter Sigmund behandelte er bei dieſer Gelegenheit wie alle ſeine Freunde, das heißt, da er ſeinen nicht mehr bedurfte, dachte er auch nicht mehr an ihn. Seinem alten Freund Eyzinger aber, der in Friedrichs Dienſten doch für Albrecht geſprochen hatte, wäre er eine beſondere Belohnung ſchuldig geweſen; um kurz davon abzukommen, nahm er ihn gefangen mit ſich.

So ging es nach Ladislaw mit der Erbfolge in Oeſterreich, nicht viel beſſer in Ungarn und Böhmen.

Wo das Erbrecht bei der Thronfolge nicht heilig gehalten wird, gibt es immer Parteiungen, und wenn die Wahl entſchieden iſt, Mißvergnügte. Friedrich hatte als Erbe Ladislaws und durch Erbverträge Anſprüche auf Ungarn, allein bei der drohenden Macht der Türken war der Friedfertige, unentſchloſſene Friedrich nicht der Mann für die Zeit; ſie forderte einen Helden. Auf dem Landtag zu Peſth im Jänner 1458 erinnerte Szilagyi mit ſiegender Beredſamkeit an die Großthaten, an die außerordentlichen Verdienſte ſeines Schwagers Johann Hunniady; die Nation könne ſie nicht beſſer belohnen, als durch die Erhebung ſeines Sohnes auf den Thron; von dieſem Jüngling ſei gleicher Heldengeiſt zu erwarten. Georg Podiebrads Intereſſe ſtand auch Friedrichs Anſprüchen entgegen, ſeine zahlreichen

Freunde ſtimmten alſo ebenfalls für Mathias Hunniady. Szilagyi hatte 14000 Mann auf der gefrornen Donau aufgeſtellt; dieſen wurde es zu kalt, ſie riefen: Vivat Mathias Corvinus, im Landtagsſaal ſtimmte man bei. So wurde der kaum ſechzehnjährige Jüngling, der noch gefangen in Prag war, am 24. Jänner 1458 zum König von Ungarn ausgerufen.

Auch auf Böhmen hatte Friedrich Anſprüche, und erwartete wenig Widerſtand. Die Stände hatten ihm ja nach Albrechts II. Tod die Krone angeboten, und er ſie nur als treuer Vormund Ladislaws ausgeſchlagen. Allein, jetzt ſtand ihm Georg Podiebrad entgegen, der feinſte Kopf, das gewiſſenloſeſte Herz ſeiner Zeit, geübt als Feldherr und Staatsmann. Ihm war daran gelegen, die Krone Böhmens auf ſein eigenes Haupt zu bringen. Hätte Friedrich die Krone Ungarns behauptet, ſo würde er zu ſtark geweſen ſein, um ihm die von Böhmen zu verweigern; daher unterſtützte er auf dem ungriſchen Landtag insgeheim die Partei des jungen Mathias, welchen er ſeit Ladislaws Tod als Statthalter in ſeinem Hauſe dem Namen nach gefangen hielt, wirklich aber auf das freundſchaftlichſte behandelte; ihm ſeine Schritte auf dem Landtag mittheilte, ihn mit ſeiner Tochter Katharina verlobte, ein Bündniß mit ihm ſchloß, und ihn, als er zum König ausgerufen war, bis an die Gränze begleitete.

Die Wahl des Mathias war indeſſen nicht ohne Widerſtand vor ſich gegangen. Der Palatin Gara ſuchte die Krone für ſich; Friedrich hatte nicht weni-

ge Freunde; die zahlreichen Feinde, welche Johann Hunniady, wie jeder große Mann hatte, übertrugen ihre Feindschaft auch auf den Sohn; der Neid auf den wichtigen Einfluß, den Szilagyi und seine Freunde jetzt gewinnen mußten, vermehrte ihre Feinde. Alle diese zusammen bildeten eine bedeutende Anzahl von Mißvergnügten, welche Friedrich, der sich überdieß im Besitz der Reichskrone von Ungarn befand, zu unterstützen nicht versäumte. Ohne die Krone, ohne dieß Symbol der Macht, konnte Mathias nicht gekrönt werden. Er hätte sie gern an der Spitze eines Heeres zurückgefordert, doch er mußte die Mißvergnügten im Zaum halten, und die Gränze gegen die Türken stark bewachen; er forderte die Krone also durch eine Gesandtschaft. Als aber Friedrich sie verweigerte, sammelte er ein Heer. Die Mißvergnügten riefen Friedrich zum König aus, und krönten ihn zu Neustadt. Mit seinen Söldnern vereinigt, rückten sie Mathias entgegen, es kam zur Schlacht. Mathias war mit 17 Jahren noch nicht der Feldherr, der in der Folge aus ihm geworden; er wurde geschlagen. Die Mißvergnügten hatten es in der Hand, sein ganzes Heer aufzureiben; allein sie bedachten, daß sie gegen Landsleute fochten, und ließen sie größtentheils entkommen. Friedrich äußerte unklug Mißtrauen darüber; das gebar Kälte, und so währte der Krieg zum Schaden beider Länder mit abwechselndem Glück, ohne bedeutendes Ereigniß in's fünfte Jahr. Da übernahm Papst Pius II. die Vermittlung. Er hatte sich Mathias zum Vorfechter

der Chriſten gegen die Türken auserſehen, und war als des Kaiſers ehemaliger Miniſter noch immer ſein Freund; er meinte es mit Beiden gut, und ſo kam auf ſeinen Vorſchlag am 19. Juli 1463 zu Preßburg folgender Vertrag zu Stande.

»Kaiſer Friedrich nimmt den König Mathias an Kindesſtatt an, und liefert ihm die Krone gegen Erſtattung des Pfandſchillings aus. Friedrich behält den Titel eines Königs von Ungarn. Stirbt Mathias ohne eheliche Nachkommenſchaft, ſo folgt ihm Friedrich oder deſſen Sohn Maximilian.«

Georg Podiebrad ließ durch Rockyzana den Ständen von Böhmen vorſtellen: wenn ſie Friedrichs Anſprüche gelten ließen, würden ſie nur deſſen Kriege mit ſeinem Bruder und mit Mathias auszufechten haben; von dem durch Bruderzwiſt zerriſſenen, durch Räuber geplünderten Oeſterreich ſei weder Schutz noch Hülfe im Fall der Noth zu erwarten. Mit Ungarn verbunden wäre Böhmen ſtark genug gegen jeden denkbaren Feind; Podiebrad ſei Schwiegervater des jungen Königs von Ungarn, wenn man Ihn, der bereits durch vierzehn Jahre als Statthalter das Reich ſo trefflich regiert, zum König wählen würde, wäre das Bündniß mit Ungarn ſchon vorläufig geſchloſſen. Wer es mit dem Vaterlande ehrlich meint, müſſe ihm ſeine Stimme geben! — Mit einhelligem Geſchrei ſtimmte die, unter dem Namen Utraquiſten, noch immer zahlreiche Partei der Huſſiten, welche Podiebrad ſeit Langem als ihr Oberhaupt betrachtete, dieſer Rede bei. Er

selbst stand mit großer bewaffneter Macht in der Stadt, der schwachen Gegenpartei fehlte es an einem Anführer; Podiebrad ward zum König von Böhmen ausgerufen.

Es war Friedrichs Pflicht, sein in Erbverträgen mit Ottokar und dem Hause Luxemburg, in seiner nächsten Verwandtschaft mit dem letztverstorbenen König Ladislaw gegründetes Recht auf die Krone Böhmens geltend zu machen. Er rüstete gegen Podiebrad, allein sein böser Bruder Albrecht hatte diesen schon für sich zur Hülfe herbeigerufen. Podiebrad kam dem Kaiser zuvor, und verheerte sein Land. Friedrich war nicht mehr im Stande, den Räubern, den Ungarn, seinem Bruder, und nun auch Podiebrad hinlängliche Macht entgegen zu stellen. Er hatte dem Pancraz von Galiz, der einen förmlichen Räuberstaat jenseits der Donau bildete, den Frieden mit Geld abgekauft; hatte die festen Plätze, welche der Räuberhauptmann Ludwenko im Marchfeld inne hatte, durch seine Söldner erstürmt, ihn und sein Raubgesindel gerechter Strafe unterzogen. Jetzt machte vollends Fronauer das Schloß Orth, dessen Vertheidigung ihm der Kaiser anvertraut hatte, zu seinem Eigenthum; versammelte alle Mißvergnügte, allen raublustigen Adel, alle entlaufenen Söldner um sich; verwandelte die benachbarten Kirchen in Waffenplätze, schrieb ringsum Steuern aus. Die Wiener machte er sich insbesondere zinsbar, indem er sich aller Ueberfahrten und Brücken über die Donau, bis über Krems hinauf

an die Herzoge von Bayern und Sachsen. Als das
wenig Erfolg hatte, fand er einen minder [illegible]
men, aber bereitwilligeren Herrn an dem [illegible]
ter Frenauer, der ihm bis [illegible]
und dort die Huldigung leistete. Er [illegible]
Abgeordnete von Wien, »denen er seine [illegible]
nung eröffnen wolle;« die Wiener [illegible]
und gut: »sie hätten keinen Herrn als den Kaiser.«
An diesen schickten sie hingegen Abgeordnete nach
Gratz, um ihm die vielfache Noth des Landes vor
zustellen, um Abhülfe zu bitten, und ihn nach Wien
einzuladen, damit seine Gegenwart den Muth der
Getreuen stärke. Er antwortete im Juli 1461 mit
einer Ermahnung zu fernerer Treue, und sie möch
ten sein Zutrauen zu ihnen daraus erkennen, daß er
seine Gemahlinn und seinen einzigen Sohn schon so
[illegible] in Wien gelassen, verlieh ihnen zu wohlver-
[illegible] Auszeichnung ein neues Wappen, den ge-
[illegible] goldnen Doppeladler im schwarzen Felde,
[illegible] Vorzug, daß die Hofkanzlei ihnen den Titel
[illegible] weise, besonders liebe, getreue« geben
[illegible] te nicht wirksam helfen, da er noch im
[illegible] thias war, und auch gegen Podie-
[illegible] ertheidigen wollte.
[illegible] en verband sich jetzt auch mit
[illegible] Lager bei Lachsenburg aufge-
[illegible] f die Landstraße ein; besetzte
[illegible] lbst, und drang plötzlich ge
[illegible] und [illegible] thurm vor. Die
[illegible] ken zu läuten;

bemächtigte, und von jedem Schiff oder Wagen nach seinem Belieben erhöhte Abgaben einhob. Außerdem verwüstete er auch mit seinen Waffengefährten das Land von Enns bis Mödling und Baden. Zu dieser Landplage kam noch die schlechte Münze, ein höchst nachtheiliges Mittel, sich aus Geldverlegenheiten zu helfen. Friedrich genoß nicht einmal den augenblicklichen Vortheil davon; den Grafen von Pösing, und einigen andern, worunter auch Andreas Baumkircher, denen er Geld schuldig war, verlieh er das Münzrecht, so gelangten sie zu ihren Forderungen, und wurden reich. Die Münzen jedoch sanken auf den zwölften Theil ihres alten Werthes herab, wurden vom Volke Schinderlinge genannt, nicht mehr angenommen, selbst von Kindern auf der Gasse weggeworfen. Die gegen den Fronauer aufgebotenen kaiserlichen Söldner wurden in solcher Münze bezahlt, und traten, weil sie nichts dafür bekamen, selbst zu Fronauer über.

In dieser höchst bedrängten Zeit gebar die Kaiserinn Eleonore zu Neustadt am 22. März 1459 ihren einzigen Sohn Maximilian, welcher nachmals Oesterreichs Retter, und ein unvergeßlicher Kaiser wurde.

Albrecht hatte das Land ob der Enns bereits so ausgesaugt, daß er für seine unmäßige Verschwendung andere Quellen suchen mußte. Zuerst verfiel er auf nichts Geringeres, als sich auf den Kaiserthron zu schwingen, und wendete sich an die Kurfürsten, an die Könige von Ungarn und Böhmen,

an die Herzoge von Bayern und Sachſen. Als das wenig Erfolg hatte, fand er einen minder vornehmen, aber bereitwilligeren Herrn an dem Raubritter Fronauer, der ihm bis Melk entgegen ging, und dort die Huldigung leiſtete. Er forderte nun Abgeordnete von Wien, »denen er ſeine Willensmeinung eröffnen wolle;« die Wiener antworteten kurz und gut: »ſie hätten keinen Herrn als den Kaiſer.« An dieſen ſchickten ſie hingegen Abgeordnete nach Gratz, um ihm die vielfache Noth des Landes vorzuſtellen, um Abhülfe zu bitten, und ihn nach Wien einzuladen, damit ſeine Gegenwart den Muth der Getreuen ſtärke. Er antwortete im Juli 1461 mit einer Ermahnung zu fernerer Treue, und ſie möchten ſein Zutrauen zu ihnen daraus erkennen, daß er ſeine Gemahlinn und ſeinen einzigen Sohn ſchon ſo lange in Wien gelaſſen, verlieh ihnen zu wohlverdienter Auszeichnung ein neues Wappen, den gekrönten goldnen Doppeladler im ſchwarzen Felde, und den Vorzug, daß die Hofkanzlei ihnen den Titel »Ehrſame, weiſe, beſonders liebe, getreue« geben ſoll. Er konnte nicht wirkſam helfen, da er noch im Kriege mit Mathias war, und auch gegen Podiebrad ſein Recht vertheidigen wollte.

Albrecht dagegen verband ſich jetzt auch mit Mathias, hatte ſein Lager bei Lachſenburg aufgeſchlagen und rückte auf die Landſtraße ein; beſetzte das Nikolaikloſter daſelbſt, und drang plötzlich gegen das Stubenthor und den Biberthurm vor. Die Wiener ſäumten nicht, die Sturmglocken zu läuten;

ſie rückten vor die Thore hinaus; drei Stunden währte der Kampf, endlich mußte Albrecht weichen, und ſie verfolgten ihn bis außer die Vorſtädte. Deſto ärger wüthete er nun auf dem Lande mit Feuer und Schwert; Flecken und Dörfer wurden menſchenleer; gleich den Türken verkauften ſeine Söldner geraubte Kinder.

Unter ſolchen Verhältniſſen ſah ſich Friedrich in der unumgänglichen Nothwendigkeit, mit Podiebrad Frieden zu ſchließen, um nicht Oeſterreich auch zu verlieren oder vollends verwüſten zu laſſen. Er erkannte Podiebrad als König von Böhmen. Dieſer zog ſich zurück, aus Achtung für den Kaiſer, wie er ſagte, und bot ſogar Hülfe für den Fall der Noth gegen ſeinen Schwiegerſohn Mathias an. Es war überhaupt Podiebrads Politik, ſeine Hülfe immer nothwendig zu machen; daher nährte er den Bruderzwiſt in Oeſterreich ſo gut er konnte, wiegelte die Unzufriednen auf, unterſtützte die Räuber. Leiſtete ſeine Hülfe bald einem bald dem andern Bruder, jederzeit dem Schwächern, niemals vollſtändig; damit ja Keiner jemals zur vollen Macht gelangen konnte. Friedrich ließ nun die gegen Podiebrad geworbenen Söldner den Wienern zu Hülfe eilen. Sie erſtürmten Albrechts Lager bei Lachſenburg; Er floh mit ſeiner kleingewordenen Schaar nach Oberöſterreich.

Albrecht konnte nicht ruhen. Da er ſah, daß er jetzt mit Gewalt nichts ausrichte, griff er zu dem

heilloſen Mittel, das Volk gegen die Obrigkeit, die Armen gegen die Reichen aufzuwiegeln.

Sein beſtes Werkzeug hiezu war **Wolfgang Holzer**, eines Ochſenhändlers Sohn, der anfangs auch dieſes Gewerb getrieben, und viel Geld damit gewonnen hatte. Da es ihm nicht an dem Geſchick fehlte, die Schwächen und Leidenſchaften der Menſchen zu ſeinem Vortheil zu benützen, und die Leute glauben zu machen was er wollte, war er einſt Eytzingers vertrauter Diener; und wurde von ihm vorzüglich zum Sturz des Grafen Cilly gebraucht. Als Cilly nach Jahresfriſt wieder zur alten Macht gelangte, nahm er grauſame Rache an ihm; ſein ganzes Vermögen nahm er ihm ab, ließ ihn in den Kerker werfen, foltern, und ſchenkte ihm nur aus Gnade das Leben. Als hingegen Cilly ermordet, und Eytzinger wieder empor gekommen war, konnte er den, zu jedem verwegenen Streich aufgelegten Holzer gut brauchen. Zum Lohn half er ihm, Rathsherr zu werden, dann Hubmeiſter, endlich Münzmeiſter; bei welchen Stellen er ſein früher verlorenes Vermögen mit Wucher hereinbrachte. Als nach Ladislavs Tod Albrecht nach Wien gekommen war, hatte er an dieſem Holzer ſo ganz ſeinen Mann gefunden, daß er der gewöhnliche Genoſſe ſeiner Trinkgelage wurde; an ihn wendete er ſich auch jetzt, und nicht vergeblich.

Bürgermeiſter und Rath ſaßen auf dem Rathhauſe beiſammen, da trat im Auguſt 1462 der Rathsherr und Arzt **Kirchheimer**, der vorzüglichſte An-

hänger-Holzers, geharnischt mit 60 Bewaffneten in die Versammlung; nahm sie gefangen und rief Wolfgang Holzer als obersten Viertelmeister und Beschützer der Stadt aus. Nun kam der Kaiser mit 4000 steirischen Söldnern heran; kaiserliche Räthe voraus. Holzer hatte die Frechheit, ihnen den Eingang zu verweigern; »wenn dem Kaiser nach seinem alten Bürgermeister und Rath gelüste,« sagte er, »werde man ihm ihre Köpfe entgegen schicken, ohne ihn in die Stadt einzulassen.« Drei Tage währten die Unhandlungen, ehe Wien seinen Kaiser und Landesfürsten einließ; obwohl die Geistlichkeit und ein Theil des Adels und die vermögliche Bürgerschaft sich alle Mühe dafür gaben; und Friedrich wiederhohlt versicherte, seine Begleiter seien der Frieden und die Gnade. Als endlich der Kaiser in der Stadt war, glaubte Holzer sein Ansehen, als Anführer des Pöbels, sei nicht befestiget genug; und trug selbst auf eine Bürgermeisterwahl an. Wider sein Erwarten fiel sie auf Sebastian Ziegelhauser, einen der reichsten und angesehensten Bürger. Holzer gab sein Spiel nicht auf; bald hörte man das Geschrei auf allen Gassen, die alte Ordnung, die Freiheit der Bürgerschaft seien bei dieser Wahl verletzt worden. Niemand zwar wußte zu sagen, worin und wodurch? aber man schrie so lange, bis Ziegelhauser abdankte, eine neue Wahl angeordnet, und Holzer erwählt wurde. Er legte Friedrichen den Eid der Treue ab, und schien jetzt eben so der Mann des Fürsten zu seyn wie vorhin der Mann des Volkes.

Friedrich, dadurch getäuſcht, verabſchiedete ſeine ſteiriſchen Söldner, bezahlte ſie aber ſo wenig, als die, welche er Wien zu Hülfe geſchickt hatte. Sie wurden Räuber, nahmen den Wienern die Fechſung aus den Scheunen, die Rinder aus den Ställen, ließen ihnen die Fäſſer ausrinnen, und mißhandelten ſie perſönlich. Die Wiener führten Klage bei dem Kaiſer; er forderte 9000 Gulden von der Stadt, die Söldner zu bezahlen; die Kriegsläufe ſeit Ladislavs Tod hatten ſeinen Schatz gänzlich erſchöpft. Inzwiſchen wurde ein ſolcher Freibeuter, der an einer ehrbaren Bürgersfrau Gewalt geübt hatte, gefangen, und ſollte nun von dem Stadtrichter abgeurtheilt werden, da fiel es dem Kaiſer ein, die Auslieferung des Verbrechens zu fordern, weil er als ein Fremder und ſein geweſener Söldner nicht unter dem Stadtgericht ſtehen könne. Der Rath verweigerte ſie; Friedrich, in unbedachtem Zorn, nahm der Stadt das uralte Recht der Criminalgerichtsbarkeit.

Das war der Funke, der die helle Flamme des Aufruhrs entzündete. Die Wiener ſendeten ihm einen förmlichen Abſagebrief; das Volk ſpannte ſich vor die ſchwerſten Stücke des Zeughauſes, ſchleppte ſie herbei und richtete ſie gegen die Burg; einige Seitengebäude wurden der Erde gleich gemacht, und die Belagerung aus allen Kräften betrieben. Der Kaiſerinn und dem Prinzen Maximilian boten ſie freien Abzug an; Friedrich aber antwortete: »Er werde ſie nicht von ſich laſſen, und mit ihnen entweder den Tod erleben, oder die Rache; die

Burg müſſe entweder wirklich ſeine Burg oder ſein Freithof ſein.« Dieſe ſeltene, mit ſo viel Nachdruck geäußerte Entſchloſſenheit hatte ihren Grund darin, daß 200 Ritter und viele wackere Bürger ſich mit dem Kaiſer in die Burg eingeſchloſſen hatten. So gut das war gegen den äußeren Feind, ſo ſchlimm war es gegen den innern, den Hunger; man war auf keine Belagerung gefaßt; in wenigen Tagen war der Hof ſelbſt auf trockenes Brot beſchränkt. Einſt bat der dreijährige Max ſeine Mutter doch einmal wenigſtens um einen gebratenen Vogel; Eleonora antwortete mit Thränen: »Bitte Gott, liebes Kind, daß wir nur immer Brot genug haben.« Das wurde in der Stadt bekannt; der Hofſchneider Kronberger kaufte, was er ſich nur von Geflügel aufpacken konnte, gab Zeichen in die Burg, ſtahl ſich bei Nacht in den Graben, und ließ ſich an ein Fenſter hinauf ziehen; die folgende Nacht that ſein Sohn dasſelbe. Als Maximilian zur Regierung kam, vergaß er der gebratenen Vögel nicht; der alte Kronberger war aber geſtorben; den Sohn, der den geiſtlichen Stand gewählt, machte er zum reichen Domherrn.

Friedrich war auch von außen nicht ohne Beiſtand; öſterreichiſche und ſteiriſche Edelherrn, ſpäter der Vortrab des böhmiſchen Heeres unter dem Prinzen Victorin belagerten die Stadt, konnten aber den Wienern nichts anhaben.

Holzer, ſeines vor 4 Wochen geſchwornen Eides vergeſſend, rief den Erzherzog Albrecht herbei;

um die Uebergabe der Burg ſchneller zu erzwingen, ließ dieſer das Geſchütz vorzüglich auf die Gemächer der kaiſerlichen Familie richten, und Minen anlegen. Thomas, ein wackerer Artilleriſt aus Siebenbürgen, ſchoß die Warnung, um einen Pfeil gewickelt, in die Burg; die kaiſerliche Familie flüchtete in die Keller; die Minen wurden durch Gegenminen zerſtört.

Endlich erſchien König Podiebrad mit dem böhmiſchen Hauptheere, welches die treuen Städte Krems und Stein nach äußerſten Kräften unterſtützten, zum Entſatz. In die dritte Woche wurde unterhandelt, zuletzt dahin Frieden geſchloſſen: Albrecht ſollte Wien und das Land unter der Enns durch acht Jahre beſitzen, dafür aber die eroberten Schlöſſer zurückſtellen, und dem Kaiſer jährlich 4000 Goldgulden zahlen. Dieſen Frieden verkündete Albrecht ſelbſt bei St. Stephan von der Kanzel. Zwei volle Monate hatte die Belagerung angehalten; am 4. December 1462 zog der Kaiſer mit ſeiner Familie, ſeinem Hofſtaat und ſeinen Freunden aus der Burg; Prinz Victorin deckte mit den Böhmen den Abzug gegen die Ungezogenheiten des Pöbels. Holzer plünderte die Häuſer der Bürger, die mit dem Kaiſer zogen.

Albrecht zahlte nichts und gab kein Schloß zurück, Friedrich hielt ſich alſo auch an den Frieden nicht gebunden, und ſprach die Acht über ihn und ſeine Anhänger. Papſt Pius II. legte den Bannfluch auf ihn. Die Söldner beider Theile verwüſteten das

rinn Eleonore ſich alle Mühe gaben, die Brüder zu verſöhnen.

Am 2. December 1463 ſtarb endlich, nach einer Krankheit von 2 Tagen Albrecht unter heftigen Schmerzen, ſo daß man glaubte, er ſei vergiftet. Es iſt merkwürdig, daß in Gegenwart Kaiſer Maximilians, der jederzeit das Barret zog und ſich neigte, wenn Kaiſer Rudolph genannt wurde, Albrechts nicht erwähnt werden durfte, als ob dieſer ſein aus der Art geſchlagener Oheim nie gelebt hätte.

Das Land ob der Enns unterwarf ſich ſogleich ſeinem rechtmäßigen Landesfürſten; unter der Enns und vorzüglich zu Wien ging es länger her. Es waren zu Viele, die ſich mancher Vergehen gegen Friedrich bewußt, und denen bekannt war, daß die kaiſerlichen Räthe jetzt für ſtrenge Beſtrafung ſtimmten. Doch dießmal ließ der Kaiſer ſich von ſeinem eigenen Gefühle leiten, und als die Räthe auf endliche Erklärung ſeiner Willensmeinung über das Benehmen gegen Niederöſterreich und Wien drangen, ſprach er: »Liebe Freunde! Wir können Uns nicht verbergen, daß Wir ſelbſt viel Verwirrung über Land und Leute gebracht haben. Bei allen Empörungen ſind immer nur wenig Schuldige; von ihnen und von dem Drang der Umſtände wird die große Mehrzahl mit fortgeriſſen. Sollen Alle büßen, was Einige verbrochen? Auch ich bin ein Sünder, und flehe täglich zu Gott um Gnade nicht um Recht; ſo laßt mich denn auch gegen die Schuldigen zeigen, daß meine Macht von Gott ſtamme, und Gnade üben ſtatt des

ſtrengen Rechtes.« — Die Rede des Kaiſers kam in mehreren Briefen nach Wien; die Beſſeren ſiegten; 70 Bürger, an ihrer Spitze der Bürgermeiſter Ebner und jener verwegene Kirchheimer zogen nach Neuſtadt; leiſteten Unterwerfung und Abbitte.

Am 6. März 1464 Morgens erſcholl die große Glocke bei St. Stephan; Reich und Arm ſtrömte in den Probſthof; dahin erhoben ſich auch zwei päpſtliche Legaten und die kaiſerlichen Bevollmächtigten im vollen Staate. Acht und Bann wurden gelöſt, der Eid der Treue feierlich geleiſtet, Vergeſſenheit des Geſchehenen und Beſtätigung der alten Freiheiten zugeſichert. Unter dem Geläute aller Glocken hielt man einen großen Umgang mit allen Heiligthümern und darauf das Tedeum bei St. Stephan. Auf allen Plätzen brannten Abends Freudenfeuer Gott und dem Kaiſer zu Ehren und zu Dank für das Ende der langen und ſchweren Trübſal, die ſie durch Abweichung von Pflicht und Recht ſich ſelbſt bereitet hatten.

In der Stadt wurde nun bald vollkommen Frieden; aber auf dem Lande währte das Räuberweſen noch viele Jahre. Aus den Haufen herrenloſer oder nicht bezahlter Söldner bildeten ſich unter verwegenen Hauptleuten große Räuberbanden, die feſte Schlöſſer im Beſitz hatten. Dasſelbe Handwerk trieben hier und da Edelleute auf ihren Burgen; ſelbſt vertriebene Wienerbürger ergriffen es aus Rachſucht. Ein ſolcher war Thanhauſer, dem der Johanniter Weneko ſein Schloß Oberlaa verſetzt hatte; von da aus verwüſtete er die Güter und Weingärten der

Wiener und tödtete die Arbeiter in denselben. Die Wiener zogen vor Oberlaa und beschoßen das Schloß heftig; ihre großen Donnerbüchsen hatten die Außenwerke an mehreren Stellen in Schutt gelegt. Da begehrte die Besatzung zu capituliren, indem Thanhauser unter dem Vorwand Entsatz zu holen, entwichen war; die erbitterten Wiener aber stürmten den Zwinger, und die Belagerten mußten sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Man führte sie gefangen nach Wien; 17 wurden als Räuber am Hohenmarkt enthauptet; die übrigen in den Kärnthnerthurm geworfen, und erst nach geraumer Zeit erledigt.

Die Kaiserin Eleonore gebrauchte im Sommer 1467 das Badner Bad. Das flache Land war so voll Räuber, daß sie zur Heimreise nach Neustadt den Weg über Heiligenkreuz einschlug; auch da fielen des Wilhelm von Puchheim Leute aus seinem Schloß Rauhenstein über ihr Gefolge und plünderten ihren Kammerwagen. Der Raub wurde ihnen zwar durch kaiserliche Reiter wieder abgejagt, und diese legten sich vor das Schloß; konnten jedoch nichts dagegen ausrichten. Als das die Wiener erfuhren, welche die Kaiserinn jederzeit hochgeehrt und geliebt hatten, rückten sie mit schwerem Geschütz vor Rauhenstein; und rächten die Unbild, indem sie das Schloß in Trümmer schossen. Wenige Wochen darnach am 3. September 1467 starb die milde Fürsprecherinn Eleonore, ein Vorbild der Liebe und Treue, weiblicher Anmuth und männlichen Muthes, zu Neustadt im 33. Jahre ihres Lebens, im 15. ihrer mit vielem

Kummer heimgesuchten Ehe. Sie hinterließ den achtjährigen Prinzen Maximilian, und eine zweijährige Tochter Kunigunde, die in der Folge gegen des Vaters Willen mit dem Herzog von Bayern vermählt wurde.

Es ist bereits erzählt worden, daß viel früher die Wiener auch das Schloß Rauheneck zerstört haben, es sind sonach heutzutage für Wiener, die das reizende Helenenthal besuchen, die beiden malerischen Ruinen, Denkmale der Tapferkeit ihrer Vorfahren sowohl, als einer Lebensweise, deren Verschwinden wir der gestiegenen Cultur verdanken.

Der kaiserliche Obrist Georg von Pottendorf zersprengte die einzelnen Haufen, eroberte ein Raubschloß nach dem anderen, deren Besitzer nach Ungarn flüchteten; drängte den Smikovsky, welcher das Oberhaupt aller Räuberhauptleute war, in seinen letzten Schlupfwinkel, das Schloß zu Bertholdsdorf; wo ihn, als er einst höhnend auf dem Wall erschien, eine Stuckkugel zerriß. Nachdem Mathias den Friedensvertrag mit dem Kaiser abgeschlossen hatte, wendete auch er sich gegen die Räuber, deren mehrere Tausend unter ihren flüchtigen Hauptleuten ein verschanztes Lager in Oberungarn hatten; von wo aus sie viel Raub und Mord in Ungarn und Oesterreich verübten. Mathias und Pottendorf stießen zusammen, erstürmten ihre Schanzen, nur wenige entwischten, die meisten wurden niedergemetzelt; über 2000 gefangen und aufgehängt; ihr zahlreiches Weibsvolk ersäuft. Den Swolli, an

Snikovkys Stelle Oberhaupt der Räuber, ſah man von weitem auf einem ungeheuer hohen Galgen hangen, zwei andere Anführer neben ihm. Damit wurde endlich Ruhe für einige Jahr in Oeſterreich und zu Wien.

Friedrich benützte die Zeit der Ruhe zu ſeiner zweiten Reiſe nach Rom, die er im Jahr 1468 in dreifacher Abſicht unternahm. Erſtens als eine angelobte Wallfahrt, um dem Allerhöchſten für ſeine Befreiung aus der Gefangenſchaft in der Burg zu Wien, wo ihm der Hunger ſchon das äußerſte drohte, Dank zu ſagen. Ein zweiter Zweck ſeiner Reiſe war die Heiligſprechung Leopold IV. Markgrafen von Oeſterreich, welcher ſeither als unſer Landespatron verehrt wird. Seine dritte Abſicht endlich war, die Errichtung des Bisthums Wien, oder beſſer zu ſagen die Wiederherſtellung dieſes Bisthums, welches, wie im erſten Bande erzählt worden, ſchon in uralten Zeiten beſtanden hat. Er bewirkte auch dieſes, wofür einige ſeiner Vorfahren ſich vergeblich bemüht hatten.

Die Freundſchaft zwiſchen Podiebrad und Mathias Corvinus war von kurzer Dauer; beide höchſt ehrſüchtige Männer wurden immer nur von ihrem nächſten Vortheil geleitet. Ueberdieß war Corvinus ein eifriger Katholik, Podiebrad ein Huſſit. Papſt Pius II. erkannte ihn nicht als König von Böhmen, ſprach vielmehr den Kirchenbann gegen ihn aus. Sein Nachfolger Paulus II. 1464 ging noch weiter;

er forderte Mathias auf, in Böhmen einzufallen, und ſich ſelbſt die Krone aufzuſetzen. Kurz vorher bedrohte Podiebrad den Kaiſer mit Krieg, wenn er ihm nicht die Koſten erſetzte, die er zu deſſen Befreiung aus der Burg zu Wien aufgewendet habe; und ſchlug dieſe Rüſtungskoſten zu einer übermäßigen Summe an. Friedrich, darüber entrüſtet, ließ den Mathias gewähren, als er in Böhmen einfiel, und reiſte nach Rom.

Bald darauf ergab ſich die Enthauptung des Andreas Baumkircher; ein Ereigniß, das bis auf den heutigen Tag Aufſehen in der Welt gemacht hat. Darin kommen alle bewährten Geſchichtſchreiber überein, daß er dem Kaiſer abtrünnig geworden, mit andern Edelleuten in die Dienſte des Mathias Corvinus getreten ſei, und die Waffen gegen den Kaiſer geführt habe; daß er nach einigen Jahren wieder ſeine Unterwerfung angeboten und freies Geleit nach Gratz verlangt habe, um ſich zu verantworten und ſeine Anſprüche zu rechtfertigen; daß ihm das freie Geleit vom Früh-Gebetläuten bis zum Abend-Gebetläuten zugeſtanden wurde; daß Baumkircher gekommen, es aber nur mit den kaiſerlichen Räthen zu thun gehabt, und Friedrich nicht in Gratz geweſen ſei. Nun aber ſagt man einerſeits, daß Baumkircher keineswegs eine Verantwortung, ſondern nur neue Forderungen an den Kaiſer vorgetragen, und dabei das Abend-Gebetläuten verſäumt habe. Wonach man ihm als gefangenen Rebellen den Kopf abgeſchlagen. Nach andern zogen die kaiſerlichen Räthe die Ver-

handlung abſichtlich in die Länge; Baumkircher, als er bemerkte, daß die Abendſtunde nahe ſei, warf ſich auf's Pferd, und ſprengte davon. Das innere und äußere Muhrthor waren noch offen. Wie er ſich dem äußern näherte, ſchlug es plötzlich vor ihm zu; er wendete das Pferd, um einen andern Ausweg zu ſuchen; da war auch das innere verſchloſſen. Jetzt erklang das Abendgebetläuten; Prieſter und Scharfrichter kamen aus den Ecken hervor. Obſchon er alle ſeine Schlöſſer und ſchweres Geld für ſein Leben bot, wurde er auf derſelben Stelle hingerichtet.

Der letzteren Erzählung mißt die große Mehrzahl Glauben bei; ja, man hat ſie ſchon als Stoff einer Tragödie verbraucht. Alles wohl erwogen, kann man nur an die erſtere ſich halten; denn erſtens war Friedrich während ſeiner ganzen langen Regierung immer nur zu Milde und Nachſicht geneigt; zweitens war Treuloſigkeit dem Charakter Friedrichs ſo ganz entgegengeſetzt, daß ſeine Räthe nicht wohl gewagt haben können, eine ſo ſchreiende zu begehen; drittens iſt es ganz unglaublich, daß Jemand der aus der Burg zu Gratz davon ſprengt, um aus der Stadt zu entkommen, ſeine Richtung auf das Muhrthor nehmen ſollte, wo er Gefahr läuft, die Sporergaſſe herab den Hals abzuſtürzen; während er ohne Gefahr das nähere Paulusthor (das Burgthor beſtand noch nicht) erreichen konnte. Hiezu kommt noch, daß das Paulusthor auf die Straße nach Ungarn führt, wo Baumkircher Güter beſaß, und des Schutzes ge-

wiß war; beim Muhrthor hinaus dagegen kam er in die Mitte des Landes.

Kaiser Friedrich sah, daß Mathias Corvinus sein großes Feldherrntalent nicht sowohl zum Schutze seines Königreiches Ungarn gegen die Türken, als zu Eroberung des Königreichs Böhmen verwendete; er trug also den auf dem Reichstag zu Regensburg zahlreich versammelten Reichsfürsten vor, wie höchst nöthig es sei ein bedeutendes Heer schleunig aufzustellen, um dem Vordringen der Türken gegen Deutschland zu widerstehen. Versprechungen von Wenigen war Alles, was er bewirkte, und selbst damit war es nicht Ernst. Die Reichsfürsten hatten mit ihren eigenen Zwistigkeiten zu thun genug; und so lange das große Königreich Ungarn zwischen ihnen und den Türken lag, waren sie ohne Sorgen.

Friedrich dachte an die ältere Zeit zurück, wo die Tempelherrn, die deutschen Herrn, die Hospitaliter tapfer und glorreich in Palästina gegen die Ungläubigen kämpften. Solches Kämpfen that jetzt wieder im höchsten Grade Noth. Er stiftete zu diesem Ende den St. Georgen Orden, und dotirte ihn reichlich. Die Ritter sollten im Vortrab des ungrischen Heeres fechten, die Türken von den Gränzen dieses Reiches, aus dem christlichen Griechenland vertreiben, und, wenn möglich, Constantinopel wieder erobern. Papst Paul II. bestätigte diese Stiftung; der Georgen Orden, ehe er noch das geringste Verdienst sich erworben, wurde dem Deutschen Orden an Rang, Privilegien und Rechten ganz gleich gestellt; der jewei-

lige Großmeiſter hatte den Rang eines Fürſten; die Ritter wählten ihren Großmeiſter ſelbſt, nur die erſte Ernennung behielt ſich der Kaiſer bevor. Sie führten eine Krone über dem Wappen, und nannten ſich gekrönte Ritter von St. Georgen. Ihre Kleidung war weiß mit einem rothen Kreuz auf der linken Schulter, darüber ein grüner Mantel mit großem rothen Kreuz auf der linken Seite. Zur Reſidenz ward dem Großmeiſter das alte Benedictiner Kloſter Millſtadt in Kärnthen angewieſen. Hier, und auf allen Comthureien, und wo ſie immer wohnten, mußten eben ſo viel Prieſter als Ritter, und immer ein Prieſter zwiſchen zwei Rittern wohnen. Die Prieſter waren ebenfalls Ordensmitglieder; dagegen hatten die Ritter kein anderes Gelübde, als das des Gehorſams abzulegen. Der Kaiſer wählte dieſe Einrichtung vorzüglich aus dem Grunde, um bei der Dotirung des Ordens mit geiſtlichen Gütern deſto weniger Anſtand zu finden. Zum erſten Großmeiſter und Fürſten ernannte er einen Wienerbürger Johann Siebenhirter. Man ſieht noch in Millſtadt ein großes Gemälde, welches ſeine Inſtallation vorſtellt. Auch mit dieſem Unternehmen war Friedrich nicht glücklich. Ritter-Kleidung und Titel gaben noch nicht Rittergeiſt, in beiläufig 80 Jahren war der Orden in ſeiner eigenen Unthätigkeit verſunken, nachdem er nur drei Großmeiſter gehabt hatte. Siebenhirter ſtarb 1511, Johann Geymann 1532, Wolfgang Prandtner 1547. So wie der Bau des zweiten Thurms an der Stephanskirche zu Wien, wozu Fried-

rich IV. den Grund gelegt, 1579 aufgegeben, und der Rumpf mit Kupfer bedeckt wurde, ſtarb auch in demſelben Jahre der letzte Georgenordens-Prieſter.

Um die Zeit der Stiftung dieſes Ordens ſtanden Friedrich und Mathias Corvinus in ſo gutem Vernehmen, daß Mathias, nachdem ſeine Gemahlinn Katharina, Podiebrads Tochter, geſtorben war, um des Kaiſers einzige Tochter Kunigunde anhielt; ſie wurde ihm abgeſchlagen. Er hielt darauf um Hedwig, Tochter König Caſimirs von Polen an, auch dieſe erhielt er nicht. Er fand ſich dadurch beleidiget, und würde Beiden den Krieg angekündiget haben, wenn nicht ſeine Gegenwart in Ungarn höchſt nöthig geweſen wäre.

Inzwiſchen ſtarb 1471 Georg Podiebrad 51 Jahr alt. Friedrich hatte offenbares Recht auf dieſe Krone, Mathias machte als Schwiegerſohn Anſpruch darauf, und wollte dieſen Anſpruch mit Gewalt der Waffen durchſetzen. Eben deßwegen aber, und weil er ſchon ſeit einigen Jahren als König von Böhmen gelten wollte, das Land feindlich behandelte, und ihm viel Schaden zufügte, waren ihm die böhmiſchen Stände abgeneigt. Mehr geneigt würden ſie für Friedrich geweſen ſein, allein es war offenbar, daß er das Reich gegen die Macht des Corvinus zu beſchützen nicht im Stande ſei. Sie wollten auch die Söhne Georgs Podiebrad nicht; das Land war unter ſeiner Regierung ganz und gar nicht glücklich; er ſelbſt ſchrieb an ſeinen Vertrauten Rockyzana, als er ihn von ſich entfernte: »Hätte ich deinen Anſchlägen nicht

Gehör gegeben, ſo wäre ich ein ruhmvoll herrſchender König, und meine Unterthanen ſtürben nicht aus Hunger.« Die Stände wählten alſo Wladislav, Kronprinzen von Pohlen; er war durch ſeine Mutter des vortrefflichen Albrechts II. Enkel, des um Böhmen hochverdienten Carls IV. Urenkel, er ſtand bereits den Böhmen gegen Mathias Corvinus tapfer und glücklich bei, und es war zu erwarten, daß dem Kaiſer dieſer am wenigſten mißfällig ſein würde. Wirklich ſah auch Friedrich ein, daß er die Macht nicht habe, ſeine gerechten Anſprüche auf die böhmiſche Krone gegen Pohlen, Böhmen und Ungarn zugleich durchzuſetzen, und daß nach ihm das Erbrecht für Wladislav ſpreche; er erkannte alſo auf dem Reichstag zu Regensburg Wladislav als König von Böhmen.

Darüber entbrannte Mathias in den heftigſten Zorn; machte Waffenſtillſtand mit Böhmen, und warf ſich mit aller Macht auf Oeſterreich. Schnell hatte er alle nahen Orte um Wien herum von Trautmannsdorf bis Kloſterneuburg in ſeiner Gewalt, und die Donau mit Kriegsſchiffen beſetzt, womit er der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abſchnitt. Friedrich flüchtete nach Krems, und vollends nach Steyer. Eines Morgens im Auguſt 1477 ſtand das ganze Heer auf einmal vor Mazelsdorf (damals noch fern von der Vorſtadt); eiſerne und ſteinerne Kugeln flogen in die Vorſtädte. Jetzt zeigten die Wiener, was ſtandhafte Treue vermag, und machten die Fehler vollkommen wieder gut, welche ſie vor

Jahren gegen Friedrich begangen hatten. Geistlich und weltlich, jung und alt, Mann und Weib wetteiferten in der öffentlichen Arbeit; die Studenten zeichneten sich besonders aus; was Waffen tragen konnte, stand auf den Wällen. Umsonst waren alle Verführungskünste, die Mathias versuchte, umsonst die fürchterlichsten Drohungen; umsonst war selbst der schrecklichste Feind, der Hunger, bereits eingerissen. Ueber 4 Monate hatte sich Wien gegen des gewaltigen Ungarn Königs Macht gehalten; und durch solches Beispiel angeeifert, auch Krems und Stein. Die Standhaftigkeit der Wiener führte endlich den Frieden herbei. Mathias räumte Oesterreich gegen Anerkennung als König und Kurfürst von Böhmen, und 100,000 Gulden, wovon ihm Friedrich einen großen Theil sogleich zahlen mußte.

Während die Belagerung Wiens das Haus Habsburg mit dem Verluste von Oesterreich und Steier bedrohte, vergrößerte es sich auf einer andern Seite. Der ritterliche Prinz Maximilian vermählte sich am 20. August 1477 mit der Erbtochter von Burgund und den Niederlanden, deren Vater nicht lange vorher in der Schlacht bei Nancy geblieben war. Das war der Wendepunct für die nachmalige Größe dieses früher so ruhmvollen, unter Friedrich sehr gesunkenen Hauses.

Friedrich war trotz seines Bestrebens Geld zu sammeln, arm geworden. Seine zweite Reise nach Rom, die Heiligsprechung Leopolds IV., die Errichtung des Wiener Bisthums und die Stiftung des

St. Georgen Ordens hatten ſeinen Schatz erſchöpft; der Frieden mit Mathias ihn vollends dahin gebracht, daß er von der Stadt Steier 90 Ducaten, von dem Abte zu Zwettel 60 Gulden borgte. Das machte ihn mißmuthig, das Alter eigenſinnig, die Heirath ſeines Sohnes anmaßend. Das Domkapitel zu Paſſau mußte durchaus einen ſeiner Lieblinge zum Fürſtbiſchof wählen; den Erzbiſchof von Salzburg wollte er zwingen, das Erzbisthum einem andern Lieblinge abzutreten. Weil der Biſchof von Seckau dem von Salzburg rieth, nicht abzutreten, nahm er Beider Eigenthum in Beſchlag, zerſtörte ihre Schlöſſer, führte ihre Unterthanen gefangen hinweg. Dieſer Mißbrauch der kaiſerlichen Gewalt machte ihm viele Feinde; die Biſchöfe ſuchten Schutz bei Mathias, dem eine Veranlaſſung Oeſterreich abermals zu plündern, willkommen war; auch hatte er noch an den im Frieden verſprochenen 100,000 Gulden zu fordern.

Schon mit Anfang des Jahres 1481 ſchwärmten ungriſche Reiterhaufen in Oeſterreich herum, und zugleich brachen die Räuber aus ihren Schlupfwinkeln hervor; am 27. April verließ der Kaiſer Wien, das er nicht wieder ſah, und flüchtete nach Gratz. Mit Mathias ſchloß er einen Waffenſtillſtand bis Ende Juni, der ihn gerne einging, indem er mit den Türken ſo ſehr beſchäftiget war, daß er nur eine kleine Macht in Oeſterreich laſſen konnte. Die Räuber hatten ſich indeſſen durch ihre täglich wachſende Zahl und durch ihre Wildheit ſo furcht-

bar gemacht, daß die Städte und Schlöſſer des flachen Landes es noch vorzogen, eben die Ungarn als Beſatzung aufzunehmen. Der ungriſche Feldherr benutzte dieſen Umſtand, Wien allmälig zu umzingeln, und die Zufuhr der Lebensmittel zu erſchweren. Im Jahre 1483 zahlte die Stadt den Ungarn 3000 Gulden für einen Waffenſtillſtand von 7 Monaten, um ihre Weingärten zu pflegen und die Leſe einzubringen. Im folgenden Jahre ſchloß Mathias einen fünfjährigen Waffenſtillſtand mit den Türken, und wendete nun ſeine ganze Stärke wider Friedrich; enge Einſchließung Wiens war der erſte Vorbote ſeines Annäherns. Die Wiener konnten ihre Gründe und Weingärten nicht mehr pflegen, die Theurung ſtieg von Tag zu Tag, ein Brot, das ſonſt 3 Pfenninge galt, koſtete bereits 20. Die wackeren Städte Krems und Stein, in Vereinigung mit einigen oberöſterreichiſchen Baronen, beſonders mit Prüeſchenk, dem Ahnherrn der heutigen Grafen von Hardeck, bauten ſechzehn große Kriegsſchiffe; rüſteten ſie aus, füllten ſie mit jedem Bedürfniß der nothleidenden Stadt; und feſt entſchloſſen ihr Hülfe zu leiſten, wenn auch einige Schiffe dabei zu Grunde gingen, fuhren ſie in Gottes Namen die Donau herab. Zwiſchen Stockerau und Korneuburg mußten ſie durch das Feuer der feindlichen Batterien auf dem linken Ufer; weiter herab ſtand auch ein Blockhaus auf einer Inſel mitten im Strom. Doch wurde nur ein Schiff, eben das größte ſtark verletzt, und 14 Mann darauf getödtet, die Ladungen kamen aber glücklich

über Nußdorf herab in den Werd; wohin Alles jubelnd zu ihrem Empfang entgegen ſtrömte. Kurz vorher hatten die Wiener, da Briefe nichts vermochten, Deputirte an den Kaiſer geſchickt; ihm die ſchreckliche Theurung und drohende Hungersnoth vorzuſtellen und um Hülfe zu bitten. Er war nicht im Stande zu helfen, und daher deſto mürriſcher, klagte über ſeine Söldner, die er ihnen doch zur Hülfe gelaſſen; und ſehr zur Unzeit ſich an ſeine Gefangenſchaft erinnernd, ſetzte er hinzu: »die Wiener ſollen nur auch einmal fühlen, wie wehe der Hunger thut, den ſie mich in der belagerten Burg haben leiden laſſen.« Dieſe in übler Laune entfahrene Aeußerung war gerade jetzt von ſehr nachtheiliger Wirkung; viele Gemüther wendeten ſich von Friedrich ab, und ſeine alten Feinde erhoben das Haupt wieder.

Zu Anfang des Jahres 1485 hatte Mathias die Stadt Wien auf das engſte eingeſchloſſen; es war unmöglich, ihr mit irgend etwas zu Hülfe zu kommen, es ſei denn mit einem zahlreichen Heereszug zum Entſatz. Daran war jedoch gar nicht zu gedenken, und der Kaiſer vollends bis Innsbruck geflüchtet. Fünf Monate hielten die Wiener entſchloſſen aus, ſchlugen tapfer jeden Anlauf ab, wagten faſt täglich Ausfälle, widerſtanden jeder Lockung zur Uebergabe. Allein, nun waren endlich doch die Vorſtädte verloren, es flogen die Kugeln bereits mitten in die Stadt, in den Fleiſchbänken gab es nur mehr Pferdefleiſch für theures Geld; um Hunde, Katzen, Mäuſe u. d. gl. raufte das ärmere Volk. Die Ausfälle hatten viele

Muthige dahin gerafft, die Freunde der Uebergabe wurden immer zahlreicher und lauter; und da durchaus kein Entſatz zu hoffen war, traten die Prälaten, die Univerſität und die Bürgerſchaft zuſammen, und brachten eine Unterhandlung mit Mathias zur Sprache. Acht Tage vergingen, ehe ſie ſich dazu entſchließen konnten. Am 20. Mai, als von der Verzweiflung des Volkes bereits das Aeußerſte zu beſorgen war, begab ſich eine Deputation aus allen Ständen in das feindliche Lager; und in der folgenden Nacht kam die Capitulation zu Stande: — »käme bis Ende des Monats kein Entſatz, ſo ſollte die Stadt dem König offen ſtehen, die kaiſerliche Beſatzung mit Hab und Gut und Waffen freien Abzug haben, die Bürger bei ihren Rechten, Freiheiten und Gewohnheiten erhalten werden. Nicht die Waffen hatten die Stadt Wien bezwungen, ſondern der Hunger.

Am 1. Juni 1485 zog Mathias in großer Pracht und unter Siegesjauchzen in Wien ein; heftiger Sturm bedeckte den glänzenden Zug mit Staub, und Erdbeben ſchien anzudeuten, daß der Boden dem fremden Beſitzer widerſtrebe. Er bezog nicht die Burg, ſondern bewohnte das der Weihburggaſſe gegenüberſtehende, jetzt Heßiſche Haus in der Kärnthnerſtraße, das damals ringsum frei ſtand, und in der Folge von darauf gemahlten Jagdſtücken das Haſenhaus genannt wurde. Sein Oberfeldherr Stephan Zapolya bewohnte das Carmeliterhaus in der Salvatorgaſſe.

Die Wiener fühlten bald den Unterſchied zwi-

ſchen dem angeſtammten Landesfürſten und dem fremden Eroberer, und daß die glänzendſte Regierung nicht immer die glücklichſte ſei. Sie ſahen, daß Saat und Weinſtock nur gedeihen, damit der fremden Krieger Uebermuth mehr noch davon verderbe als genieße; und daß die Mütter ihre Söhne nur für ſeinen Ehrgeitz geboren hatten. Stadt und Land ſeufzten über die vervielfältigten unerſchwinglichen Abgaben und über die grauſamen Erpreſſungen einzelner Befehlshaber. Mathias ſelbſt, um das Vermögen der reicheren Wiener Bürger kennen zu lernen, und ſich großentheils zuzueignen, bediente ſich folgender Liſt: Er berief bald nach ſeinem Einzug die angeſehenſten Bürger, ſo wie auch jene, die ihm von ſeinen geheimen Anhängern als reich bezeichnet waren, zu ſich, und trug ihnen vor, er ſei Willens den Rath und alle obrigkeitlichen Aemter neu zu beſetzen, indem die bisher üblichen Wahlen ganz zweckwidrig ſeien. Diejenigen müßten an die Spitze der Bürgerſchaft geſtellt werden, welche bei Aufruhr oder gewaltſamer Umwälzung am meiſten zu verlieren hätten. Es ſollte alſo Jeder ſein Vermögen aufrichtig angeben; wer das geringſte verſchweige, um ſich dem Dienſt der Stadt zu entziehen, deſſen ganzes Vermögen ſei verfallen, und er habe für den Betrug noch körperliche Strafe zu gewärtigen. Einige von der Drohung erſchreckt, Andere von der Luſt zu herrſchen verlockt, ſtellten ihr Vermögen prunkend zur Schau; ja Manche machten ſich reicher als ſie waren. Mit freudigem Erſtaunen überſah Mathias den gro-

ßen Reichthum der Wiener Bürger, und nun änderte er den Ton. »Wie ſoll ich, der Fremde und der Feind, Zutrauen zu euch haben; da ihr an eurem gebornen Herrn untreu gehandelt, ihm den Beiſtand eures Geldes und Gutes verſchwiegen und entzogen habt? Mit ſolchen Schätzen hättet ihr mich bis Ofen hinab drücken können. Nimmermehr ſoll Einer von euch zu einem öffentlichen Amte gelangen. Seid froh, daß mich nach eurem armen Leben nicht gelüſtet, und zahlt zur Strafe, was mir euch aufzulegen belieben wird.« So kam er zu dem größten Theil ihres Vermögens.

Fünf Jahre lebte er noch faſt ununterbrochen in Wien, hielt einen glänzenden Hof, gab Turniere und Ritterſpiele, war jedoch für ſeine Perſon nichts weniger als glücklich. Das Podagra plagte ihn, noch mehr die beſtändige Furcht vor einem Aufruhr, einer ſicilianiſchen Veſper in Wien; eine Furcht, von dem Bewußtſein ſeiner Behandlung der Wiener erzeugt. Einſt meldete ein, der deutſchen Sprache unkundiger Hauptmann, Aufruhr ſei ausgebrochen, das Volk verſammle ſich in dem Stadtgraben, die Schottner ſeien die Aufwiegler, ihr Hofrichter ſtehe mitten in dem Haufen und ſchreie überlaut. Mathias gerieth darüber in raſenden Zorn, befahl dem Zapolya, den Abt und Prior der Schottner gebunden zu bringen; bald wieder, ſie ins Waſſer zu werfen, alle Truppen durch Trommel und Trompete zuſammen zu rufen, und dem unruhigen Volk das unvergeßliche Schreckensbeiſpiel eines Blutbades zu geben.

Doch bevor einer dieſer Befehle befolgt werden konnte, meldete ein anderer Bote mit Lächeln, Alles habe ſich ſchon wieder zerſtreut; der Schottner Hofrichter habe ſtädtiſche Kühe gepfändet, darüber ſei Zank entſtanden, und jetzt zu Marktzeit viel Volk zuſammen gelaufen.

In dergleichen Zorn verfiel Mathias immer öfter, ſeine Schwäche nahm dabei täglich zu; ſein ſtarker ſchwerfälliger Körper konnte ſich kaum mehr bewegen, und nur die Gichtſchmerzen erinnerten ihn an das Leben. Bei einem neuen Anfall von heftigem Zorn über ſchlechte Feigen, die man ihm gebracht, rührte ihn der Schlag; er lag noch drei Tage brüllend wie ein verwundeter Löwe, ohne ein vernehmbares Wort hervorbringen zu können, und verſchied am Dinſtag in der Charwoche, 5. April 1490, im 48. Jahre ſeines Alters.

Ein gewaltiger Kriegesheld war er, der zwar mit Recht und Gerechtigkeit nach Willkühr verfuhr, aber doch der Mann des Volkes war; weil er viele Niedrige erhöhte, und vorzüglich, weil er viele Hohe erniedrigte.

Mathias Corvinus und Georg Podiebrad, zwei gleichzeitige Herrſcher hatten viel Aehnliches mit einander. Beide gelangten ohne rechtlichen Anſpruch durch Uebermacht ihrer Partei zu Thronen, die erblich waren; derowegen nennt die Geſchichte ſie auch nicht Mathias I. und Georg I., ſondern ſetzt ihren Taufnamen die Familiennamen bei. Beide waren undankbar gegen Diejenigen, denen ſie vorzüg-

lich den Thron zu verdanken hatten; Mathias verbannte seinen Oheim Szilagyi, Georg den Rockyzana. Beide machten sich als Feldherrn großen Namen in der Geschichte, doch litten dabei ihre Länder große Noth; Podiebrad, wie oben angeführt worden, gestand selbst, daß seine Unterthanen Hungers starben, von Mathias schreibt Ladislaus Tejerkövi: »Die glänzende Herrschaft des Königs Mathias war nicht segenbringend; unter dem Schatten seiner, über christliche Nachbarfürsten errungenen, Siegeskränze welkte die Blüthe des innern Wohlstandes im Vaterland dahin; das Königsschloß strotzte von Marmor und goldener Pracht, aber des Landmanns Hütte fiel in Trümmer, er mußte Vieh und Ackergeräthe verkaufen. Vergebens forderten die Stände Linderung der Lasten, und es entstanden Empörungen gegen die angemaßte Gewalt.« Ein vorzügliches Instrument seiner Siege und die verhaßteste Landplage war seine sogenannte schwarze Bande, eine, aus Ueberläufern, Räubern und Mördern zusammengesetzte, mit dem edlen ungarischen Krieger niemals vermischte Abtheilung seines Heeres zu Roß und zu Fuß. Von dieser schwarzen Bande schreibt obengenannter Tejerkövi und einstimmend Istvanfi: »Sie lagen nach Mathias Tode in Oberungarn, und erlaubten sich unerträgliche Bedrückungen und Räubereien, weßhalb sie nach Szegedin verlegt wurden, um unter den Befehlen des Temeschwarer Grafen Paul Kinizfi die Einfälle der Türken zurückzutreiben. Sie ließen aber ihre alte Gewohnheit nicht, und als end-

lich eine, bis aufs Hemd ausgeplünderte Edelfrau vor dem Heerführer weinend Klage führte, und bald darauf ein Pfarrer wegen Beraubung der Kirche, Schändung und gewaltſamer Wegnahme der dem Gottesdienſt geweihten Gegenſtände ſich beſchwerte, verſammelte ſie Kinizſi unter dem Vorwand drohender Türkengefahr; ließ ſie ſodann durch auserleſene ungariſche Schaaren und das aufgereitzte Landvolk überfallen, entwaffnen und niederhauen.« Beide Uſurpatoren waren bei ihrer Nation nicht beliebt; die Söhne Podiebrads, obgleich von erprobter Tapferkeit, wurden übergangen, als es ſich um ſeinen Nachfolger handelte, und des Mathias unehelicher geliebter Sohn Johannes wurde vollends nach ſeines Vaters Tod gewaltſam vom Landtag vertrieben. Beide haben, von unedlen Leidenſchaften, von Habſucht und Rachſucht getrieben, unabläſſig ihre Nachbarn, ja einander ſelbſt bekriegt. Hätten ſie dagegen mit redlichem Eifer gemeinſchaftlich ihre Waffen gegen die Türken gewendet, wozu ſie eigentlich berufen, wozu ihnen Macht und Talent verliehen waren; ſo würde nicht Ungarn durch anderthalb Jahrhunderte, das chriſtliche Griechenland durch bald vier Jahrhunderte unter der Willkühr der Türken geſchmachtet haben.

Friedrich überlebte den Mathias noch um drei Jahre, er brachte ſeine letzten Tage faſt Jedermann unzugänglich mit Andachtsübungen, Sterndeuterei und Alchimie auf dem Linzer Schloſſe zu. So kraftvoll war ſein Körper, daß nur eine Beſchädigung,

in Folge deren man ihm den rechten Fuß abnahm, wozu ſich noch ein Fieber geſellte, ſeinen Tod beſchleunigte; nachdem er 78 Jahr gelebt, Inneröſterreich 69, das Reich 54, Oeſterreich 48 Jahr regiert hatte. Kein Fürſt von Oeſterreich vor und nach ihm bis in unſere Tage hat ſo lange gelebt, und ſo lange regiert als gerade dieſer, deſſen Regierung durchaus nicht heilbringend war.

Indeſſen iſt doch der Begriff, den ſich viele Menſchen von dieſem Kaiſer machen, ſeiner unwürdig. Er war keineswegs ein Schwächling. In der Burg zu Gratz, wo er gerne lebte, befindet ſich ein in Erz gegoſſenes Profil von ihm, welches die Züge eines höchſt kraftvollen Mannes darſtellt. Jedes Zimmer dieſer Burg, ſoweit er ſie gebaut, iſt ein Saal. Er hat den Grund zum zweiten Thurm an der Stephanskirche zu Wien gelegt, und unter den ungünſtigſten Umſtänden den Bau viel weiter gebracht, als ſeine Nachfolger in hundert Jahren. Solche Bauführungen, und die Stiftung eines Ritterordens zeigen von grandioſen Ideen, die kein Schwächling hat. Er hat die Kaiſerkrone nicht angeſucht; man hat ſie ihm angeboten, und er hat ſich beſonnen, ob er ſie annehmen will. Sein Sohn Maximilian I. war kein Heuchler; er würde nicht eine für jene Zeiten ſehr große Summe aufgewendet haben, um das Andenken eines Schwächlings zu verewigen.

Um die Regierung Friedrichs IV. mit Billigkeit zu beurtheilen, darf man nicht vergeſſen, daß unter dem heilloſen Einfluß der Cillyer und des Eytzinger

Oeſterreich beinahe ganz verwildert war, daß Friedrich es bei ſchwacher Macht mit dem argliſtigen Podiebrad, mit dem gewaltigen leidenſchaftlichen Corvin, und an Albrecht mit einem Bruder zu thun hatte, der ihm mehr geſchadet, als alle Feinde; daß aller Gemeinſinn unter den Deutſchen ſchon ganz erſtorben, ſelbſt von dem Feuereifer ſeines glorreichen Sohnes nicht mehr zu erwecken war; daß unter ſolchen Umſtänden alle ſeine Bemühungen gegen die damals erſt für Deutſchland fürchterlich gewordenen Türken vergeblich ſein mußten. Man wirft ihm vor, daß er Geld geſammelt; warum erkennt man nicht, daß er es edel verwendet hat? Der ehrliche Mann, der milde Regent zeigt ſich in jeder ſeiner Handlungen. Liebenswürdige Treuherzigkeit ſpricht aus verſchiedenen ſeiner Aeußerungen.

Nach dem Tod des Mathias Corvinus zum Beiſpiel ſagte er: »So habe ich denn zwar keinen meiner Feinde überwunden, jedoch alle überlebt.« Einigen Wienerbürgern, die ihn in Linz beſuchten, und ihm berichteten, daß ſelbſt ſeine ehemaligen Feinde ihn ſehnlich zurück wünſchen, weil Mathias mit allen gleich ſehr hart verfahre, antwortete er: »So iſt es auch den Fröſchen gegangen, ſie haben den guten Stock nicht wollen, und haben dafür den Storch zum König bekommen.« Als er erfuhr, daß Aeneas Sylvius ſeine Lebensgeſchichte verfaſſe, ſchrieb er ihm: »Setzet doch treulich alle meine Fehler hinein, damit ſie, ſoviel ſie mir und meinen Landen geſchadet, doch der Nachwelt nützen mögen.« Sein

Wahlſpruch waren die fünf Selbſtlauter A, E, I, O, U, ſie befinden ſich auf Allem, was einſt ſein war; er hat nie geäußert, was ſie bedeuten ſollen.

Maximilian I.

Ihm folgte als Kaiſer ſein einziger Sohn Maximilian I., der ſchon ſechs Jahre früher zum römiſchen König erwählt wurde. Auch war es Maximilian, den gleich nach Mathias Tod die Wiener herbeiriefen. Er kam; Zapolya warf eine Beſatzung von 400 Mann in die Burg, und zog ſich nach Ebenfurt. Max wurde am rothen Thurm von dem Bürgermeiſter und dem geſammten Rath, von der Cleriſei, der Univerſität, und einer zahlloſen Menge freudenvoll empfangen, und zum Tedeum nach St. Stephan begleitet. Sogleich griff er die Burg an; am andern Tag leiſteten ihm auf einem am Hohenmarkt errichteten Gerüſte der Rath und die Gemeinde den Eid der Treue; während das Geſchütz gegen die ungriſche Beſatzung in der Burg donnerte. Neun Tage wehrte ſich dieſe tapfer, und ſchlug wiederholte Stürme ab, bei deren letzteren Max ſelbſt verwundet wurde. Zapolya, da er Ungarn in Parteien getrennt wußte, zog ſich zurück; die Beſatzung der Wienerburg, welche keinen Entſatz zu hoffen hatte, begehrte und erhielt freien Abzug.

Maximilian, der durch Erbverträge, und durch den Vertrag mit Mathias vom 19. Juli 1463 Anſpruch auf die ungriſche Krone hatte, rückte den Un-

garn nach; das weſtliche Land von der Donau bis zum Plattenſee fiel in ſeine Hand, und ſelbſt in Ofen und Stuhlweißenburg fing man an zu flüchten. Da entſtand ein ſchändlicher Streit zwiſchen ſeinem Kriegsvolk über die Theilung der Beute, der ihn zwang am 7. November 1491 Frieden zu ſchließen. In dieſem Frieden wurde ihm der Titel eines Königs von Ungarn zugeſtanden; wenn Wladislav, der neu erwählte König ohne männliche Erben ſterben ſollte, die Nachfolge zugeſichert; und alle Eroberungen des Mathias ſogleich zurück gegeben. Wogegen Max auch ſeine ungriſchen Eroberungen abtrat.

Das Leichenbegängniß ſeines Vaters hielt er höchſt prächtig, und verwendete auf deſſen Grabmahl bei St. Stephan 60,000 Ducaten. Am 16. März 1494 feierte er, der ſchon 12 Jahre Witwer von der geliebten burgundiſchen Maria und 38 Jahr alt war, ſeine zweite Vermählung mit der ſchönen und ſtrengen Blanka von Mailand zu Wien.

Seine außerordentliche Thätigkeit ließ ihn an keinem Orte lange verweilen; insbeſondere ſcheint der Eindruck der, in ſeiner Kindheit mit der geliebten Mutter Eleonore in der hieſigen Burg ausgeſtandenen Belagerung nie ganz aus ſeiner Seele gewichen, und die Urſache zu ſein, warum er nur äußerſt ſelten, und nur auf wenige Wochen nach Wien kam.

Doch hatte er für das Regiment in ſeiner Abweſenheit geſorgt. Die Regierung, beſtehend aus einem Obriſthauptmann, einem Statthalter und 10 Räthen, beſorgte die Militär- und politiſchen Geſchäf-

te, und hatte die erſten 14 Jahre ihren Sitz in Linz, weil Wien, das durch ſeine Erlittenheiten in den 55 Jahren ſeit Albrechts II. Tod ſich ſelbſt nicht mehr gleich ſah, und Mangel an öffentlichen Gebäuden hatte. Mit dem Jahr 1509 kann jedoch die Regierung nach Wien. Die Hofkammer, welche die Staatseinkünfte verwaltete, wurde gleich in Wien errichtet, ein Kammer- und Hofgericht für die Juſtiz mit 12 Räthen in Neuſtadt. Auch dieſes kam nach Wien, und ward mit der Regierung vereinigt. Ueber dieſe Stellen ward ein Hofrath, (in der Folge Staatsrath genannt) aus 18 Räthen beſtehend, geſetzt. Von den 18 Räthen waren 5 aus dem Adel- und Doctoren-Stand, 5 Oeſterreicher, 2 aus jeder andern Provinz. Dieſer Hofrath führte die Controlle aller übrigen Behörden, beſorgte auch die Geſchäfte des Kaiſers im deutſchen Reiche, und berichtete unmittelbar an ihn.

Maximilian vereinigte wieder alle Erbländer des Hauſes Habsburg, nachdem ihm Erzherzog Sigmund Tirol und Vorderöſterreich noch bei Lebzeiten abgetreten hat. Zugleich beſaß er das große burgundiſche Reich, das ſeine Gegenwart oft erforderte. Er führte durch vierzig Jahre beinahe ununterbrochen Krieg. Endlich war er nach Karl dem Großen der thätigſte Kaiſer, um Ruhe, Ordnung, Wohlſtand und Macht im deutſchen Reiche zu begründen. Nur ein ſo ganz außerordentlicher Mann konnte für alle dieſe Dinge Zeit finden. Doch ward aus Deutſchland nicht, was er wünſchte; er war in manchem Kriege

unglücklich; viele ſeiner großen Plane mußten aufgegeben werden; insbeſondere vermochte er nicht, ſo ſehr es ihm am Herzen lag, die Türken zurückzudrängen. Daran war Schuld, daß er den uneinigen, ſelbſtſüchtigen Deutſchen ſeinen Geiſt nicht einhauchen konnte; daß er trotz aller ſeiner perſönlichen Tapferkeit und ſeiner trefflichen Kriegsmacht allein nicht ausreichte, wenn der Krieg in Folge beſchworner Bündniſſe unternommen wurde, und die Verbündeten ihn plötzlich verließen; daß er, der Treuherzige, überall getäuſcht und hintergangen wurde; daß das herrliche Ungarn in voller Verwirrung ſich befand.

Zwei Brüder ſtritten um die Herrſchaft des türkiſchen Reiches. Da der altgewordene König Wladislav, unthätig, dieſen für Ungarn günſtigen Umſtand nicht benutzte, erwirkte ſich der Cardinal Primas von Rom eine Bulle, den Kreuzzug gegen die Türken zu predigen. Er predigte ſo eifrig und eindringlich in vielen Kirchen, daß eine ſehr große Menge Menſchen ſich in Peſth verſammelte, bereit gegen die Türken zu ziehen. Der Cardinal gab ihnen Georg Doſa zum Anführer, groß von Leibesgeſtalt, berühmt von ſeinem Muthe. Doſa führte ſeine Kreuzfahrer, Kurutzen genannt, jedoch nicht gegen die Türken, ſondern er fand es bequemer und einträglicher, die Schlöſſer des Adels zu plündern. Das vermehrte den Zulauf zu ſeinen Schaaren; es entſtand eine Art Bauernkrieg, der, wie alle dergleichen Kriege, mit Erbitterung und Grauſamkeit geführt wur-

de. Was von Geiſtlichkeit und Adel den Kurutzen in die Hände fiel, endigte ſein Leben unter Martern. Doſa ließ ſich zum König ausrufen; Schrecken verbreitete ſich über ganz Ungarn, und noch nach mehr als 300 Jahren iſt der Namen Kurutzen nicht dem Gedächtniß des Volkes entſchwunden. Johann Zapolya endlich, ein Sohn des geweſenen Statthalters von Wien Stephan Zapolya, eilte mit einem gerüſteten Heere aus Siebenbürgen herbei, ſchlug und erſchlug oder zerſtreute die Kurutzen, bekam den Doſa und neun der vorzüglichſten Empörer gefangen. Ein ſchreckliches barbariſches Gericht ließ er über ſie ergehen. Doſa wurde auf einen glühenden eiſernen Thron gekettet, eine glühende eiſerne Krone ihm auf das Haupt geſetzt; die gefangenen neun vorzüglichen Empörer mußten viele Tage hungern, dann warf man ihnen das halbgebratne Fleiſch ihres Anführers vor. Die Nation jubelte ihrem Befreier auf jedem Schritte entgegen; der ehrgeizige Jüngling ward übermüthig, und ging darauf aus, ſich zum König von Ungarn und Böhmen zu machen. Wladislav fürchtete Gewaltthat an ſeinen Kindern; einverſtändlich mit ſeinem Bruder Sigmund glaubte er, ſich durch ein Bündniß mit Maximilian ſicher zu ſtellen. Er machte den Antrag zu einem Congreß in Ofen. Der Kaiſer ſchickte den berühmten Cuſpinianus (eigentlich Spießhammer), welcher, wie ſein Grabmal bei St. Stephan neben der Kreuzcapelle ſagt, Miniſter, Arzt, Geſchichtſchreiber, Dichter und Muſiker war, als ſeinen Geſandten dahin. Am 10.

Mai 1515 waren die Abgeſandten der drei Monarchen übereinkommen; der Hauptpunct des Vertrages war eine Doppelheirath zwiſchen den Kindern Wladislavs und den Enkeln des Kaiſers. Maximilian hatte ſeinen einzigen Sohn Philipp, am 21. October 1496 mit Johanna, Tochter Ferdinands von Arragonien und Iſabellens von Caſtilien, vermählt, welche nach ihrer Aeltern Tod die ganze ſpaniſche Monarchie erbte. Philipp jedoch ſtarb am 25. September, 1506 noch vor ſeinen Schwiegeraltern, und ehe er das 28. Jahr erreicht hatte. Er, der Sohn der burgundiſchen Maria, war von ſolcher Schönheit und Liebenswürdigkeit, daß Johanna über ſeinen Tod den Verſtand verlor, und ſeinen Leichnam im wohlverſchloſſenen Sarg zeitlebens, ſelbſt auf Reiſen, nicht von ihrer Seite ließ; immer erwartend, er werde, er müſſe noch wieder auferſtehen zum irdiſchen Leben. Dieſer Zuſtand der Tochter erzeugte in dem Herzen ihrer Aeltern eine entſchiedene Abneigung gegen die unſchuldigen Kinder Philipps; deſto ſorgfältiger behielt Maximilian ſeine Enkeln im Auge.

Zur Zeit des Vertrages von 1515, wovon hier die Rede iſt, waren drei Töchter Philipps ſchon an die Könige von Frankreich, von Schweden und von Portugall vermählt; ſeine Söhne Carl, 15 Jahr alt, Ferdinand, 12 Jahr, und eine Tochter Maria, 8 Jahr, waren noch unvermählt. Es wurde beſchloſſen, daß einer dieſer Prinzen mit Wladislavs Tochter Anna, 12 Jahr alt, und desſelben Sohn Ludwig, 9 Jahr, mit Philipps Tochter Maria ver-

mählt werden, und, wenn Ludwig unbeerbt stürbe, Anna und ihrem Gemahl die Nachfolge in den Königreichen Ungarn und Böhmen bleiben sollte. Ein höchst wichtiger Vertrag, durch welchen Ungarn und Böhmen bleibend an das Haus Habsburg gelangten.

Das Ceremoniel der Vermählung ist merkwürdig genug. Maximilian, durch Geschäfte des deutschen Reiches aufgehalten, konnte erst am 10. Juli nach Wien kommen; am 15. erhob er sich gleichsam beiden Königen, die schon Ende Juni in Preßburg zusammen gekommen waren, entgegen nach Hacking, und übernachtete dort. An demselben Tag kam Sigmund nach Heinburg und Wladislav nach Bruck an der Leitha, wo sie die Nacht zubrachten. Ein überaus hoher Baum auf der Ebene bei Traurmannsdorf war der verabredete Punct der Zusammenkunft für den folgenden Tag. Zuerst kam der alte Wladislav in einer Sänfte getragen; mit ihm seine zwölfjährige Tochter, Prinzessin Anna in einem prächtig verzierten, mit 4 Schimmeln bespannten Staatswagen; die Großen aus Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und viel tapferes Volk auf trefflichen Pferden. Dann kam der Pohlenkönig ganz in Scharlach gekleidet, ein stattlicher Herr von 48 Jahren, neben ihm auf einem, mit Gold, Perlen und Edelgestein reich geschmückten Schimmel sein Neffe Ludwig, der neunjährige Kronprinz von Ungarn und Böhmen; seine Reichsräthe, Bischöfe, Woiwoden, Palatine, meist himmelblau

gekleidet; dann zu Roß und zu Fuß pohlniſches, tatariſches und moskowitiſches Volk. Unter freudiger Kriegsmuſik hatten dieſe fremden Völker die Ebene von zwei Seiten umgeben, als von dem Waldhügel herab der Kaiſer kam; umgeben von den Geſandten von Spanien und England, von den Herzogen aus Bayern, Würtemberg und Mecklenburg, von vielen Fürſten, Grafen und Herren aus dem Reich und einem zahlreichen Adel aus allen öſterreichiſchen Landen. An 5000 Pferde, Alles in blanker Rüſtung, welche vor dem dunkeln Waldſchatten, der Morgenſonne gegenüber blendenden Glanz verbreitete. Herrlich und furchtbar war der Zug anzuſchauen; alſo zwar, daß einige Mißtrauen und den Zweifel äußerten, ob das nicht auf einen Ueberfall abgeſehen, und beſſer wäre zu fliehen. Da ſprach der König von Pohlen: »Wer Arges fürchtet, mag umkehren und heimziehen, ich traue dem ſtets redlichen Max, ſonſt wäre ich ſo weit nicht hergekommen.« Der Kaiſer war nun bei dem Baume abgeſtiegen, und indem er mit ſeiner hellen Stimme die bibliſchen Worte im Latein rief: »Dieß iſt der Tag, den Gott gegeben; laſſet uns fröhlich und freudig ſein!« bot er den Königen und den Kindern die Hand. Die Fürſten umarmten einander, Jubelruf verbreitete ſich durch die Völker. Freundliches Geſpräch unter dem Baum, dann eine Jagd, ein kurzes Mahl im Walde beſchloſſen dieſen Tag. Der Kaiſer begab ſich nach Laxenburg ins Nachtlager; Wladislav mit den Kindern nach Trautmanns-

dorf; Sigmund nach Enzersdorf. Am früheſten Morgen des 17. brach der Kaiſer auf, um die Könige an der Schwechat zu erwarten.

Außer kleinen Kindern, Greiſen und Kranken blieb Niemand in Wien; wie ein fernes Meer wogte und brauste es von St. Marx und von Erdberg heraus. Ueber 1500 der reichſten Bürger und Bürgersſöhne in Scharlach zu Pferd, vor ihnen ſechs mit ritterlicher Würde geſchmückte Rathsherrn in ſilbernem Harniſch, bewillkommten die Fürſten im Namen der Stadt Wien mit Gruß und Geſchenken im freien Feld. Hinter ihnen zogen 600, auf Koſten der Stadt im Reich geworbene Lanzenknechte mit Spießen und langen Handröhren, alle gleich und ſchön gekleidet. An der ſteinernen Brücke vor dem Stubenthor ſtand Bürgermeiſter und Rath, die Cleriſei, die Univerſität, die Schulknaben, jeder der letzeren mit einem Fähnlein, worauf die Wappenſchilder Ungarns, Pohlens und Oeſterreichs gemahlt waren; die Zünfte und Handwerker, über 60 an der Zahl, jede mit ihrer Fahne. Den Einzug in die Stadt eröffnete die fremde Reiterei mit Feldmuſik, ſo verſchieden als ihre Sprachen; darauf die Edelleute, dann 200 Trompeter und Paucker; hinter ihnen ritten Sigmund und Ludwig, Max und Wladislav wurden in Sänften getragen; der erſte Adel ihrer Reiche ſchritt neben ihnen zu Fuß. Darauf kam der goldne Wagen der Prinzeſſin Anna und die Kutſchen ihrer Hofdamen; 400 deutſche Reiter, wohl gerüſtet und prächtig geſchmückt ſchloſſen den Zug, hinter

welchem Reiter, Kutſchen und Menſchen die ganze Breite der Wollzeil ausfüllten. Der Kaiſer mit dem ungriſchen Hof zogen in die Burg, der König von Pohlen bewohnte das Haus des Mathias Corvinus. Mehrere Tage vergingen mit der Beſichtigung der Stadt, der nahen Luſtſchlöſſer, und mancherlei Kurzweil in der Burg und auf allen Straßen und Plätzen. Der 22. Juli 1515 war der Tag der feierlichen Vermählung.

Der Zug erhob ſich um 9 Uhr aus der Burg nach St. Stephan; der Kaiſer befand ſich beſonders wohl, und ritt zwiſchen Sigmund und Ludwig; jede der beiden Prinzeſſinnen hatte einen beſondern, von Gold ſtrotzenden, Wagen, in welchem ſie von allen Seiten geſehen werden konnten, und ein Gefolge von Hofdamen. Die Kirche war auf das prächtigſte verziert; die Monarchen mit dem Kronprinzen in Goldſtoff nahmen rechts im Presbyterio Platz; die Bräute in der Mitte; links der Nuncius, der Cardinal Primas von Ungarn, der Cardinal von Gurk, 14 Biſchöfe und viele Prälaten. Nach der Meſſe kleidete ſich Max am Grabmahl ſeines Vaters in ſeinen auf eine Million Gulden geſchätzten, von den Fuggern gelieferten, Kaiſerornat; und wurde im Namen eines ſeiner Enkel von dem Primas von Ungarn mit Anna, dann der Kronprinz Ludwig mit Maria getraut. Der König von Spanien konnte gegen dieſe Vermählung nichts einwenden, entließ jedoch die Prinzen, die auch ſeine Enkeln waren, nicht nach Deutſchland. Die Prinzeſſin Anna gab ihrem kaiſer-

lichen Bräutigam einen kunſtreichen Blumenſtrauß, er ſetzte ihr eine goldene Krone auf das Haupt, und nannte ſie eine Königinn. Von dem Kaiſer, den Königen und dem Kronprinzen wurden über 200 Jünglinge des erſten Adels zu Rittern geſchlagen. Nach der Tafel war auf dem neuen Markt, der in einen Wald verwandelt ſchien, Turnier und Ritterſpiel; alle Fenſter, alle Dächer waren mit Zuſchauern beſetzt.

Abends feierte der Kaiſer die Vermählung ſeines würdigen Lieblings **Sigmund von Dietrichſtein** mit der ſchönen Barbara, Tochter des Landmarſchalls **Georg von Kottal**. Er und Wladislav führten die Braut zum Altar; zwiſchen ihnen ſaß ſie an der Tafel; auf welcher 300 Speiſen ſtanden; wo nebſt den Königen und ihren Kindern die Königinn von Dänemark, die Herzoge aus Baiern, Braunſchweig und Mecklenburg, ein Markgraf von Brandenburg, zwei Cardinäle, 16 Fürſten, 13 Biſchöfe, viele Grafen, Herrn und Rittersleute zugegen waren, und ein Füllhorn von Gold, Silber und Edelſteinen ausgegoſſen ſchien. Auf dem Schloſſe zu Nikolsburg, welches der Sohn dieſer Ehe, der ebenfalls hochverdiente **Adam von Dietrichſtein** von dem verſchwenderiſchen Chriſtoph von Lichtenſtein kaufte, befinden ſich zwei Gemählde von jener Tafel und den Tags darauf gehaltenen Ritterſpielen.

Maximilian begleitete die Könige bis Neuſtadt, Prinzeſſinn Anna blieb zu Wien, bis nach des Kaiſers Tod die Empörung ausbrach, wo ſie nach Linz flüchtete.

Wladislav überlebte dieſen Tag nur ſieben Monate; ſein Sohn folgte ihm als Ludwig II. Auch Maximilian ſtarb drei Jahre darauf am 12. Jänner 1519 auf der Reiſe zu Wels, und liegt unterm Hochaltar der Burgcapelle zu Neuſtadt begraben; neben ihm Sigmund von Dietrichſtein.

Die Regierung Maximilians wird als der Uebergang aus der Zeit des Mittelalters in die neue betrachtet. Was kurz vor derſelben ſich begeben, was Maximilian ſelbſt bewirkt, iſt von großen Folgen bis auf den heutigen Tag; zum Theil für ganz Europa, großentheils für ganz Deutſchland, alſo nothwendig auch für Wien; und darf nicht ganz übergangen werden.

Wir überlaſſen die Feuersbrünſte und Ueberſchwemmungen, die Seuchen und theuren Jahre der Chronik, und bemerken nur im Vorübergehen die ungeheure Fruchtbarkeit des Weinſtockes im Jahre 1499; alle Fäſſer und Bindergeſchirre wurden zu wenig; man verfertigte Weinſtuben aus zuſammengefügten Pfoſten; durch das ganze folgende Jahr koſtete die Maß Landwein einen Pfenning; Vielen aber das Leben.

Die Buchdruckerkunſt, zwar 50 Jahr früher erfunden, bereicherte anfangs ihre Erfinder und die erſten Buchdrucker dadurch, daß ſie nirgends Anfangsbuchſtaben druckten, ſondern dieſe hinein mahlen ließen, und ſo die gedruckten Bücher als Manuſcripte verkauften. So kam auch Fauſt zu dem Ruf, ſich der Hölle verſchrieben zu haben. Unter Maximilian

jedoch erfüllte die edle Kunst schon ihren Beruf, Kenntnisse unter alle Menschen zu verbreiten. Vor 1482 ist kein Buch in Wien gedruckt; bei Maximilians Tod bestanden hier fünf Buchdrucker.

Amerika war entdeckt, Gold, Silber und Edelsteine strömten aus dieser neuen Welt nach Europa herüber; dem es wohl besser gewesen wäre, wenn die Kartoffeln allein herüber gekommen wären.

Man hat lange geglaubt, daß die verderbende Krankheit der neuen Zeit auch mitgekommen sei; jetzt ist es wahrscheinlicher, daß dieses Gift durch den portugiesischen Handel aus Afrika nach Italien, und von da, kurz vor Maximilian nach Deutschland, zuerst nach Wien, gebracht worden ist.

Die Mauren, welche durch 800 Jahr den größten Theil Spaniens besaßen, wurden aus ihrem letzten Sitz, Granada, und damit für immer aus Europa vertrieben.

In Deutschland machte dieser kraftvolle Kaiser durch Verkündigung des allgemeinen Landfriedens, den er mit Strenge aufrecht erhielt, dem schändlichen und verderblichen Faustrecht ein Ende. Er hob die Vehmgerichte auf; führte das Reichskammergericht, den Reichshofrath und die Posten ein; theilte das Reich in 10 Kreise; gab der erste die Verordnung, daß kein Arzt geduldet werden soll, der nicht Mitglied einer Universität ist; und ließ sich angelegen sein, die Begräbnißplätze aus den Städten auf freie äußere Plätze zu verlegen. Auch die ersten Zeitungen erschienen damals; nicht regelmä-

ſen, ſondern nur von Zeit zu Zeit bei merkwürdigen Begebenheiten.

Durch die Entdeckung von Amerika, und von dem Wege um das Vorgebirg der guten Hoffnung ſteigerte der plötzliche Zufluß von Gold und Silber die Preiſe aller Dinge; man hatte ſie bis dahin zu Wien im täglichen Verkehr nach Pfenningen ausgeſprochen, nun fing man an nach Kreuzern zu rechnen.

Dieſe Entdeckungen gaben aber auch dem Seehandel eine ganz andere Geſtalt; er war in den Händen der italieniſchen Republiken geweſen, jetzt hatten ihn Portugall, Spanien und die Niederlanden. So wie die Wiener Kaufleute, als ſie den directen Handel mit Conſtantinopel verloren, ſich ſogleich an Venedig anſchloſſen, ſo betrieben ſie nun deſto eifriger den alten Handelsweg über Breßlau nach Kiow und Nowogrod, und Maximilian ſchloß zu deſſen Schutz und Beförderung ein Bündniß und einen Handelsvertrag mit dem großen Zar Iwan Waſſiliewitſch.

Was das damals ſchon in uneinige Trümmer zerſplitterte Deutſchland einſt Großes geweſen, das ſollte am Schluſſe der alten Zeit noch einmal in einem Bilde auferſtehen, und dieſes Bild war Maximilian. Er war tapfer bis zur äußerſten Kühnheit; nicht nur verſtieg er ſich als Jüngling ganz allein auf der Martinswand, gab ſchon ſein Leben auf, und wurde nur wunderbar gerettet; dergleichen Gefahren beſtand er öfters. Niemand wollte es mehr

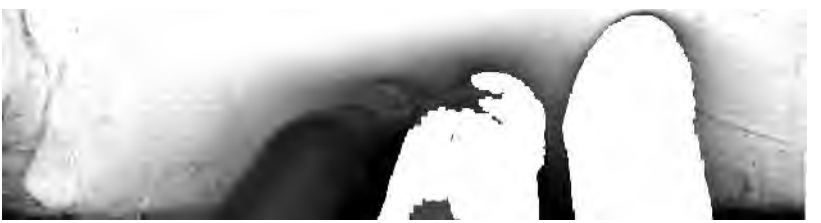
wagen, eine lang geladene ungeheure Kanone abzufeuern, er feuerte ſie ab. Sie zerſprang, und verletzte ihn. Das ſchreckte ihn nicht ab; wozu keiner Muth hatte, dazu hatte er ihn. Wilden Steinböcken ſtellte er ſich auf ſchmalem Felſenrand entgegen, und bemeiſterte ſie; mit reißenden Thieren kämpfte er glücklich. In Turnieren war er meiſtens Sieger, in Zweikämpfen immer. In 14 Feldſchlachten ward er verwundet.

So tapfer er war, ſo fromm war er auch, daher immer heiteren Sinnes. Es kränkte ihn zu ſehen, daß in gleichem Verhältniß Ueppigkeit bei dem hohen Clerus geſtiegen war, Zucht in den Klöſtern abgenommen hatte; es war nur Feuereifer für die dadurch verletzte Würde der Religion, und ſein immer nur das Ziel ſcharf ins Auge faſſender, den Weg und die Mittel wenig beachtender Geiſt, was ihn zu dem Wunſch und Beſtreben anſpornte, Papſt zu werden.

Ungeachtet ſeines etwas abenteuerlichen Geiſtes war er ein großer Staatsmann. Er erkannte ſchnell, was vor Allem Noth that. In dem ſeit Albrecht II. verwilderten Oeſterreich führte er Ordnung ein, in welcher die Würde und Conſequenz öſterreichiſcher Geſchäftsführung noch heute ihren Urſprung erkennt. In Deutſchland herrſchten Fauſtrecht und innerer Krieg, kein Richter war mehr als die entartete Vehme, er traf Einrichtungen, die erſt nach 300 Jahren mit dem Reiche ſelbſt untergingen. Er wollte mehr thun. Oefters, und noch wenige Monate vor

seinem Tode auf dem Reichstag zu Augsburg predigte er mit der ihm eigenen Gluth der Begeisterung den Reichsfürsten Einigkeit, stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, mit vereinter Macht den Türken entgegen zu gehen. Leider vergeblich! Oft ward er von seinen Verbündeten verlassen, selbst verrathen, immer fand sein Geist Mittel, durch neue, unerwartete Bündnisse sich fest zu stellen. Kein Dorf hat er trotz allen seinen Feinden verloren. In den letzten Jahren seines Vaters, als Mathias Corvinus in Wien residirte, stand es in dessen Willkür, sich zum Herrn aller Habsburgischen Besitzungen zu machen. Maximilian vereinigte sie alle unter sein Zepter, erwarb durch seine Ritterlichkeit das große Burgundische Reich mit der schönsten Frau, hatte seinem ältern Enkel den Thron von Spanien gesichert, und durfte nicht zweifeln, daß die Kronen von Ungarn und Böhmen dem jüngern zu Theil werden, da Wladislavs Sohn ein Schwächling war, der kein langes Leben versprach. Maximilian war es, der das Haus Habsburg zum mächtigsten in Europa machte.

Neben aller seiner Thätigkeit für Religion und Staat und Krieg und Jagd war er ein so eifriger Freund von Künsten und Wissenschaften, als ob er sich niemals mit etwas Anderem beschäftiget hätte. Er stiftete eine gelehrte Gesellschaft, gründete die Hofbibliothek zu Wien und das Hausarchiv. Gelehrsamkeit und Kunst schlossen unter ihm die schönsten Blüthen auf, er selbst war Gelehrter und Künst-



ler. Die Hofbibliothek verwahrt 24 Manuscripte von ihm, nebst vielen Handzeichnungen und Memorienbüchern, worin neben wichtigen Staatsplanen oft kleine Handgriffe und Vortheile im Kriegs- und Jagdwesen, und jedes Bruchstück von alten Geschichten und Heldenliedern sich befinden. Seine eigenhändigen Titeln der 24 Manuscripte sind: 1. Grab, 2. Ehrenpforten, 3. Triumphwagen, 4. Der Stamm, 5. Stammchronik, 6. die Heiligen, 7. Weißkhunig, (seine Geschichte als Regent) 8. Theuerdank, (seine Abenteuer) 9. Der Freudal (seine Turniere und großen Feste) 10. Artalrei, (Artillerie) 11. Baumeisterei, 12. u. 13. Gartnerei und die sieben Lustgezirk, 14. Jägerei, 15. Valknerei, 16. Fischerei, 17. Wapenbuech, 18. Stallbuech, 19. Platnerei, (Harnischmacherei) 20. u. 21. Kücherei und Kellnerei, 22. St. Jörgenorden, 23. Moralität, 24. Andacht.

Es zeigen diese Manuscripte, wie er Jägerei, Falknerei, Fischerei aus dem Grunde verstand. In allen Waffenübungen der alten Zeit, mit Harnisch und Lanze zu Pferd, mit Armbrust und Schwert zu Fuß war er unübertroffen. Mit seinem Freunde Georg von Freundsberg führte er die Picqueniere und Lanzenknechte ein, gab damit der Kriegskunst eine neue Gestalt, und gründete die Uebermacht der Infanterie. Er war ohne Zweifel der wackerste Artillerist seiner Zeit, und da er bei seinen Kriegen in den Niederlanden und in Italien der Schiffe bedurfte, lernte er auch den Matrosendienst.

Kaum begreift man, wie Maximilian, der große Freund von Jagden und Abenteuern, alles dieſes lernen, üben, und leiſten konnte. Noch ſeltſamer klingt es zu hören, daß man ihn im Knabenalter für blödſinnig hielt, und ſich nichts von ihm verſprach. Es beſteht ein Kupferſtich, der ihn als Knaben darſtellt; es iſt nicht das kraftvolle Geſicht des Vaters in der Burg zu Gratz. Er hatte wahrſcheinlich die Züge der Mutter; ſie ſind angenehm, und mehr ſchwärmeriſch als geiſtreich. Jedoch in mehreren gleichzeitigen Porträten Maximilians im hohen Mannsalter, beſonders in dem mit dem Granatapfel in der Hand, ſind dieſe Züge noch erkennbar, nur geiſtreich und kraftvoll entwickelt durch Anſtrengungen aller Art vom Jünglingsalter bis zum Tode.

Und dieſer Mann, der gleichſam die alte und die neue Zeit in beiden Händen hielt, war dabei redlich und treuherzig wie der alte Friedrich. Durch den Trotz eines jungen Edelmanns, der ſich empörte, war er ſo erbittert, daß er ſchwor: »Kriege ich ihn gefangen, und es wagt Jemand eine Fürbitte für ihn, der ſoll, wer es auch ſei, bei meiner höchſten Ehre eine Maulſchelle zum Beſcheid haben. Der Trotzige wurde bezwungen, lebendig gefangen, und es ſollte ihm ſogleich das Haupt abgeſchlagen werden. Da erbarmte dem Herzog von Braunſchweig des Jünglings ſchöne Heldengeſtalt, und er wagte, für ſein Leben zu bitten. Der Kaiſer, der viel auf den Herzog hielt, ſah ihn freundlich an: »Wort muß ich halten,« ſagte er, indem er ihm einen Backen-

ſtreich gab, »aber ſein Leben iſt dir geſchenkt.« Er behandelte ſeine nächſte Umgebung, ſeine Räthe und Hauptleute nicht wie Untergebene und Diener, ſondern wie Brüder und Söhne. Einem Gelehrten ſeines Hofſtaates, der mit des Kaiſers Lebensbeſchreibung beſchäftiget war, ſchrieb er ins Manuſcript: »Laß das, bis ich todt bin.« Als er in der zweiten Woche des Jänners 1519 zu Wels den nahen Tod fühlte, ſagte er den Gegenwärtigen: »Warum weint ihr? Was iſt es denn Großes, daß ein Menſch ſtirbt?«

Ferdinand I.

Das Teſtament Maximilians verordnete für jede Provinz eine Regentſchaft bis zur Ankunft ſeines älteren Enkels Carl, überall unterwarf man ſich derſelben, nur in Oeſterreich reizten einige unruhige Köpfe zur Widerſetzlichkeit. An ihrer Spitze ſtand Hanns von Puchheim, den es kränkte, daß nicht er, ſondern Rottal Landshauptmann und Präſident der Regentſchaft geworden; ferners Michael Eyzinger, ein Enkel desjenigen, der ſchon unter Albrecht, Ladislav und Friedrich viel Unheil geſtiftet, und Martin Capin aus Hermannſtadt, ein ſehr gelehrter Doctor der Rechte, insgemein Doctor Siebenbirger genannt. Carl, in den Niederlanden erzogen, war 19 Jahr alt, Ferdinand, in Spanien erzogen, 16 Jahr; von dieſen Umſtänden nahmen die Ruheſtörer Veranlaſſung, ſich eine Partei zu gewinnen. Erſt leiſe unter ihren Freunden, dann

immer lauter ſagten ſie: »Wehe dem Lande, deſſen König ein Kind iſt! Die armen jungen Herren werden wohl ſchwerlich je hieher kommen, da ihr mütterlicher Großvater, der König von Spanien, ſie haßt, und ihnen zu Trotz eine junge Frau genommen, der Vater längſt geſtorben, die Mutter wahnſinnig geworden iſt. Und wenn ſie auch kommen, ſo werden wir wieder Bruderzwiſt wie zwiſchen Ernſt und Leopold, zwiſchen Friedrich und Albrecht mit allen ſeinen ſchrecklichen Folgen erleben. Fremdlingsherrſchaft thut überhaupt niemals gut. Die Kaiſerkrone wird ohne Zweifel der König von England oder der von Frankreich erhalten, und Wien wieder freie Reichsſtadt ſein.«

Mit ſolchen und ähnlichen Reden verwirrten ſie die ſchwachen Köpfe, und entzündeten die unruhigen. Bald hatten ſie großen Anhang auf dem Lande und in der Stadt, ſowohl unter dem gemeinen Volk als unter den Handwerkern; der Rath, die reicheren Bürger mußten ſchweigen. Sie führten eine eigene Landesverwaltung ein, die vom Kaiſer eingeſetzte Regentſchaft mußte nach Neuſtadt entfliehen.

Jetzt forderte die eingedrungene Landesregierung den Eid der Treue, plünderte die Schatzkammer, zog die Regalien an ſich, bemächtigte ſich aller Kriegsvorräthe, ſchlug Münzen, benahm ſich blutdürſtig und räuberiſch gegen die Freunde der alten Ordnung, verſchwenderiſch und nachſichtsvoll gegen ihren eigenen verbrecheriſchen Anhang. So trieben ſie es in das dritte Jahr; es half nichts, daß Carl ſchon am

28. Juni 1519 zum Kaiſer erwählt worden, und ſie wiederholt ermahnte, zur Ordnung zurückzukehren, daß der König von Spanien kinderlos ſtarb, und Carl Spanien, Neapel und Sicilien, Indien, die Niederlande und Burgund erbte; daß er durch feierliche Verträge ſeinem Bruder Ferdinand Oeſterreich, Steyer, Kärnthen, Krain, das Küſtenland, die Vorlande, Elſaß überließ, und ihn mit den heimgefallenen Reichslehen des Herzogthums Würtemberg belehnte. Die Empörer befanden ſich zu wohl beim Mißbrauch ihrer Macht, um die Stimme der Vernunft, und die neuerlich erfolgte Warnung ihres rechtmäßigen Landesfürſten zu hören.

Am 27. Mai 1522 kam endlich der nun neunzehnjährige Infant von Spanien und Erzherzog von Oeſterreich Ferdinand nach Linz, und vollzog mit großer Pracht das Beilager mit des verſtorbenen Königs Wladislav von Ungarn und Böhmen Tochter Anna, welche ihm ſchon durch ſeinen Großvater vermählt war.

Er war ein ſchöner und edler aber raſcher Jüngling; in Vielem ſeinem Ahnherrn Maximilian ähnlich, beſonders in der raſtloſen Thätigkeit; der deutſchen, ſpaniſchen, flammändiſchen und franzöſiſchen Sprache ganz mächtig, der lateiniſchen und italieniſchen nicht unkundig; im Anhören höchſt geduldig, in Geſchäften wohlerfahren und arbeitſam; prachtliebend, offenherzig, aber heftig und nicht ſehr nachſichtig.

Er begab ſich, ohne Wien zu berühren, nach Neuſtadt, und beſchied beide Regentſchaften nebſt

dem Rath von Wien vor ſich um ſie gegen einander zu hören. Am 8. Juli hielt er auf dem Platz zu Neuſtadt öffentliches Gericht; er ſaß auf einer erhöhten purpurbedeckten Bühne, unter dem Baldachin, im goldnen Armſtuhl, das Schwert der Gerechtigkeit vor ſich; neben ihm der Oberſtkanzler Bonomo, Biſchof zu Trieſt, der Propſt von Preßburg, einige Spanier und Burgunder, und die geheimen Räthe mehrerer Reichsfürſten, die er mit ſich gebracht, um jeden Schein von Befangenheit zu vermeiden. Zuerſt ſprachen die verordneten Regenten durch den Kanzler Schneidbeck, dann die eingedrungenen durch den Wiener Stadtſchreiber Dr. Gamp.

Nach mehreren Audienzen, und nach Unterſuchung dre Acten wurde mit gleicher Oeffentlichkeit das Urtheil verleſen. Buchheim, Eyzinger, und Dr. Siebenbirger, dann der aufgeworfene Bürgermeiſter Hanns Rinner, ein Gärber, und fünf andere Bürger wurden zum Tod durch Henkersſchwert, der Stadtſchreiber zur Landesverweiſung auf drei Jahre verdammt. 200 andere, ſchwerbeſchuldigte Bürger und das verführte Volk wurden begnadigt. Nachdem das Urtheil verleſen war, blieb Ferdinand eine Weile ſitzen in der Erwartung, daß ſie um Gnade bitten werden; ſie ſchwiegen verſtockt; da ſtand er raſch auf, und entfernte ſich mit ſeinen Räthen. Am 9. Auguſt wurde auf der Stelle des Neuſtädter Platzes, die noch an einer Rundung von Pflaſterſteinen kenntlich iſt, das Urtheil vollzogen.

Kaiſer Maximilian ſagte einſt im Scherz und

Ernſt: »Andere Monarchen herrſchen über Unterthanen, welche thun was ihnen befohlen wird; ich aber bin ein wahrer Kaiſer, ich herrſche über Könige, denn meine Reichsfürſten thun nur, was ihnen gefällt.« Wirklich war das Band der Unterwerfung unter dem Kaiſer bereits ſo gut wie aufgelöſt, und dadurch Deutſchland von ſeiner Macht und Bedeutung herabgeſunken; das große Beiſpiel zog noch Auflöſungen anderer Bande nach ſich, die Ferdinands Thätigkeit dringend in Anſpruch nahmen.

Es iſt kein Wunder, daß ein junger, in Spanien erzogener, Prinz ſich Luthers Reformation eifrig entgegen ſetzte; das aber iſt zu verwundern, daß die erſten, welche vor das 1523 aufgeſtellte Glaubensgericht vorgefordert wurden, größtentheils Geiſtliche waren. Der Burgprediger entfloh, die übrigen leiſteten den verlangten Widerruf und kamen mit Kirchenbuße davon; Tauber aber, der neuerdings abfiel, wurde 1524 zu Erdberg verbrannt. Gleiche Strafe litten 1528 drei Wiedertäufer; eine fanatiſche Secte, die ſich für berufen hielt, das Reich Chriſti wieder herzuſtellen, und zu dieſem Ende alle damaligen Fürſten und Obrigkeiten erſchlagen wollte; wie ſie denn auch an manchen Orten Deutſchlands Tumulte und Blutvergießen erregte. Uns, die wir gelindere Strafgeſetze haben, erſcheint das Verbrennen hart und grauſam; zur Zeit Ferdinands hingegen war es die allgemeine Strafe auf Abfall vom Glauben und Irrlehre, von einem Ende Europa's zum andern.

So wie die Herren und die Geiſtlichen ſich ihrer Verbindlichkeiten entledigten, ſo wollten es nun auch die Bauern; böſes Beiſpiel wirkt ſchnell. Faſt in ganz Deutſchland wüthete bald der Bauernkrieg; grauſam verfuhren die Bauern mit den Edelleuten; Hunderte von Schlöſſern und Städten gingen in Flammen auf; aber auch über 80,000 Bauern kamen um, ehe die Ruhe wieder hergeſtellt war. Ferdinands Thätigkeit und Strenge bewahrten Oeſterreich und Wien vor dieſen Greueln.

Der große und grauſame Soliman (Suleiman), der ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten Perſien, Syrien und Egypten beſiegt hatte, war auf den Thron von Conſtantinopel geſtiegen; Franz I. König von Frankreich hetzte ihn gegen Deutſchland an, und ſchloß ein Bündniß mit ihm, während er ſelbſt in Oberitalien vordrang. Er hatte eine unverſöhnliche Feindſchaft auf das Haus Habsburg geworfen, dem er in ſeiner Bewerbung um die Kaiſerkrone nachſtehen mußte.

Soliman griff Ungarn mit einem Heere von 200,000 Mann an. Eine von jeher ſo tapfere große Nation hätte auf eigenem Boden dieſer Macht leicht widerſtehen können, allein die Uneinigkeit war zu groß, die Parteiſucht bis zur Verblendung leidenſchaftlich. Belgrad, das 1464 der große Johann Hunniad und der begeiſterte heilige Johann von Capiſtran mit einer Handvoll Leute gegen den Eroberer von Conſtantinopel ſiegreich vertheidiget hatten, eroberte Soliman am 29. Auguſt 1521, ohne daß es Jemand Ernſt geweſen wäre, es zu vertheidigen.

Ernſt: »Andere Monarchen herrſchen über Unterthanen, welche thun was ihnen befohlen wird; ich aber bin ein wahrer Kaiſer, ich herrſche über Könige, denn meine Reichsfürſten thun nur, was ihnen gefällt.« Wirklich war das Band der Unterwerfung unter dem Kaiſer bereits ſo gut wie aufgelöſt, und dadurch Deutſchland von ſeiner Macht und Bedeutung herabgeſunken; das große Beiſpiel zog noch Auflöſungen anderer Bande nach ſich, die Ferdinands Thätigkeit dringend in Anſpruch nahmen.

Es iſt kein Wunder, daß ein junger, in Spanien erzogener, Prinz ſich Luthers Reformation eifrig entgegen ſetzte; das aber iſt zu verwundern, daß die erſten, welche vor das 1523 aufgeſtellte Glaubensgericht vorgefordert wurden, größtentheils Geiſtliche waren. Der Burgprediger entfloh, die übrigen leiſteten den verlangten Widerruf und kamen mit Kirchenbuße davon; Tauber aber, der neuerdings abfiel, wurde 1524 zu Erdberg verbrannt. Gleiche Strafe litten 1528 drei Wiedertäufer; eine fanatiſche Secte, die ſich für berufen hielt, das Reich Chriſti wieder herzuſtellen, und zu dieſem Ende alle damaligen Fürſten und Obrigkeiten erſchlagen wollte; wie ſie denn auch an manchen Orten Deutſchlands Tumulte und Blutvergießen erregte. Uns, die wir gelindere Strafgeſetze haben, erſcheint das Verbrennen hart und grauſam; zur Zeit Ferdinands hingegen war es die allgemeine Strafe auf Abfall vom Glauben und Irrlehre, von einem Ende Europa's zum andern.

die Pohlen waren anderwärts beſchäftiget; Ferdinand war eben erſt nach Oeſterreich gekommen, und hatte Wien in Empörung gefunden; der Kaiſer mußte ſeine Kräfte zuſammen nehmen, um Franz I. in Italien zu widerſtehen; Frankreich war ſelbſt mit den Türken im Bündniß; nur Papſt Clemens VII. ſchickte 50,000 Ducaten. Die halsſtarrige Uneinigkeit und Schelſucht der Parteien zwang den König, den Oberbefehl über das Heer einem Ausländer, dem Grafen Niklas Salm, anzubieten. Dieſer berühmte Kriegsheld ſah ein, daß nur Einigkeit der Nation, rege Vaterlandsliebe zum Siege führen, daß das in Parteien geſpaltene Ungarn der Uebermacht Solimans nicht widerſtehen könne; er ſchlug das ehrenvolle Anerbieten aus, weil er ohne Hoffnung war, Ehre dabei einzulegen. Nach langen Streit und Widerſtreit wurde endlich der Oberbefehl dem Erzbiſchof von Colocza Paul Timori anvertraut, der früher, von Frangipan Banus von Illyrien unterſtützt, die Türken zweimal in kleineren Treffen beſiegt hatte. Zapolya ſah jetzt den Augenblick zur Rache an ſeinen Feinden und zu Befriedigung ſeines ſtäten Verlangens nach der Krone von Ungarn gekommen. Er bot ſich an, mehrere tauſend Mann auf eigene Koſten zu ſtellen, wenn man ihm unabhängigen Oberbefehl darüber zugeſtände. Bathory ahnete wohl Verrath, allein er wurde überſtimmt.

Nachdem Soliman nun auch Peterwardein erobert, beſchloß man, ihm mit vereinter Macht und getheilten Herzen entgegen zu gehen. Bei Mohacz mach-

te das Heer Halt; Zapolya nahm eine abgesonderte Stellung bei Szegedin. Die dem Hauptheer gegenüber stehenden Türken waren siebenmal stärker; doch Timori, der auf seine früheren Erfolge stolz war, und dem die Heldenthat Hunniads und Capistrans vorschwebte, gab das Zeichen zur Schlacht. Allein, Gottes Wunder lassen sich nicht herausfordern! Am 29. August 1526, gerade am fünften Jahrstag von Belgrads Eroberung, fiel die unglückliche Schlacht vor, noch heute das Verderben bei Mohacz genannt, in welcher der Primas und der Erzbischof von Colocza nebst 5 Bischöfen, die meisten Großwürdenträger des Reichs, fast alle ungrischen und böhmischen Anführer (unter letzteren ein Kollowrat, ein Schlick, ein Bubna) auf dem Platz blieben; der König auf der Flucht im Morast erstickte, und vom ganzen Heere nur 4000 Mann mit dem Palatin Bathory unter dem Schutz der einbrechenden Nacht sich retteten. Zapolya hatte sich während der ganzen Schlacht nicht gerührt. Soliman streifte bis gegen den Neusiedlersee herauf, verwüstete Alles mit Feuer und Schwert; plötzliche Unruhen in Asien riefen ihn ab. Viel Gold und 300,000 Menschen führte er von dannen.

Als der Leichnam König Ludwigs II. mit Mühe wieder aufgefunden war, wurde er zu Stuhlweißenburg beerdiget. Zapolya erschien bei dem Begräbniß; aber nicht, um dem König die letzte Ehre zu erweisen, sondern um die anwesenden Großen mit

ſeinen geſchonten Kriegern zu umgehen, und ſich als König ausrufen zu laſſen.

Ferdinand machte ſeine, auf die Erbverträge zwiſchen Friedrich und Mathias, zwiſchen Maximilian und Wladislav, und auf das Erbrecht ſeiner Gemahlinn gegründeten Anſprüche geltend, die bereits in Böhmen ohne Anſtand anerkannt worden. Die Königinn Witwe Maria, Ferdinands Schweſter, und der Palatinus Bathory verloren den Muth nicht; ſie erklärten Zapolyas Wahl für erzwungen und ungültig; zu Preßburg wurde ein Reichstag gehalten. Auf dieſem Reichstag ſtellte der Palatinus vor, wenn auch Ferdinand nicht ohnehin das volle Recht auf die Krone Ungarns hätte, ſo müßte man ihn doch zum König wählen; nur er als Herzog von Oeſterreich, Steier, Kärnthen, Krain, als Graf von Tirol, als Herr von Elſaß, Breisgau, Sundgau, Pfirt, damals auch noch als Herzog von Würtemberg, welches Carl VI. von dem ſchwäbiſchen Bund gekauft, und ſeinem Bruder abgetreten hatte; nur ein ſolch mächtiger, junger und muthiger Herr könne das Reich gegen die Türken ſchützen, und die verderblichen Factionen niederhalten. Am 26. December 1526 wurde Ferdinand auf dieſem Reichstag von einer zahlreichen Majorität als König erkannt. Er zeigte bald, daß er ſein Recht mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen wiſſe. Als Zapolya billige und gütige Bedingniſſe nicht anhörte, warfen ihn Niklas Salm und der Markgraf von Brandenburg über die Theiß; ſie ſchlugen ihn von Ort zu Ort bis nach

Siebenbürgen; auch dort ſchlugen ſie ihn, daß er nach Pohlen flüchtete. Erſt nach dieſen glänzenden Erfolgen wurde Ferdinand am 5. November 1527 zu Stuhlweißenburg gekrönt.

Zapolya fand in Pohlen nicht die Unterſtützung, deren er nach dem Verluſt ſo vieler Leute in den erlittenen Niederlagen, und nach Verſchwendung ſeiner Schätze bedurfte. Nun trieb ihn unbändige Herrſchſucht an, Verräther ſeines Vaterlandes zu werden. Nichts galten ihm die mehr als 20,000 in der Schlacht bei Mohacz ſammt den König und 600 vom erſten Adel gebliebenen Ungarn, nichts die von Soliman geplünderten und verbrannten Städte und Schlöſſer, nichts die 300,000 von ihm in die Sclaverei geſchleppten Landsleute. Die Krone von Ungarn wollte er haben; und ſollte Ungarn ſelbſt darüber zu Grunde gehen. Er rief Soliman wieder ins Land, verſprach ihm den thätigſten Beiſtand, und verſicherte ihn eines zahlreichen Anhangs. Leider war, vom blinden Parteihaß getrieben, dieſer Anhang zum Unglück des Landes nur gar zu zahlreich.

Soliman kam wieder mit 300,000 Mann; Zapolya brach durch Siebenbürgen herein. Salm, zwiſchen zwei Feuer geſtellt, bedurfte ſeines ganzen großen Feldherrntalentes, um ſeine Armee zu retten. Denn einerſeits boten Zapolyas Anhänger dem Sultan willige Hände, andrerſeits war der Schrecken von ſeiner Macht und Grauſamkeit ſo groß, daß durch ganz Ungarn herauf ſelbſt Männer von geprüfter Tapferkeit den Kopf verloren, und feſte Plätze ohne

Gegenwehr übergaben; erſt Bruck an der Leitha und Neuſtadt widerſetzten ſich mit Erfolg.

Wien war in ſchlechtem Vertheidigungsſtand, ſeine einfachen Mauern mit Thürmen oder den Thoren waren hie und da eingefallen, kaum 2000 Mann in der Stadt. Ferdinand übertrug dem Grafen Niklas Salm, der aber noch mit ſeinem Heer tief in Ungarn ſtand, die Vertheidigung Wiens, und eilte nach Böhmen und ins deutſche Reich, um Hülfsvölker herbeizuführen.

Der tapfere Freiherr von Reiſchach warf noch zu rechter Zeit 3000 Fußknechte in die Stadt, ſo auch kam Hülfe aus Steyer, Kärnthen und Krain, ein anſehnlicher Heerhaufen von Böhmen und Mährern unter ihrem reichen und mächtigen Landeshauptmann Hanns von Pernſtein; ſelbſt Reichshülfe unter dem jungen Pfalzgrafen Philipp, der hier ſein erſtes Probeſtück ablegen ſollte, war unerwartet ſchnell erſchienen. Was man aber am ſehnlichſten erwartete, war Graf Niklas von Salm mit ſeinen ſiegreichen Kriegern.

Dieſer kluge und muthige Vertheidiger der wichtigſten und letzten Vormauer Deutſchlandes iſt wohl in höchſtem Grade würdig näher gekannt zu ſein. Aus einem erweislich bis in die Zeit der Merowinger hinauf reichendem Geſchlecht, das darum allein den Titel Altgraf führt, verſuchte er ſich ſchon mit 17 Jahren in der erſten Schlacht; unter Erzherzog Sigmunds Söldnern focht er, den Schweizern helfend, ſiegreich gegen die Burgunder bei Granſon

und Murten; half den Tirolern bei Callian die Venetianer unter dem kühnen San Severin in die Etsch stürzen; stritt im Aufruhr der Flammänder neben Maximilian so tapfer, daß er aus seiner Hand das goldne Vließ empfing; schiffte mit seinem Zögling Wilhelm von Rogendorf und mit Wolf Fürstenberg nach Spanien über, um Philipp und Johanna wider des eigenen Vaters List und Gewalt zu beschirmen. Im Krieg Maximilians gegen die Venetianer eroberte er das Land zwischen der Etsch und dem Isonzo; entschied in der Schlacht bei Pavia 1525 die Gefangennehmung des Königs Franz I.; dessen Roß er tödtete, ihn verwundete, und von ihm verwundet wurde; stillte in demselben Jahr den wüthenden Bauernkrieg; trieb 1527 und 28 Zapolya aus ganz Ungarn. Nun 1529 nach Wien gerufen, vermied er klug alles Zusammentreffen mit Soliman, um sich nicht fruchtlos zu schwächen, und erreichte über Tirnau und Preßburg und durch das Marchfeld die Stadt. Gleich einer Erscheinung aus der Patriarchenwelt zog er ein; ein Greis von 71 Jahren, noch von riesenmäßiger Kraft und Gestalt. Er war auch ein Bürger von Wien, sein Haus ward in der Folge das königliche Kloster, spätet der Pallast des Grafen Fries.

Salm ließ dem Pfalzgrafen den Vortritt und das Ceremonielle des Obercommando, in der Wirklichkeit aber behielt er es mit dessen Zustimmung selbst. Was an den Stadtmauern und Thürmen schadhaft war, wurde nun mit aller Eile hergestellt. Vom

Stubenthor bis zum Kärnthnerthor die zu nahe an der Stadtmauer geſtandenen Häuſer abgebrochen; hinter der Mauer ein zweiter Graben mit einem Wall hergeſtellt; die hölzernen Dächer abgetragen, das Pflaſter aufgeriſſen, das viele Holzwerk zu doppelter und dreifacher Palliſadirung verarbeitet; die ſchwachen Stellen gegen die Donau ſtark befeſtiget. Alles was ſich auf viele Meilen herum an Lebensmitteln, Vieh und Wein befand, und die flüchtenden Bewohner des flachen Landes nicht mitnehmen konnten, in die Stadt geſchafft; unnütze Zehrer ſo viel möglich entfernt.

Eine Kriegsſteuer nach Claſſen wurde ausgeſchrieben, zu der ein Graf oder Prälat 4 Gulden, ein Adeliger, Pfarrer oder vermögliche Bürger 1 Gulden, und ſo abwärts bis der Taglöhner 10 Pfenninge zu zahlen hatte. Am 16. September fing man an, die Vorſtädte auszuleeren, und ihre Gebäude zu zerſtören: und am 20. wurden ſie rund herum auf der Landſeite in Brand geſteckt; wobei viele Kirchen, Klöſter, Spitäler und ſchöne Gebäude für immer zu Grunde gingen. In dieſen ſämmtlichen Vorſtädten waren gegen 800 Häuſer geſtanden.

Am 21., noch während des Brandes, zeigten ſich ſchon türkiſche Vorpoſten bei St. Marx, deren Ankunft die in Flammen aufgehenden Dörfer verkündiget hatten. Von der Reichshülfe, die Ferdinand herbeiführte, konnten nur noch zwei Fähnlein (Compagnien) Nürnberger und Augsburger in die Stadt kommen; die übrigen blieben, Verſtärkung erwar-

tend, von Korneuburg bis Krems am linken Donauufer ſtehen; Ferdinand in Linz. Denn ſchnell hatten ſich die leichten türkiſchen Truppen unter dem Befehl des blutgierigen Michal Oglu auf dem rechten Ufer über das ganze Land bis an die Enns und die ſteiriſchen Gränzen ergoſſen; auch bei Heimburg über die Donau geſetzt, und das dem Grafen Salm gehörige Schloß Ort verbrannt. Das Letztere bekam ihnen übel; Salm überfiel ſie, hieb ſie nieder, kehrte zurück, warf die Brücken hinter ſich ab, und ſperrte die Stadt auch von dieſer Seite.

Zwei edle Jünglinge von den in Korneuburg ſtehenden Reichstruppen, Wolf Graf von Oettingen, und Rupert Graf von Manderſcheid ſchwammen über die Donau, und ließen ſich neben dem Fiſcherthor an der Mauer aufziehen, um auch noch bei der Vertheidigung Wiens mitzuſtreiten.

Das flache Land litt inzwiſchen ſchrecklich; ſelbſt an Orten, wo die Einwohner entflohen waren oder ſich ſchweigend ergaben, hauſten die Türken mit wilder Grauſamkeit; ja ſie ſuchten die Flüchtlinge in entfernten Wäldern und Gebirgen auf, um ſie zu ermorden oder zu Sclaven zu machen. Mit Wehmuth erzählt man es gleichzeitigen Schriftſtellern nach, daß damals zwei Drittel der Bewohner Oeſterreichs dieß, ſeits der Donau, worunter viele Flüchtlinge aus Wien, zu Grunde gegangen.

Am 23. September ſchwärmten feindliche Reiter bis auf die Landſtraße und den Rennweg; die deutſchen Reiter machten einen Ausfall, wobei einige

blieben, und andere mit dem Cornet von Zedlitz, deſſen Roß ſtürzte, gefangen wurden. Da den Türken der Gebliebenen zu wenig waren, hieben ſie mehreren Kranken zu St. Marx die Köpfe ab, und ſchickten ſie dem von Heimburg heranziehenden Sultan entgegen. Am 26. September breitete ſich die ganze feindliche Hauptmacht in einem großen Bogen von Nußdorf bis über die Schwechat aus; eine türkiſche Flotte landete am Tabor. Das Lager glich einer unabſehbaren Stadt von Zelten; über alle ſchimmerte Solimans Gezelt hoch und herrlich. Die Lage, Geſtalt und Ausdehnung zeigt das von Kaiſer Rudolph II. an derſelben Stelle errichtete Neugebäude bei Simmering. Oben herum war es mit goldenen Knöpfen geziert; inwendig der Fußboden mit koſtbaren Teppichen belegt, die Wände eitel Sammt und Gold, die Sitzpolſter von Goldbrokat, reich und zierlich mit Perlen und Edelſteinen beſetzt.

Auf zwei, von dem Sultan voraus geſchickte Aufforderungen hatte Wien keine Antwort gegeben. Nun ließ er ausrücken, Wolken von Pfeilen erhoben ſich, die auf Augenblicke die Sonne verfinſterten, wie Hagel in die Stadt niederfielen, und Mehrere ſelbſt hinter den Mauern verwundeten. Damit glaubte Soliman die Wiener geſchreckt zu haben, und ſchickte vier Gefangene, mit Gold und Kleidern reich beſchenkt, in die Stadt zurück mit dem Verſprechen, wenn ſie ihm ihre Schlüſſel zu Füßen lege, habe ſie die günſtigſte Capitulation zu erwarten, es ſoll ſogar kein Türke die Stadt betreten, er wolle nur ſei-

nen Zug vorbei in das Reich nehmen; widrigenfalls aber würde er keines Alters und Geſchlechtes verſchonen, die Stadt der Erde gleich machen, und Salz auf den Platz ſtreuen, wo einſt Wien geweſen. Die Wiener ließen ſich weder mit Worten noch mit Pfeilen ſchrecken; ſie kochten mit dieſen letzteren ihr Mittagsmahl, kleideten ebenfalls vier von den beim erſten Ausfall gefangenen Türken ganz neu, und ſchickten ſie wohl beſchenkt ins Lager hinaus ohne ein Wort weiter. Nun griff der Sultan alles Ernſtes an. Ein Glück war es für die Stadt, daß er ſich einbildete, ſie mit einem Handſtreich wegzunehmen, und ſein ſchweres Geſchütz in Ungarn zurück ließ. Anhaltende Regen hatten die Straßen ſo verdorben, daß es zu Lande nicht nachgebracht werden konnte; beim Verſuch zu Waſſer ſchoß der Commandant von Preßburg die Schiffe in den Grund; die Kanonen vom leichten Kaliber thaten den Mauern Wiens wenig Schaden. Die Türken betrieben alſo vorzüglich Mienenkrieg und Stürmen mit höchſter Anſtrengung; ihr Hauptangriff erſtreckte ſich vom Stubenthor bis über die Auguſtiner; in dieſem Zwiſchenraum hatten ſie über 40 Mienengänge angelegt. Der alte Salm ſtieg oft auf den Stephansthurm, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, gewöhnlich aber hielt er ſich zu dieſem Ende auf den Kärnthnerthurm auf; wohin er eine ſchwere Kanone bringen ließ, die dem Feind vielen Schaden zufügte, dafür aber auch deſſen Feuer auf den Thurm zog.

So fleißig und geſchickt man größtentheils den Minen entgegen arbeitete, gelangen doch einige, und wie eine größere oder kleinere Breſche dadurch bewirkt war, ſtürmten die Türken. Sie ſchleppten ganze Wälder herbei, füllten den Stadtgraben aus und kletterten auf die Mauern. Neunzehnmal ſtürmten ſie während dieſer Belagerung, erreichten mehrmals das Parapet, pflanzten zweimal ihre Roßſchweife ſchon auf den Wall; wurden aber jedesmal wieder in den Graben zurückgeworfen. Soldaten verſchiedener Nationen und Wienerbürger, die allein zwei Regimenter bildeten, fochten mit gleicher Kühnheit und Tapferkeit. Sie waren des Stürmens und Abſchlagens endlich ſo gewohnt, daß oben auf der Breſche ein Deutſcher und ein Portugieſe im Streit über den Vorzug ihrer Nationen mit einander duellirten; als aber eben ein neuer Anlauf geſchah, von einander abließen, und gleichmäßig bemüht waren, die Ungläubigen in den Graben zurück zu ſchleudern. Endlich bekam der Deutſche einen Hieb in den linken Arm, daß er ſammt dem Schilde herab hing; der Portugieſe durchbohrte den Türken, ward aber durch einen Pfeil in den rechten Arm verwundet, daß er den Degen in die Linke nehmen mußte; ein Janitſchar drang auf ihn ein, er wäre verloren geweſen, hätte der Deutſche nicht den Janitſcharen niedergehauen. So ſtritten Beide brüderlich mit verſtümmelten Gliedern fort, bis ſie an vielen Wunden verblutend noch im Tode einander umarmten und bedeckten.

Nach jedem abgeſchlagenen Sturm ertönten Trompeten und Pauken von allen Thürmen; was zwar den Sultan immer mehr erbitterte, ſeinen Truppen aber deſto mehr den Muth nahm, ſo daß ſie zu den letzteren Stürmen mit Säbelhieben gepeitſcht werden mußten. In der Stadt dagegen hatte der ſichtbare Erfolg der klugen Anſtalten und der Heldenmuth, mit welchem Salm der Greis und der junge Pfalzgraf, Hektor von Reiſchach und Kazianer der Steirer, Niklas und Georg Thurn aus Krain und Greisenegger, Erbkämmerer von Kärnthen, der die Bürger anführte, nebſt Andern, zwiſchen Kugeln und Pfeilen ſtanden, als wären ſie unverletzlich, die ganze Bevölkerung mit Muth und Eifer erfüllt. Jung und Alt ohne Unterſchied des Standes, auch das weibliche Geſchlecht nicht ausgenommen, wetteiferte, ſelbſt während des Sturms die Verwundeten zu verbinden oder weg zu tragen; große Balken herbeizuſchleppen und Sandſäcke zu füllen, um die entſtandene Breſche wieder herzuſtellen, oder ein nahes Haus abzubrechen, um hinter der eingeſtürzten Stadtmauer eine zweite aufzuführen.

Salm hatte durch einen kühnen und glücklichen Boten die Nachricht erhalten, daß Ferdinand mit einem Reichsheer im Anzug ſei; und erkannte am 13. October aus dem Benehmen des Feindes, daß er den Entſatz in ſeiner bisherigen Stellung nicht abwarten wolle. Es wurde alſo in der Stadt bekannt gemacht, Morgen ſei der letzte, aber auch der heftigſte Angriff zu erwarten; mit freudiger Entſchloſ-

ſenheit bereitete man ſich, ihn zu empfangen. Am 14. Morgens um 8 Uhr rückte der Kern der Janitſcharen in drei Treffen, zwiſchen welchen Abtheilungen von Reiterei, in großer Breite heran; rechts und links vom Kärnthnerthor lag die Mauer faſt ganz im Schutt, dahin richtete der Feind ſeinen Angriff. Zahlreicher und muthiger als je ſtanden Soldaten und Bürger auf den Schutthaufen; Tags vorher und noch in der Nacht hatten geiſtlich und weltlich, Mann und Weib, Knaben und Greis Pflaſterſteine und Mauertrümmer zuſammengeſchleppt, um damit eine Art Parapet aufzuhäufen. Mit großem Geſchrei kamen die Türken auf Schußweite; da empfing ſie ein ſo wohlgezieltes Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederſtürzten. Was nun in den Graben drang, wurde mit den Steinen, die als Parapet dienten, erſchlagen; und was endlich über dieſe Leichen noch den Schutt herauf ſtürmte, mit Helebarden durchſtochen und zurückgeworfen; während das ſchwere Geſchütz der Stadt die Reiterei in Unordnung, und die feindlichen Kanonen zum Schweigen brachte. Erſchreckt kehrten die Türken plötzlich um, und rannten lieber in die Säbel ihrer Officiere und in die Spieße ihrer Reiter, als noch einmal gegen die tapfern Wiener.

Gegen Mittag gewahrte Salm, daß der Feind friſche Kanonen in die Batterien führte, und es im Lager laut wurde; ſchnell ließ er verkünden, daß man ſich auf noch einen Sturm gefaßt zu machen habe. Soldaten und Bürger voll Muth griffen zu

den Waffen, wie Muſiker zu ihren Inſtrumenten beim letzten hurtigen Stück einer langen Symphonie. Um 2 Uhr rannten die Türken, durch Opium in Raſerei verſetzt, zu einem Generalſturm heran; litten aber in blinder Wuth nur deſto größeren Verluſt, und kehrten ſo ſchnell um als des Morgens. Eine Stunde darnach zog der Sultan gegen den Wienerberg ab, der Großvezier blieb noch, den Rückzug zu decken.

Wünſchenswerther iſt nichts für einen Helden, der ſein Leben in Krieg und Sieg zugebracht, als es auch in einem wichtigen Siege zu enden. Dieſes würdige Loos traf den edlen Salm. Bei jedem Sturm ſtand er auf der Mauer, gewöhnlich am gefährlichſten Ort; beim letzten neben dem Kärnthnerthor, wo ein Stück der viel beſchoſſenen Mauer den Einſturz drohte; es ſtürzte, und ein abſprengender ſchwerer Stein zerſchmetterte ihm den Schenkel. Auf den Tod verwundet, ruhte ſein Heldengeiſt nicht; er ſchickte Kazianer, Weichſelberg und den tapfern Servier Bakics den Türken auf dem rechten Ufer nach; er ſelbſt, auf einer Sänfte von Pferden getragen, ſetzte mit der meiſten Reiterei und mit den leichten Truppen gleich am 15. auf das linke über, in der Abſicht, einverſtändlich mit dem Commandanten von Preßburg und vielen getreuen Ungarn, Gran, vielleicht auch Ofen vor den Türken zu erreichen. Die in Wien ſtehenden Reichstruppen und das täglich zu erwartende Reichsheer ſollten ſie im Rücken verfolgen. Allein, Salms Laufbahn war am Ende; der

Zuſtand ſeiner Wunden wurde ſo bedenklich, die Schmerzen ſo unleidlich, daß er kaum auf ſein Schloß Marcheck gebracht werden konnte, wo er noch mehrere Monate litt, und am 4. Mai 1530 ſtarb. Der Leichnam wurde nach Wien gebracht und in der Dorotheer Kirche begraben, wo ihm Carl V. und Ferdinand I. ein herrliches Denkmal errichteten, das bei Entweihung dieſer Kirche auf die Salmiſche Herrſchaft Raitz gebracht wurde. Ein zweites Hinderniß war die Empörung der Reichstruppen in Wien, welche fünffachen Sold forderten, oder mit Plünderung der Stadt drohten; und von dem nach 2 Tagen mit einem nicht ſehr zahlreichen Reichsheer eingetroffenen Pfalzgrafen Friedrich k. [illegible] werden konnten. So war denn eine Anzahl Türken, die Kazianer erſchlug oder gefangen nahm, und eine anſehnliche Menge chriſtlicher Gefangener, die er befreite, die ganze Frucht von Salms trefflichem Plane, der dem Sultan höchſt verderblich hätte werden müſſen. Er hatte vor Wien gegen 20,000 Mann an Seuchen, und eine noch größere Anzahl unter den Mauern verloren; durch der Türken eigene Verwüſtung waren Pferde und Kamehle aus Mangel an Futter zu Grunde gegangen; die Truppen waren ohne Muth, und hielten ſich bei eingetretener Kälte nicht mehr verpflichtet zu fechten. Soliman und ſein Vezier zogen ſo ſchnell durch Ungarn hinab, daß der Zeitpunct zur Verfolgung verloren war.

Während der Belagerung wurden in der Stadt

getödtet oder starben an ihren Wunden gegen 1500 Soldaten und gegen 700 Bürger. Trotz dem kann man sich den Jubel der Wiener am Abend des 14. Octobers 1529 vorstellen; ihr Zuströmen zum Te deum bei St. Stephan; das Abfeuern des Geschützes rings um die Stadt, und mit welchem freudigen Herzen sie nach diesem heißen, gefährlichen und siegreichen Tag, wo sie schwerlich viel genossen hatten, ein reichliches Abendmal unter wechselseitigen Umarmungen und vielen ausgebrachten Gesundheiten eingenommen haben mögen.

Von dieser Belagerung haben sich einige Unwahrheiten bis in unsere Tage fortgepflanzt. Man sagt, das Thor, das die Kärthner vertheidigten, habe wegen ihrer Tapferkeit den Namen von ihnen erhalten; die Geschichtschreiber sagen aber nur, »das wenige Volk aus Kärnthen hielt sich so tapfer, daß es nach der Befreiung unter allgemeinem Zuruf einen feierlichen Auszug gehabt;« das Kärthnerthor hat, wie wir wissen, schon unter den Babenbergern porta Carinthiaca geheißen. Man sagt: es sei ein Halbmond auf den Stephansthurm gesetzt worden, damit die Türken nicht darauf schießen sollten; wir wissen aber aus dem Bericht über den Bau der Stephanskirche, daß der Halbmond mit dem Stern, eine nicht ungewöhnliche Thurmzierde, aus andern Ursachen aufgesetzt wurde. Man sagt, das Haus zum Heidenschuß habe seinen Namen, weil dort Bäcker bei Nacht die Türken miniren hörten; aber schon vor der Belagerung hieß dieses Haus, »wo der Haid

ſchießt,« und gehörte ſeit mehreren Jahrhunderten der Familie Haiden.

Nach dem Abzug der Türken wurden Münzen geſchlagen mit der Aufſchrift: »Türk blegert Wien 1529.«

Noch waren nicht dritthalb Jahre verfloſſen, als es ſchon wieder auf eine Belagerung Wiens anzukommen ſchien; Soliman war im Frühjahre 1532 dazu entſchloſſen, und ſchon in Steiermark; dießmal aber waren die Verhältniſſe anders. Ferdinand war inzwiſchen 1531 zum römiſchen König erwählt worden, und hatte den zu Regensburg verſammelten Reichsfürſten begreiflich gemacht, wie nothwendig es ſei Wien zu vertheidigen, und die Türken aus Ungarn zu vertreiben; wenn nicht ganz Deutſchland verheert werden ſollte. Kaiſer Carl V., der 1529 in einem ſchweren Krieg mit Frankreich verflochten war, befand ſich jetzt ſelbſt in Regensburg, und kam mit einem Heere von 250,000 Mann nach Wien herab. Als der Sultan davon Nachricht bekam, zog er ſich mit einer Eile zurück, die man eine Flucht nennen konnte. Von der 15,000 Mann ſtarken Heeresabtheilung aber, die er unter dem Wüthrich Mihal Oglu nach Oeſterreich voraus geſchickt hatte, kam kein Mann davon. Sie brachen eben aus den Thälern der Pieſting und Trieſting hervor; da ging ihnen Pfalzgraf Friedrich mit einem Theil des jenſeits der Donau gelagerten Reichsheeres über Ebersdorf und Lachſenburg entgegen. Den Schärtlin von Burkenbach, der mit den Nürnbergern und

Augsburgern vor drei Jahren Wien vertheidigen geholfen, schickte er ihnen über Baden, Gainfahrn und Pottenstein in den Rücken. Zwischen Loibersdorf und Enzersfeld am 19. September 1532 geriethen sie theils in des Pfalzgrafen Geschütz, theils in den Schönauer Morast, und wurden niedergemetzelt. Auch Oglu, der wie ein Löwe gefochten, wurde erschlagen, und sein von Edelsteinen blitzender Turban mit großen goldenen Geierflügeln dem König Ferdinand geschickt. Was noch entrinnen konnte, fiel dem durch das heftige Feuern von Neunkirchen herbeigezogenen Kazianer, und der Reiterei des Grafen Ludwig Lodron in die Hände. Einige, die sich in das Thal der Schwarza retten wollten, wurden von den Bauern erschlagen, oder über den Sebensteiner Burgfelsen heruntergestürzt, der noch hiervon der Türkensturz heißt.

Merkwürdig ist in diesem Feldzug die Vertheidung von Güns durch Niklas Jurichich. Mit 80 Soldaten und 700 Bauern widerstand der entschloßne Edelmann dem großen Sultan und schlug mehrere Stürme ab. Es ist ein Charakterzug Solimans, wie er, weil er sich nicht länger vor diesem Städtchen aufhalten, und nicht noch mehr Leute aufopfern wollte, die Belagerung mit einigem Anstand aufhob. Er ließ den tapfern Vertheidiger unter freiem Geleit in das Lager kommen, überhäufte ihn mit Lobsprüchen, schenkte ihm Stadt und Schloß sammt Allem was darin, unter dem Bedingnisse, daß 10 Janitscharen auf eine Stunde in die Stadt kommen,

und die türkiſche Fahne auf die Mauer pflanzen durften.

Wien hatte ſtatt einer Belagerung nur einen kurzen Soldatenaufruhr zu überſtehen. Als der Kaiſer kam, und viele Fürſten und Herrn mit ihm, wies der Stadtcommandant Roggendorf, Salms geliebter Zögling, die Spanier und die deutſchen Lanzknechte, um Platz zu gewinnen, aus der Stadt hinaus ins Lager. Das verdroß ſie, ſie rotteten ſich bei St. Stephan zuſammen, und zogen ſich gegen den rothen Thurm; ihre Commandanten wendeten Bitten und Drohungen vergeblich an; ſie mußten ſich in die benachbarten Häuſer flüchten. Roggendorf aber gab nicht viele gute Worte, ſchwang ſich zu Pferde, ließ die Bürgerſchaft unter die Waffen treten, das Geſchütz gegen die Empörer aufführen, und vor ihren Augen mit Kettenkugeln laden; zum letzten Mal both er ihnen Gnade, wenn ſie augenblicklich das Gewehr ſtreckten, — und ſie ſtreckten es.

Ein neu ausgebrochener Krieg forderte den Kaiſer mit dem größten Theil ſeines Heeres nach Italien; dadurch wurden die Türken und Zapolyas Partey wieder übermächtig; und nach einem noch durch 9 Jahre mit abwechſelndem Glück gegen ſie geführten Kriege ward der größte Theil von Ungarn ein türkiſches Sangiakat, Ofen die dritte Stadt des osmaniſchen Reiches, und blieb es 145 Jahre (von 1541 bis 1686). Dahin hatte es die Uneinigkeit der Ungarn gebracht.

Trotz der durch die neuerliche Religionsſpaltung

vermehrten alten Zwietracht der Deutſchen, erkannte man doch auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 die Nothwendigkeit, daß das geſammte Reich beitrage, um Wien mit ſtarken und regelmäßigen Feſtungswerken zu umgeben. Reichliche Beiträge kamen ſelbſt von proteſtantiſchen Reichsſtänden; und mit Hülfe der im Inlande eingeleiteten Sammlungen, und aus Oeſtreich, Mähren und Ungarn beigezogenen Hand- und Zugroboten ward Wien von 1541 bis 1558 zu einer Feſtung, deren Gleichen damals in ganz Europa wenige waren. Die Oberleitung dieſes Unternehmens hatte der General Leonard von Fels (Völs), der während der türkiſchen Belagerung in der Burg commandirte; die Ausführung war dem Stadtingenieur Hirsvogel aus Nürnberg anvertraut; der auch den noch im Stadtarchiv befindlichen Plan dazu entwarf. Doch wurde nicht ſein ganzer Vorſchlag ausgeführt, wie denn auch die meiſten Thore und einige Baſtionen erſt nachfolgende Landesfürſten in ihrem gegenwärtigen Zuſtand herſtellten. Die neuen Feſtungswerke wurden durchaus jenſeits der alten Mauern, (die man ſammt ihren Thürmen bis auf wenige nächſt der Donau abgebrochen) aufgeführt, kaſamattirt, mit einem breiten Graben, bedeckten Wege und Palliſaden verſehen; und unbedeutende ſpätere Veränderungen abgerechnet, gewann die Stadt Wien damals ihren ganzen heutigen Umfang. Das Werderthor, welches am Ende des tiefen Grabens ſtand, und das Salzthor der Fiſcherſtiege gegenüber, wurden vermauert, und zwiſchen ihnen 1558 das

Neuthor gebaut. Um Wien auch von der Waſſerſeite zu vertheidigen, erbaute man einen Hafen (im untern Arſenal), eine Donauflotille und ſogar bewaffnete Galeeren. Durch ſolche Befeſtigungen, und durch die 45 jährige Regierung Ferdinand I., der in Spanien gebildet war, und viele Spanier mit ſich ins Land brachte, veränderte ſich ſowohl die Geſtalt Wiens, als ſeine Sitten und Einrichtungen. Die allergrößte Veränderung ergab ſich jedoch in ſeinen politiſchen Verhältniſſen. Im Jahre 1490 reſidirte und herrſchte ein fremder Fürſt, Mathias Corvinus, in dem eroberten Wien und konnte den Tag beſtimmen, an welchem es ihm belieben würde, ſich zum Herrn der alten Beſitzungen des Hauſes Habsburg zu machen; der eingeborne Landesfürſt (Friedrich IV.) war flüchtig, und hatte kaum zu leben. Nur 32 Jahre ſpäter 1522 ging die Sonne in den Reichen der zwei habsburgiſchen Brüder, Carl und Ferdinand, nicht unter; und Wien war die Reſidenz des Königs von Ungarn und Böhmen, Erzherzogs von Oeſterreich, Herzogs von Steier, von Kärnthen, von Krain, von Schleſien, von Würtemberg, von Elſaß, Markgrafen von Mähren, Grafen von Tirol, Herrn der Lauſitze und großer Beſitzungen in Schwaben. Der Zeitpunct eines ſo außerordentlichen Umſchwungs iſt wichtig genug, um Wien, wie Ferdinand I. es gefunden, und wie er es verlaſſen, zu betrachten.

Die Burg, der jetzige Schweizerhof, ſchon 300 Jahr alt, hatte, als die Wiener Friedrich IV., und

ſpäter, als Maximilian die ungriſche Beſatzung darin belagerte, viel gelitten; war auch bei der türkiſchen Belagerung beſchädiget, und in ſehr ſchlechtem Zuſtande. Ferdinand ſtellte ſie wieder her, verſchönerte und vergrößerte ſie. Er legte für ſeine geliebte Gemahlin Anna einen Luſtgarten an, der ſich über einen Theil des heutigen Michaelerplatzes, das Theater, die Reitſchule, die Redoutenſäle und den Joſephsplatz (Auguſtiner Freithof) erſtreckte. Er baute einen neuen Tract zur Burg, der ſich von dem Eckthurm des Schweitzerhofes bis über die Burgwache ausdehnte. Von da ſchloß ſich die Stadtmauer an das alte Haus der Grafen v. Cilly, welches das Zeughaus war, und die Stelle des Amalienhofes und eines Theiles vom Burgplatz einnahm. Der übrige Theil des Burgplatzes war mit verſchiedenen Kramläden beſetzt. Das Zeughaus brannte 1528 ab; Ferdinand ſtellte das Gebäude zum Theil wieder her, kaufte den Salzburgerhof, und erbaute dort mit Beiziehung eines Theils vom Schottnergarten das gegenwärtige obere Zeughaus. Wo heute die Reichskanzlei ſteht, ſtanden Häuſer der Schaufellucken (Schauflergaſſe); Ferdinand kaufte davon das nächſte, und baute ſeine Hofkanzlei. Die Stallburg, alſo genannt, weil da früher der Hofſtall war, baute er vom Grund aus neu für ſeinen Sohn Maximilian II. Am Ballhausplatz hatten Leopold Weinberger, ein reicher Grinzinger Hauer, und Didaco de Sarava, ein Spanier, ein Spital geſtiftet; Ferdinand vergrößerte es; ſeitdem ward es das

Kaiſerſpital genannt, und hatte die, zu den Minoriten gehörige, Katharinacapelle zur Spitalkirche.

Alle Spitäler, Kirchen und Klöſter in den Vorſtädten lagen in Schutt und Trümmern, und ſelbſt die von Herzog Rudolphs II. Gemahlin Blanka v. Frankreich geſtifteten Clariſſerinnen in der Stadt neben dem Kärnthnerthor waren nach Kärnthen geflüchtet. Ferdinand räumte ihr verlaſſenes Kloſter ſammt der Kirche dem dieß- und jenſeits der Wien beſtandenen H. Geiſtſpital und Bürgerſpital ein, woraus durch Schenkung, Ankauf und Zubau das große Bürgerſpital entſtand. Die Nonnen der Vorſtädte, inſoferne ſie nicht die Gelegenheit ergriffen, zu entſpringen, wurden in Stadtklöſtern untergebracht. Die Franciscaner von St. Theobald außer dem Burgthor kamen zuerſt nach St. Ruprecht, dann auf kurze Zeit nach St. Nikola in der Singerſtraße, was zu einer Studentenſtiftung geworden war; und wurden dann in das gänzlich ausgeſtorbene Kloſter der Büßerinnen bei St. Hieronymus untergebracht, wo ſie noch ſind. Das Dominikanerkloſter war von den Türken ſo zerſchoſſen, daß Ferdinand es meiſt neu wieder herſtellte.

Unter den bei der türkiſchen Belagerung in den Vorſtädten Wiens zu Schutt und Trümmer zerſtörten Kirchen, Klöſtern und Spitälern werden auch zwei Heiligengeiſtſpitäler dieß- und jenſeits der Wien angeführt. Das Spital dießſeits lag unmittelbar vor dem Kärnthnerthor und war das eigentliche Bürgerſpital, klein und mit geringen Einkünften. Das Spi-

tal jenseits der Wien lag mit der dazu gehörigen Kirche St. Anton und einem Freithof bei derselben am Ende der damaligen Vorstadt, ungefähr auf dem freien Platze neben der Carlskirche. Dieses Spital war ein von Leopold dem Glorreichen und seinem Caplan Gerard gestiftetes und von 1208 bis 1211 erbautes Haus des [redacted]Geistordens, auch Hospitaliterorden genannt. Da dieser Orden uralt, und in Deutschland erst anfangs des gegenwärtigen Jahrhunderts bei der durch Säcularisation erlittenen Umstaltung gänzlich erloschen ist, werden einige Nachrichten von dieser einst weit verbreiteten, jetzt verschwundenen Erscheinung nicht unwillkommen seyn.

Die Jahrhunderte des Mittelalters waren die Zeit der Kreuzzüge und der Wallfahrten. Die Wallfahrten zum Grabe Christi in Jerusalem, zum Grabe der Apostel Peter und Paul in Rom, Jakob zu Compostella in Spanien und zu sehr vielen andern Gnadenörtern wurden immer häufiger; also zwar, daß der vortreffliche Thomas v. Kempis, der erst 1472 starb, noch vor Uebermaß und Mißbrauch warnt. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters waren die Ebenen selbst noch größtentheils mit Wald bedeckt, wenig bewohnt, die Herbergen Tagereisenweit aus einander; Räuber und reißende Thiere machten die Wallfahrten gefahrvoll. In jedem civilisirten Menschen, den nicht falsche Cultur verbildet, wohnt der Trieb zu helfen oder doch zu trösten; und so wie später Heinrich Jasomirgott Kirche und Kloster der Schotten zur Andachtsübung, Pflege und Erquickung

der Pilger ins heilige Land baute und ſtiftete, ſo ſtifteten gute Menſchen im ganzen Süden von Europa ſchon lange vorher für ermüdete, kranke, verwundete, verfolgte Pilger Spitäler, oder bauten ihnen wenigſtens Capellen an dem Wege. Männer und Frauen, Geiſtliche und Laien widmeten ſich der Rettung, Labung, Pflege der Pilger, der Erhaltung der Gebäude. Daraus entſtand ſchon früher ein über Frankreich, Italien, England und Deutſchland verbreiteter, vom Heiligen Geiſt, dem Tröſter und Helfer, genannter Orden. Daher hießen faſt alle dieſe Spitäler zum Heiligen Geiſt, und die dem Bürgerſpital zu Wien gehörige Apotheke heißt noch ſo. Am Ende des zwölften Jahrhunderts erneuerte Graf Guido von Montpellier dieſen Orden; es wurde ein geiſtlicher Ritterorden daraus, unter dem Namen Hoſpitaliter, welche ein Haus in Jeruſalem hatten, durch ihre tapfern Thaten gegen die Sarazenen weltberühmt, in der Folge Rhodiſer, Johanniter, Maltheſer genannt wurden.

In Oeſterreich blieb der Orden rein geiſtlich, ſeine Kleidung war ſchwarz mit einem weißen Kreuze auf der linken Schulter und auf der Kapuze. Der Orden hatte zwei Häuſer, Heiligengeiſt Spitäler genannt, eines zu Wien, das andere zu Pulgarn. Von der Stiftung des Hauſes zu Wien bis zu deſſen Zerſtörung weiß man 25 Ordensmeiſter. Der letzte Jacob Nagel überlebte die türkiſche Belagerung; allein es gab ſo viel aufzubauen, daß man vorerſt nur auf Unterbringen denken mußte. Durch die Vereini-

gung mit dem Bürgerſpital war es von ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nicht abgekommen.

Das Haus zu Pulgarn war um 120 Jahr ſpäter, 1330 von den Herrn von Capellen geſtiftet. Es zählte 21 Meiſter bis zum Jahr 1574. Der 20., Benedict Kain nahm ein Weib, verwendete die Einkünfte des Spitals für ſie und ihre Kinder, und ward 1567 abgeſetzt; aus gleicher Urſache auch ſein Nachfolger Maximilian Lavantſtein 1574. Von der Zeit an ſtand das Spital unter Adminiſtratoren, unter denen es immer weiter herabkam. Im Jahr 1609 wurde Pulgarn von Erzherzog Mathias den Jeſuiten zu Linz übergeben.

Kaum war Wien und Oeſterreich durch Wunder der Tapferkeit von der Furcht vor den Türken befreit, ſo wucherte das Unkraut der Glaubenstrennung wie mit friſchen Kräften fort. Schon auf den Concilien zu Conſtanz und zu Baſel rügten ehrwürdige Biſchöfe mit aller Strenge den Verfall der Kirchenzucht unter der Mehrzahl der Geiſtlichen, ihre Unwiſſenheit und Verabſäumung der Standespflichten. Dieſe Gebrechen waren es, welche Zwingli, Huß, Luther, Calvin zuerſt angriffen, man konnte ſie nicht läugnen. Was dieſe Männer nun ferners von Glaubensbegriffen vortrugen, hielt der große Haufen ohne weitere Unterſuchung für eben ſo wahr. Als endlich die Lehre gepredigt wurde, daß der Glauben allein ohne alle gute Werke zur Seligkeit genüge, daß es überflüſſig ſei ſeine Sünden zu beichten, Faſttage zu halten, alle Sonn- und Feiertage

dem Gottesdienſt abzuwarten, daß Prieſter und Nonnen heirathen dürfen, daß man ſich einer Gemahlinn, deren man überdrüßig iſt, entledigen könne, und dafür eine andere nehmen; — eine ſolche Lehre fand begreiflicherweiſe ſehr viel Beifall und Anhang. Viele Pfründenbeſitzer, und endlich ſogar der Erzbiſchof und Kurfürſt Truchſeß von Waldburg fanden ſich in Folge der neuen Lehre geneigt und befugt, eine Frau zu nehmen, und ihre Pfründe als erbliches Eigenthum zu betrachten. Auch weltliche Landesfürſten fanden ihre Rechnung dabei.

Hiezu kam noch, daß eben zu jener Zeit Cabbala, Alchymie, Aſtrologie, Magie unzählige Köpfe verwirrte, hie und da ſelbſt öffentlich gelehrt wurde, und faſt jedes große Haus ſeinen eigenen Zeichendeuter hielt. Eine Folge des Mangels an Wiſſenſchaft bei der Geiſtlichkeit. Um dieſen Uebeln allen zu begegnen, erſuchte Ferdinand den Papſt, ihm einige Jeſuiten zu ſchicken. Seine Beweggründe zu dieſem Schritt gibt er ſelbſt folgendermaßen an: »Weil ſie in Sprachen, Wiſſenſchaften, Künſten, Philoſophie und Theologie zu unterrichten im Stande wären, auch gute Sitten und Tugenden einführen und lehren würden; in Anbetracht, daß ohne gelehrte Leute weder der geiſtliche noch weltliche Stand und Regiment erhalten werden möge, und bei den Gotteshäuſern nicht allein der gemeinen Ordensleute wenig vorhanden, ſondern auch an vielen Orten taugliche Prälaten nicht zu bekommen ſind.«

Es kam zuerſt 1551 der berühmte und hochver-

diente Petrus Canisius mit drei Gefährten, denen bald neun andre folgten. Petrus Canisius, 1521 in den Niederlanden geboren, war ein Mann von außerordentlichen Gaben und Verdiensten. Er hatte Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit studiert, als er mit 22 Jahren in die neugestiftete Gesellschaft Jesu trat, mit 26 Jahren hatte er sich schon solchen Ruf als Theolog erworben, daß er zum Concilium nach Trient abgeordnet wurde; mit 30 Jahren kam er nach Wien und ward Ordensprovincial von Deutschland, mit 32 Jahren ward ihm das Bisthum Wien angetragen, das er ausschlug, mit 33 Jahren schrieb er seinen Inbegriff der christlichen Lehre, in lateinischer Sprache, welcher in alle Sprachen übersetzt, unzähligemal gedruckt, bis in die neueren Zeiten der katholische Katechismus aller Welttheile war. Bei unermüdeter folgenreicher Thätigkeit erreichte er das 76. Jahr.

Nachdem die Jesuiten Anfangs eine kurze Zeit bei den Dominicanern gewohnt, räumte ihnen Ferdinand die alte Burg Heinrichs Jasomirgott am Hof ein, welche inzwischen Münzhaus, dann Carmelitenkloster gewesen, und jetzt nur von einem einzigen blinden Priester bewohnt war. Die Jesuiten stellten ihm vor, daß Härte weder überzeugt noch bewegt, daß Meinungen, im Innern des Menschen wohnend, durch Todesstrafen nicht geändert werden, daß man damit höchstens Heuchler erzieht; daß ein Martirer für seine Meinung den Eifer aller übrigen Anhänger erhöht und ihre Zahl vergrößert. Von dieser Zeit

an ward kein Ketzer mehr verbrannt; die Heftigkeit von Ferdinands Jugend war dem Geist vermittelnder Mäßigung gewichen. Er war schon 1531 als römischer König gekrönt, und bestieg, nachdem sein Bruder Carl V. alle Kronen resignirt, 1556 den Kaiserthron. Katholiken und Protestanten mit einander auszusöhnen, die getrennte Christenheit wieder zu vereinigen, war als Kaiser sein wichtigstes Geschäft; dahin arbeitete er in Deutschland und auf dem Concilium zu Trient mit regem Eifer und größter Geduld, mit seinem ganzen Ansehen und äußerster Nachgiebigkeit. Wahrscheinlich würde er bei längerem Leben seine heilbringende Absicht auch erreicht haben, hätte es sich nur noch um Lehrbegriffe und Kirchensatzungen, und nicht vielmehr um die eingezogenen Güter der katholischen Kirche gehandelt.

Ueber diese große Angelegenheit vergaß Er der kleineren nicht. Er erließ eine strenge Verordnung gegen Sterndeuter, Alchymisten und Schwarzkünstler. Fast wie bezaubernd war der Hang aller Stände zu diesen Leuten, die sie um Geld und Gut, oft um Ehre und guten Nahmen brachten. Von Ferdinand hat Wien eine vortreffliche Pestordnung und Vorschrift für die Apotheker, deren damals schon sechs bestanden, die erste Dienstbothenordnung und Straßenpolizey.

Die Jesuiten indessen verwendeten sich als Prediger und als Lehrer in Schulen, errichteten ein Seminarium von 50 Zöglingen, dienten den Kranken als Aerzte und als Krankenwärter, opferten sich

auf Miſſionen und in Peſtzeiten. Aus fernen Ländern brachten ſie neue Pflanzen, Steine und Kenntniſſe; erweiterten die Naturlehre, legten Grund zur Naturgeſchichte. Baumeiſter, Mahler und Bildhauer gab es unter ihnen. Als Muſter leuchteten ſie vor in Sitten und Sittlichkeit. Dadurch gewannen ſie bald viele Freunde. Daß ſie aber in der Folge ſich ſo weit ausbreiteten, ſo viel Anſehen, ſo großen Beſitz, ſo wichtigen Einfluß gewannen, das hatten ſie den Proteſtanten zu danken. Proteſtanten aller Art, politiſche wie religiöſe, äußerten bey jeder Gelegenheit entſchiedenen Haß gegen die Jeſuiten; katholiſche Landesfürſten ſchloßen daraus, da dieſer Orden ihren Feinden ſo gefährlich, müſſe er vorzüglich geeignet ſein, geiſtliches und weltliches Regiment aufrecht zu erhalten; ſonach ſey es ihr Vortheil und ihre Pflicht, den Orden der Jeſuiten zu ſchützen, zu mehren und zu erheben.

Das that denn auch Kaiſer Ferdinand I. bis er nach 45 jähriger Regierung 1564 nach einer langwierigen Krankheit 61 Jahre alt, am Jakobstag ſelig im Herrn entſchlief; welchen Tag er ſchon zu Pfingſten als ſeinen Todestag vorhergeſagt hatte. Er iſt zu Prag neben ſeiner 1547 verſtorbenen Gemahlinn begraben.

Ferdinand und ſeine Gemahlinn wurden mit einander vermählt, lange ehe ſie ſich geſehen hatten; es war ganz eine Ehe aus Convention; ſie waren überdieß gleich an Jahren. Doch war es eine ſehr

glückliche Ehe, einig in Gottesfurcht und Andacht. Anna gebar ihm 15 Kinder:

Eliſabeth, (Königinn von Pohlen) 1526.

Maximilian, (nach dem Vater Kaiſer) 1527.

Anna, (Herzoginn von Baiern) 1528.

Ferdinand, (in der Folge Herr von Tirol und den Vorlanden, Schöpfer der Ambraßer Sammlung) 1529.

Maria, (Herzoginn von Jülich und Cleve) 1531.

Magdalena, 1532.

Katharina, (Herzoginn von Mantua) 1533.

Eleonora, (Herzoginn von Mantua) 1534.

Margaretha, 1536.

Johann, 1538. (Starb einjährig.)

Barbara, (Herzoginn von Ferrara) 1339.

Karl, (nachmals Herzog von Steier, Kärnthen und Krain) 1540.

Urſula, 1541. (Starb zweijährig.)

Helena, 1543.

Johanna, (Großherzoginn von Toscana) 1547.

Ferdinand war erſt 44 Jahr alt, als ſeine Gemahlinn ſtarb; doch hatte er ſie zu herzlich geliebt, um ſich wieder zu vermählen. Das gottſelige Leben ſeiner unvermählt hinterlaſſenen Töchter, welche es in ihrer Stiftung zu Hall unter Werken der Andacht und der chriſtlichen Liebe beſchloſſen, hat Anton Paſſy, Prieſter der Verſammlung des heiligſten Erlöſers unter dem Titel Ferdinand des I. gottgeweihte Töchter und Enkelinnen Innsbruck 1833 umſtändlich und erbaulich vorgetragen.

Eine ausführliche pragmatiſche Geſchichte der Regierung Ferdinands I. wird Freiherr von Buchholz nächſtens vollenden; ein Werk, das nur dem Zutritt zu Archiven, ausgebreiteten Kenntniſſen und unübertrefflichem Fleiß möglich geworden.

Wien hat unter der langen Regierung Ferdinands ſeine Geſtalt verändert, welche in deſſen letzten Jahren Stätigkeit gewonnen. Es wird nicht unwillkommen ſein, Einiges von den Straßen, Plätzen, Häuſern, Vorſtädten, wie es vor 300 Jahren war, zu vernehmen.

Die meiſten Gaſſen hatten ſchon in jener Zeit ihren heutigen Namen; in älterer Zeit aber hieß die Annagaſſe (Pippingerſtraße), die Himmelportgaſſe (Treibotenſtraße), die Dorotheergaſſe (Färbergaſſe) und die Färbergaſſe (Hofgäßchen), die untere Bräunerſtraße (große Roſengaſſe, auch Rathgaſſe); daher man glaubt, daß das Rathhaus eine Zeit lang in dem Eckhaus derſelben gegen den Graben beſtanden habe. Die Wallnerſtraße hieß (Wallisch- oder Walchgaſſe), die vordere Schenkenſtraße (Mentler- oder Wendlerſtraße), die Teinfaltſtraße ſoll eine verderbte Ausſprache ihres alten Namens Domvogtſtraße ſein; es gibt aber eine viel natürlichere Ableitung, indem der Platz, den wir jetzt Freiung nennen, am Steinfeld, die Teinfaltſtraße alſo wohl (Steinfeldſtraße) hieß. Unter Freiung verſtand man urſprünglich nur das Aſylrecht der Schottner, den Umkreis um ihr, Anfangs neben dem Gaſthaus zum römiſchen Kaiſer geſtandenes

Stift, in welchen Verbrecher ſich retten konnten, und von dem Stadtgericht frei waren. Das Haus zum Strauß und das daneben in der Kenngaſſe, ſo wie die linke Seite des tiefen Grabens bis zur hohen Brücke war leerer Platz und hieß (auf dem Miſt). Die Anhöhe beim Haidenſchuß gegen die Nagler- (Nadler) gaſſe hieß (auf dem Bühel, auf dem Kiel), der Hofplatz (Herzoghof). Der Judenplatz ſoll ſeinen Namen daher haben, daß man den Juden, die einſt in Erdberg verbrannt wurden, hier das Urtheil verleſen. Zwiſchen der hohen Brücke und der Wipplinger- (Wildwerker) ſtraße hieß es unter den Felbern, die Seitzergaſſe (bei der Hollerſtauden, die Karpaunergaſſe), der Auwinkel (Sauwinkel), die rothe Thurmſtraße (auf dem Steig), der Hafnerſteig (alte Bürgermuſterung). Auf den erſten Anblick ſcheint es ganz unmöglich, daß auf dem ziemlich ſteilen Hafnerſteig Bürgermuſterung vorgenommen worden ſein könne; allein, wenn man bedenkt, daß von dem Haus zum Küßenpfenning bis über den rothen Apfel kein Haus geſtanden, und daß in älteſter Zeit das nachmalige Kloſter zu St. Lorenz Bürgerliches Zeughaus war, findet man die Sache erklärlich. Das bürgerliche Zeughaus kam, als 1331 St. Lorenz geſtiftet wurde, in das Haus zum ſchönen Brunn, unter Ferdinand war es ſchon an ſeiner heutigen Stelle am Hofplatz. Bei der Beſchreibung des älteſten kleinen Umfangs von Wien iſt bemerkt worden, daß zwiſchen der Fiſcherſtiege und dem Ruprechtsſteig ein dritter, nun verbauter,

Steig zur Donau hinabführte; dieſer Steig hieß bei den ſieben Schwibbogen, ſonach möchte das ſpäter dort erbaute ſogenannte Kloſter der Siebenbüchnerinnen wohl eigentlich Siebenbögnerinnen geheißen haben. Es muß auffallen, daß viele Gaſſen Wiens ihre Namen von Gewerben haben, wenn gleich hier und da der Namen nicht mehr für ſich ſelbſt ſpricht; wie z. B. bei der Wipplinger (Wildwerker-Kirſchner-) ſtraße, bei der Bognergaſſe, wo die vor Erfindung des Schießpulvers wichtigen Pfeil- und Bogenſchnitzer wohnten; weßwegen auch das Thor daneben Pfeilerthor hieß. Unter den Tuchlauben wohnten nicht Tuchhändler, die nach der Elle ausſchnitten, ſondern die Laubenherrn, die mit Gold- und Seidenſtoffen und mit Tuch im Großen handelten; unter Ferdinand fing man ſchon an, ſie Niederleger zu nennen. Daß die gleichen Gewerbe in einer Gaſſe beiſammen wohnten, war ein uralter Brauch in Wien; eben ſo war auch jeder Feilſchaft ihr eigener Marktplatz angewieſen, daher heißen ſo viele Wienerplätze Märkte. Der alte Fleiſchmarkt, Haarmarkt, Kienmarkt, Bauernmarkt, Kohlmarkt ſprechen ſelbſt aus, was ſie waren; in ganz alter Zeit war der letztere auch Holzmarkt; nach Erbauung der Burg unter Leopold dem Glorreichen wurde dem Holz aus den nahen Wäldern der Platz vor dem Widmer (Holzthor) angewieſen, von welchem ein Viertel der Stadt noch den Namen hat. Das zu Waſſer gebrachte Holz hatte von jeher ſeinen Platz an der Roßau. Der hohe Markt war der Fiſch-

markt, die Trödler ſtanden auf dem Hof; der neue Markt war Getreidemarkt, der Stockameiſenplatz der alte Roßmarkt, der Burgerſpitalplatz der neue Roßmarkt, der Petersplatz der Milchmarkt, daher noch das Milchgäßchen. Die Schlachtbänke ſtanden an der Schlagbrücke. Der Stephansplatz hatte eine ganz andere Geſtalt, er war bis in die neueſte Zeit ringsherum zu verſchließen, und ward auch alle Abende verſchloſſen. In der Singerſtraße zog ſich eine Mauer von der Ecke des deutſchen Hauſes an das Kirchenmeiſteramt hinüber, mit einem Thore und einer Thür für Fußgänger; eine etwas kürzere dergleichen Mauer ſtand am Eingang der Schulerſtraße; neben dem Eckhaus des Stockameiſenplatzes ſtanden drei Häuſer, wobei die Wohnung des Regenschori von St. Stephan und der Singerknaben; daneben ein Thor, der Goldſchmidgaſſe gegenüber. An dieſes Thor ſchloß ſich eine Reihe Häuſer von nicht mehr als einem Stockwerk der Brandſtadt gegenüber, ſo daß die Gaſſe dazwiſchen ziemlich ſchmal war. In der Mitte dieſer niederen Häuſer war ein Schwibbogen auf die Brandſtadt hinüber geſpannt, welches Gebäude die Reliquien der Kirche enthielt, an beſtimmten Tagen dem Volke geöffnet wurde, und der Heiligthumſtuhl (Heilthumſtuhl) hieß. Zwiſchen dem Ende dieſer niederen Häuſer und den Biſchofhof ſtand ein gegen das Lugeck gerichtetes Thor. Der ſo ganz von geiſtlichen Gebäuden umſchloſſene Stephansfreythof war nicht eben, wie er jetzt iſt, ſondern hatte beſonders gegen die Domherrnhöfe hin eine beträcht-

liche Erhöhung, von der in älteren Zeiten manchmal die Landesfürsten zum Volke sprachen. Wo jetzt die Fiaker stehen, stand die Magdalenacapelle, und hinter dem deutschen Haus die Todtencapelle; zwischen den Strebepfeilern der Kirche waren hinter Vergitterung Todtengebeine aufgehäuft, die man ausgegraben, um neuen Leichen Platz zu machen.

Die seltsamen Namen mancher Häuser in Wien z. B. wo der Wolf den Gänsen predigt, wo die Kuh im Brett spielt, zum Esel in der Wiege, zur eisernen Birn, zur blauen Flasche ꝛc. ꝛc. bestanden schon unter Ferdinand, und schreiben sich von dem Gebrauche her, die Außenseiten der Häuser zu mahlen, und von der noch bestehenden Neigung der Wiener zum Scherz. Eben so seltsam waren manche alte Familiennamen, z. B. Schlagnitweit, Sparenkannst, Stoßinhimmel, Schabdonrießel, Küßdenpfenning ꝛc., die drei letzteren haben sich bis heute als Häusernahmen erhalten.

Von den Namen der Thore erklären sich Fischer-, Neu-, Schotten-, Burg- und Kärnthnerthor selbst; das Stubenthor, das weiter rechts am Ende der Schulerstraße gestanden, hatte nicht, wie Mehrere glauben, von den Studentenstuben (bursae), sondern von den gleich außer diesem Thor bestandenen Badstuben für Arme den Namen. Die Kreuzfahrer brachten aus dem Orient den Aussatz nach Wien, zugleich aber auch das Heilmittel mit, die warmen Bäder. Es gab deren zehn unter Ferdinand im Innern der Stadt, wovon nur noch der Namen Neu-

bad übrig iſt. Vom rothen Thurm iſt keine Spur mehr vorhanden, er ſtand noch bei älterer Menſchen Gedenken links an dem ſogenannten Müllerischen Cabinet; war von Maximilian I. gebaut, und bekam den Namen von ſeinem rothen Ziegeldach. Früher war er ein nicht fahrbarer Thurm, wie der am Müllerischen Cabinet rechts geſtandene, unter M. Thereſia abgebrochene Fachthurm, und der Krötenthurm, aus dem die Pforte beim rothen Apfel geworden iſt. die Haupteinfahrt in die Stadt war vor Maximilian durch das Werderthor. In dem rothen Thurm hoch oben hing eine Speckſeite; ihre wirkliche Bedeutung iſt verloren gegangen; vielleicht eine verunglückte Beziehung auf die Juden, die zuerſt die Leopoldſtadt bevölkerten. Unter den ſcherzliebenden Wienern aber hat ſich die Sage erhalten, die Speckſeite ſei ſchon bei Erbauung des Thurms für denjenigen Wienerbürger aufgehängt worden, der ſeine Frau nicht fürchtet; ein Einziger habe es einſt prahlend unternommen, ſei aber von halber Höhe wieder herabgeſtiegen, um ein Tuch vorzubinden, damit er nicht mit beſchmutzter Kleidung nach Hauſe komme.

Von den Vorſtädten iſt billig zuerſt die Leopoldſtadt als die älteſte und größte zu nennen. Unter Ferdinand floß die Donau ſchon lange nicht mehr, wie zu den Zeiten der Römer, an den Mauern Fabiana's; außerordentliche Ueberſchwemmungen, beſonders in den Jahren 1118, 1126, 1172, 1193, 1195 und 1210 hatten ſie in mehrere Arme zerſplittert, wovon nur einer an der Stadt blieb. Von die-

sen verheerenden Fluthen wurden viele früher bekannte Dörfer bis auf die letzte Spur hinweggerissen, Korneuburg von Klosterneuburg und die Roßau von der Leopoldstadt getrennt. Es ist unmöglich, genau anzugeben, was für Inseln zwischen Wien und dem Marchfeld vor 300 Jahren bestanden, wie sie geheißen, wie sie begränzt, und wessen Eigenthum sie gewesen. Das wissen wir aber gewiß, daß die Leopoldstadt und die Roßau zu diesen Inseln gehört, und damals noch keinen anderen Namen gehabt, als im untern Werd (Insel) und im obern Werd. Wolfgang Schmelzel, ein Leipziger Student, der nach Wien kam, um da sein Glück zu suchen, und Schulmeister bei den Schottnern wurde, gibt in seinem Lobgedicht auf die Stadt Wien 1563 die Länge der Donaubrücken folgendermassen an: die erste Brücke vom Marchfeld herein, damals die Wolfsbrücke genannt, hatte 13 Joch und war 260 Schritt lang; dann folgte bald eine zweite kleine Brücke mit 8 Joch und 160 Schritt lang; dann mehrere ganz kleine Brücken; darauf die dritte große Brücke mit 30 Joch, 500 Schritt lang; von dieser kam er erst auf den alten Tabor, wo er die Mauth zahlen mußte; endlich die vierte die Schlagbrücke mit 5 Joch und 96 Schritt lang. Zur vergleichenden Uebersicht, wie der Stromlauf sich seither geändert hat, folgen hier die gegenwärtigen Brückenlängen: die erste Brücke vom Marchfeld herein ist streng genommen die Brücke über die schwarze Lacke zu Jedelsee, 115 Schritt lang; die zweite ist jetzt die große

mit 26 Joch und 362 Schritt lang; die dritte mit 10 Joch ist 220 Schritt lang; eine vierte über das Fahnstangenwasser ist 212 Schritt lang, jetzt ein Damm und das Wasser ausgetrocknet; die Schlagbrücke ist jetzt die fünfte mit 1 Steinjoch und 90 Schritt lang. Man sieht hieraus, daß der Hauptstrom sich seit 300 Jahren um eine große Strecke dem weichen Boden des Marchfeldes genähert hat, also 1000 Jahre früher wohl ganz an der Hügelreihe von Nußdorf bis Erdberg geflossen ist. Im Mittelalter heißt diese Gegend die alte Donau, und durchaus findet man noch in der Tiefe von 3 bis 14 Fuß das alte Flußbett. Bei dieser Gelegenheit sind zwei Namen zu berichtigen. In dem Bestreben hochdeutsch zu sprechen hat man aus Eipeldau Leopoldau gemacht, es hat aber niemals so geheißen, sondern sein alter Namen ist Ulpiltau; was in gemeiner österreichischer Mundart Eipeldau wird. Der Namen Tabor stammt aus dem Hussitenkrieg her, die daselbst eine Verschanzung hatten. Die Hussiten, wie die Puritaner in Schottland und England, hatten immer den Mordstahl und die Brandfackel in den Händen und Worte der heiligen Schrift im Munde; so nannten sie denn auch ihre festen Plätze überall Tabor.

Einst waren also die Roßau und die Leopoldstadt eine zusammenhängende mit Wald bedeckte Insel. Nachdem eine gewaltsame Veränderung des Flußbettes sie von einander getrennt, war die Roßau keine Insel mehr, behielt aber noch lange den Namen

im obern Werd, bis ſie, durch kein Waſſer mehr von der Stadt geſchieden, ſich zu einer Vorſtadt bildete; die ihren Namen erhielt, weil man ihren unmittelbaren Zuſammenhang mit der Stadt zuerſt zur Roßweide benutzte. Dieſe ganze alte Roßau iſt aber bei der erſten türkiſchen Belagerung verſchwunden, und nur die Leopoldſtadt allein ſteht auf der alten Stelle, wo ſie entſtand.

Schon in ganz alter Zeit ſtand die Schlagbrücke; jenſeits derſelben ſtanden längſt dem Ufer Hütten von Fiſchern und Schiffleuten. Ueber die Brücke trieben die Bürger ihr Vieh auf die Weide, und allmählig entſtanden Maierhöfe. In den goldnen Tagen Leopolds des glorreichen konnten ſich die Wiener ihrem Hang zum Vergnügen überlaſſen; neben den Maierhöfen bauten ſie ſich Häuſer mit Ausſichten in die ſchönen Auen und ihre mit hohen Bäumen gezierten Wieſenplane und Waſſerparthien, legten Gärten an, worin ſie berühmt waren, wie denn auch die erſten Tulpen von Wien nach Holland kamen. So verbanden ſie mit einer einträglichen nahen Landwirthſchaft das Vergnügen von Gärtnerei, Waſſerfahrten, Jagd und Fiſchfang. Als die vorzüglichſten Beſtandtheile des untern Werd kommen in alten Zeiten vor: 1) die Wolfsau, jetzt Brigittenau, 2) die Taborau, in der Gegend des Augartens, wird auch ſpäter Schottenau genannt; 3) die Rohrſchütt mit dem Schildgraben, zwiſchen dem Augarten und der Haide. Conrad Reicholf und ſeine Hausfrau Katharina, dann Hanns und Paul Syrfeyer

ſtifteten 1377 dieſe Gegend, wo das Bräuhaus ſteht, mit ihrem Maierhof und Garten, Wieſen und all ihrem Gut zum Bürgerſpital. 4) Die Heide, hat zum Theil ihren Namen noch; 5) die Baderinſel, von der Haide bis zur Donau; 6) unter den Felbern hieß die Gegend von der Donau bei der Schlagbrücke bis zum ſchwarzen Bären hinauf; 7) das Stadtgut iſt ohne Zweifel jene Beſitzung im untern Werd, welche einſt Herzog Wilhelm ſeinem getreuen Gefährten Lorenz geſchenkt, und dieſer der Stadt verkauft hat; 8) die Venedigerau, jetzt die Jägerzeil. Alte Benennungen in der Leopoldſtadt ſind ferners: der obere Fall beim ſcharfen Eck, der untere Fall bei der Schlagbrücke, von da längſt dem Ufer hinab das hangende Ort, weiter unten der Gries, dann die Schütt (das Schüttel). Der Namen Prater kommt unter Ferdinand I. noch nicht vor. Die Habsburgiſchen-Landesfürſten insbeſondere verliehen den Anſiedlern im untern Werd ſo weſentliche Begünſtigungen, daß ungeachtet wiederholter feindlicher Einfälle und unzähliger Ueberſchwemmungen, aus jenen, von verſchiedenen Waſſergraben durchſchnittenen Auen eine Vorſtadt Wiens geworden iſt, welche durch ihre Ausdehnung, Bevölkerung, Schönheit und Wohlhabenheit an und für ſich eine anſehnliche Stadt ſein würde.

Die übrigen Vorſtädte, mit Inbegriff der Roßau, fand Ferdinand nicht auf eben der Stelle, wo ſie heute ſtehen, ſondern ganz an die alte Stadtmauer angebaut. Sie hörten ungefähr dort auf, wo

ſie jetzt anfangen. Als nach der erſten türkiſchen Belagerung ordentliche caſamattirte Feſtungswerke und Baſtionen außer der alten Stadtmauer erbaut, ein breiter Graben und bedeckter Weg hergeſtellt worden, wurde auch verboten, auf 50 Klafter Entfernung von demſelben ein Haus zu bauen. Damit verſchwanden die, ohnehin vor der Belagerung abgebrochenen und abgebrannten, alten Vorſtädte ganz und gar. Erpurg (Erdberg) war ein herzogliches Schloß und Maierhof. Von der Schlagbrücke am Ufer hinab wohnten die Fleiſchhauer, neben ihnen die Gärber, daher untern Weißgärbern. Die Landſtraße, die Ungargaſſe, der Rennweg waren nichts als wirkliche Straßen und Wege durch Weingärten von außen her zur ſteinernen Brücke, die 1400 unter Albrecht IV. erbaut wurde; was da von Vorſtadt beſtand, hieß außer dem Stubenthor. Zwiſchen dem Burg- und Kärnthnerthor längſt der Wien hieß die Vorſtadt, die nicht mehr iſt, die Wieden. Was jetzt zu derſelben gehört, Margarethen, Matzelſtorf, Nikolsdorf, Reinprechtsdorf, Hundsthurm, Hungelbrunn, Lorenzer- und Schaumburgergrund waren Dörfer und Maierhöfe außer den Vorſtädten, und weiter entfernt, als z. B. jetzt Döbling, Währing und Hernals. Conrathswerth (das Freihaus) war eine den Grafen Stahremberg gehörige Inſel, zwiſchen zwei Armen der einſt waſſerreichen Wien. Die Schleifmühle iſt älter als die ganze Vorſtadt. Die Panigl (Plenkler-) gaſſe ſteht zum Theil auf dem alten, die Vorſtadt umſchließenden

Graben. Wenn man den Getreidmarkt und ſeine Umgebung betrachtet, ſo bleibt kein Zweifel, daß da die Laimgrube war; der Ziegelſchlag erſtreckte ſich bis an die Wien. Vor der türkiſchen Belagerung ſtand aber dort herum noch das Spital St. Merten, und Kirche und Kloſter St. Theobald (Diepold); weiter gegen die Stadt mehrere ſogenannte Frauenhäuſer. Auf der Anhöhe ober der Laimgrube ſtanden Windmühlen; die Gegend, wo das Theater ſteht, hieß der Saugraben. Der Magdalenagrund hat ſeinen Namen, weil er zur Magdalenacapelle am Stephansfreithof geſtiftet war; ehe da aufgeräumt und beſſere Häuſer gebaut worden, hieß er das Ratzenſtädtel. Vom rechten Ufer der Wien bis hinüber an die Donau waren durchaus Weingärten. Herrn von Gumpendorf waren ſchon vor 700 Jahren bekannt; unter den Römern in der alten Vindobona muß es eine ausgezeichnete Gegend geweſen ſein, indem man da ſehr viele römiſche und auch jüdiſche Denkmähler gefunden. Nicht ferne von Gumpendorf ſtand das Dorf Schöff, wo ſchon in jener Zeit, die zu Lande heimkehrenden oberöſterreichiſchen Schiffleute (Schöffleute) ihre Herberge hatten; heute iſt es Mariahilf. Von da rechts hinüber durch alle Schottengründe, die Joſephſtadt, Alſervorſtadt, bis wieder zur Donau, war unter Ferdinand, wenige Wohnungen abgerechnet, Alles nur Feld. Aeltere Menſchen haben das Schottenfeld und das Breitenfeld noch ganz ohne Häuſer geſehen, wo jetzt über 20,000 Menſchen wohnen. Was jetzt Spitelberg heißt, war ein Theil der

Hutweide auf dieſer Seite; Wolf Kirchberger ein Wienerbürger übernahm ihn in vieljährige Pachtung, baute ſich einen Maierhof, cultivirte den Grund, wodurch ihm ein Stück davon entbehrlich wurde, das er auf Bauplätze zertheilte. Kroaten und Ungarn ſiedelten ſich vorzüglich da an; ſo entſtand der Namen Kroatendörfel, welcher blieb, bis es an das Bürgerſpital kam. Die Vorſtadt St. Ulrich hieß einſt das Gut Zaismannsbrunn, und gehörte dem reichen Wienerbürger Dietrich, der noch unter den Babenbergern dort eine Kirche zu Ehren des Augsburgerbiſchofs St. Ulrich 1211 baute und mit Stiftungen verſah. Das Stift Schotten tauſchte ſie 1302 gegen Mariaſtiegen ein; unter Ferdinand lag ſie in Trümmern. Ein Sturmwind hatte ſie 1474 eingeſtürzt, der Pfarrer, ſein Caplan und über 30 Menſchen wurden erſchlagen. Die jetzigen Häuſer Nr. 4, 5 und 6 von St. Ulrich bildeten ein Ritterſchloß, mit einem Graben umgeben, Neudeck genannt, deſſen Gründe bis zu der eiſernen Frauenſäule am Stadtgraben neben dem Burgthor reichen; auch ſeit 1695 dem Stift Schotten gehörig. Am ganzen Altlerchenfeld, Strozziſchen Grund und Joſephſtadt, wo jetzt 19000 Menſchen wohnen, ſtand unter Ferdinand nichts als ein großer Maierhof, der rothe Hof genannt; gegenwärtig in 12 Häuſer zerſtückt. Ob das Lerchenfeld vom Lerchenfang oder von einem dageſtandenen Lerchenwald den Namen hat, iſt zweifelhaft; doch letzteres wahrſcheinlicher, weil in Urkunden der Ausdruck das dürre Lerchenfeld vor-

dem Schaden, den es bei der türkiſchen Belagerung gelitten. Der obenerwähnte Schottner Schulmeiſter Wolfgang Schmelzel ſtellt in ſeinem, eben in Ferdinands Todesjahr geſchriebenen Lobgedicht auf Wien ein Bild von deſſen wiedergekehrten Wohlſtand auf. Er beſchreibt ſeine Ankunft über die Brücken herein; in der Schottenau ſah er große Herren mit goldenen Ketten, die auf türkiſchen und ſpaniſchen Pferden Ritterſpiel trieben, dann viele Bürger und Kaufleute, die ſpazieren ritten und gingen. Bei der Schlagbrücke ſah er die Galeeren, deren Mannſchaft im Feuer exercirte, und die ſo ſchnell ſtromaufwärts fuhren, daß er ſich verwunderte; auch großen Handel auf der Donau ſah er.

»Der Kaufleut' Knecht, die zogen,
Trugen voll Geld, daß ſie ſich bogen. — — —
Wer ſich zu Wien nicht nähren kann,
Iſt überall ein verdorbner Mann.
Wie mancher fremder armer Knecht
Fand Ehr' und Gut zu Wien mit Recht. — — —
Mehr Muſikus und Inſtrument
Find't man gewiß an keinem End. — — —
Und wie ich d'ſah die Stadt mit Fleiß,
Glaubt ich, ich ſei im Paradeis.«

Maximilian II.

Viele Staatsmänner halten Theilungen großer Monarchien unbedingt für nachtheilig, doch thaten es die ausgezeichneteſten Herrſcher, Carl der Große,

Theodoſius, Conſtantin der Große, Diocletian. Es hatte allerdings üble Folgen; allein, wenn wir die Geſchichte aufmerkſam betrachten, entſprangen dieſe üblen Folgen nicht ſowohl nothwendig aus der Theilung ſelbſt, als aus dem Mangel des Herrſchertalentes bei den Nachfolgern. Wenigſtens fand die Welt ſich nichts gebeſſert, als Conſtantius die ganze Monarchie ſeines Vaters Conſtantin des Großen wieder vereinigte, und als Carl der Dicke alle Kronen Carls des Großen in Händen hatte. Dagegen waren Theodorich, Otto I., Friedrich I., Carl V. mit ihrem Theil der fränkiſchen Monarchie große gefürchtete Herrſcher. Carl V. theilte ja ſelbſt mit ſeinem Bruder, noch ehe dieſer König von Ungarn und Böhmen war.

Solche Betrachtungen, und die Ueberzeugung von den vortrefflichen Eigenſchaften ſeiner Söhne, haben ohne Zweifel auch Ferdinand I. bewogen, ſchon 1554 eine Anordnung zu treffen, kraft welcher ſein Erſtgeborner, Maximilian in Ungarn, Böhmen, Oeſterreich, Mähren und Schleſien, der zweite, Ferdinand in Tirol, Vorarlberg, und den übrigen Beſitzungen in Schwaben und Elſaß, der dritte, Carl in den drei inneröſterreichiſchen Herzogthümern Steier, Kärnthen und Krain dem Vater nach ſeinem Tode nachfolgten. Würdig zeigten ſich alle drei der hohen Stellen, wozu ſie berufen waren.

Maximilian II. bei ſeinem Regierungsantritt ſchon 37 Jahr alt, war wie ſein Vater auch in Spa-

nien erzogen, und von den gelehrteſten Männern unterrichtet. Dieſer ſeltne Fürſt verband mit den ausgezeichneteſten Gaben des Geiſtes und des Gemüthes auch, gleich ſeinem Vater vorzügliche körperliche Schönheit. Er zeigte ſich ſchon in jungen Jahren ſo verſtändig und tapfer, daß Carl V. bei ſeiner oftmaligen langen Abweſenheit von Spanien, nicht dem eigenen, ſelbſt um einige Monate älteren Sohn **Philipp**, ſondern unſerm Maximilian die Statthalterſchaft anvertraute; auch ſein liebſtes Kind **Maria** ihm zur Gemahlinn gab. Bei dem Ruf, der vor ihm herging, fand er wenig Anſtand, den Kaiſerthron zu beſteigen, und er behauptete ihn rühmlich während ſeiner ganzen, leider nur kurzen Regierung.

Ferdinand konnte in ſeinem ganz katholiſch und ruhig gebliebenen Tirol ſich ungeſtört ſeiner Neigung für Künſte und Kenntniſſe überlaſſen. Die Ambraßer Sammlung, beſonders ihre Kunſtwerke und Manuſcripte, geben ein redendes Bild von dieſem ſeltnen Fürſten. In eben dieſer Sammlung befindet ſich das Porträt ſeiner erſten Gemahlinn Philippine Welſerinn, an deſſen Aehnlichkeit man alſo nicht zweifeln darf. Es zeigt keine ſo blendende Schönheit, um der Schönheit wegen allein eines Kaiſers Schwiegertochter zu werden, man darf glauben, daß vorzüglich nur gebildeter Geiſt und edle Sitte die Bürgerstochter auf den Thron gehoben haben.

Carl vertheidigte tapfer ſeine ſtark bedrohte

Gränze gegen die Türken, war ein musterhafter Familienvater, ein trefflicher Gesetzgeber. Zu einer Zeit z. B. wo man in ganz Deutschland, ja wohl in ganz Europa an Goldmacher, Wahrsager, Zauberer und Hexen glaubte, findet man in seinem Landrecht (Polizei- und Strafgesetz) die unerwartete, und einen, seinem Jahrhundert vorleuchtenden Geist verrathende Anordnung, Leute, welche das Volk glauben machen, daß sie übernatürliche Kräfte und geheime Wissenschaften besitzen, sollen als Betrüger streng bestraft werden. Von ihm ist auch das Gesetz, daß kein Richter auf Spielschulden erkennen soll; daher wurden sie Ehrenschulden genannt. Seine Kleiderordnung setzt eine Pracht bei allen Ständen voraus, wie man sie in neueren Zeiten kaum glaublich findet, und diese Pracht gibt Zeugniß von dem allgemeinen Wohlstande unter seiner Regierung.

Maximilian wurde mit allgemeinem Jubel empfangen, als er bereits zum König von Böhmen erklärt, mit seiner Gemahlinn noch bei Ferdinands Lebzeiten nach Wien kam. Unter vielen öffentlichen Freudenbezeugungen war eine, die gleichmäßig den Reichthum, die Kunsterfahrenheit und den grandiosen Sinn der Wiener beweiset; der Stephansthurm war von unten bis an die Spitze mit Laternen beleuchtet. Mit Maximilians zahlreichem Gefolge kam auch ein Elephant, der erste in Wien. Man kann sich den Zulauf denken, die Abbildung dieses Elephanten war noch in unsern Tagen am untern Eckhaus des Grabens zu sehen.

Maximilian II., als er zur Regierung kam, nahm ſich ſeinen Ahnherrn Maximilian I. und ſeinen Vater Ferdinand I. zum Muſter. So wie der Erſte arbeitete er darauf hin, die Türken nicht nur aus Ungarn, ſondern ganz aus Europa zu treiben, und wie der Andere ließ er es ſich ſorgfältig angelegen ſein, die getrennten chriſtlichen Religionsparteien wieder zu vereinigen. Um dieſe ſeine großen Abſichten zu erreichen, ſchloß er ein Bündniß mit Rußland und ſchickte Geſandte nach Perſien. Die Wiedervereinigung der Chriſten hoffte er mit großer Zuverſicht. Er hatte Verfolgung der Proteſtanten nie geübt, ſelbſt nie geäußert. Er glaubte ſie damit ſich geneigt gemacht zu haben. Um ſie von ſeiner Unparteilichkeit zu überzeugen, geſtattete er der Stadt Wien und dem Landadel freie Religionsübung. Im Auslande hatte ſein Bemühen Erfolg; Rußland und Perſien erklärten ſich bereit zu gleichzeitigem Angriff. Nicht ſo gut ging es im deutſchen Reich, und eben ſo wenig in den Erbſtaaten. Der religiöſe Proteſtantismus war in den politiſchen übergegangen; man ſchrieb und predigte nicht mehr um zu lehren, ſondern um ſeinen Anhang zu vergrößern; es war nicht mehr ſo viel darum zu thun, ſich des Papſtes und der Beſchränkungen der katholiſchen Lehre zu entledigen, als vielmehr die Macht des Kaiſers und alle Schranken niederzuſtürzen. Das Beiſpiel der Fürſten, welche Klöſter öffneten, was nicht ſelbſt davon lief, verjagten, die Güter einzogen; das Beiſpiel von Biſchöfen und Prälaten, welche das

Kirchengut in ihr Eigenthum verkehrten, wirkte gewaltig. Die Luſt, ſich an fremdem Gut zu vergreifen, wurde allgemein. Derſelbe Geiſt, welcher allerwärts und jederzeit bei Revolutionen ſich zeigt, beherrſchte auch damals die Neuerer. Unaufhörliche Klagen über Unterdrückung, Verfolgung, Deſpotismus, mit keiner Schonung, keinem Zugeſtändniſſe zu ſtillen; dann bei erreichter Macht feindſelige Unterdrückung, grauſame Verfolgung, eiſerner Deſpotismus.

Als Maximilian den Fürſten des deutſchen Reiches ſeine Abſicht, die Türken aus Europa zu vertreiben vortrug und ihnen zeigte, daß bei der Schwäche des Sultans Selim, bei der inneren Zerrüttung Frankreichs, das Unternehmen in Verbindung mit Rußland und Perſien nicht mißlingen könne, wenn ſie ihm ein bedeutendes Heer beiſtellten; da fand er das Reich, von innerem Zwiſt zerriſſen, weniger als je eines einmüthigen Entſchluſſes fähig. Die Proteſtanten antworteten ſogar in der Blindheit des Haſſes, ſie hätten von den Türken weniger zu beſorgen als von dem Papſte. Und in eben dieſem Geiſte riethen die bereits größtentheils proteſtantiſchen Stände Oeſterreichs lieber die Jeſuiten zu vertreiben als die Türken.

So ſah ſich denn der Kaiſer außer Stande, ein deutſches Heer aufzubringen. Auch von dem mächtigen Spanien hatte er keinen Beiſtand zu erwarten; denn Philipp II. konnte während ſeiner ganzen langen Regierung den Vorzug nicht vergeſſen, den

Carl V. dem jungen Maximilian zugeſtanden hatte; und es ſtimmte deſſen ſanfte Behandlung der Proteſtanten mit der rauhen Strenge Philipps gegen ſie ſchlecht zuſammen. Maximilian verſchob ſeine große Idee auf beſſere ruhigere Zeiten, die er nicht erlebte; ſchloß Frieden mit Selim und Zapolya und wendete ſich mit deſto größerem Eifer zu ſeiner zweiten Abſicht, zur Vereinigung der Religionsparteien. Leider eben ſo vergeblich! Es iſt eine ſonderbare, und doch faſt allgemeine Eigenheit der Menſchen, daß man diejenigen vorzüglich liebt, denen man Gutes erwieſen, ſo wie man vorzüglich jene Blumen pflegt, die man ſelbſt gepflanzt; dagegen aber mit Solchen ſich nicht leicht aufrichtig verſöhnt, denen man groſſes Unrecht angethan. Man fürchtet immer Wiedervergeltung, und wo man ſich überzeugt, daß der Beleidigte großmüthig oder um Gotteswillen vergeben hat, findet man ſich gedemüthiget. Dem ſtolzen Menſchenkind iſt Demüthigung unerträglich, er ſucht Gründe den Beleidigten zu haſſen, damit das zugefügte Unrecht gerechtfertiget erſcheine. So entflammten die proteſtantiſchen Prediger überall den Haß gegen die Katholiken, indem ſie die Unwiſſenheit, Zuchtloſigkeit, die Habſucht und den Stolz der Geiſtlichen, die Ueppigkeit, Trunkenheit, Spielſucht, Kleiderpracht der Laien mit den lebendigſten Farben ſchilderten. Die katholiſchen Prediger fehlten nicht weniger, indem ſie Gleiches mit Gleichem zu erwiedern trachteten, und allen möglichen Schimpf über ihre Gegner ausgoſſen. Wechſelweiſe übergaben ſie

einander als Götzendiener und Ketzer der Hölle, und das Evangelium der Liebe wurde mit erbittertem Haß gepredigt. Ueberdieß waren die Protestanten schon in Secten zerfallen, die von einander weiter abstanden als die Lehre Luthers von der katholischen, und wollten von dem Kirchengute nichts zurück erstatten; die Katholiken dagegen wollten nicht erkennen, daß die ihnen gemachten Vorwürfe nicht ganz ungegründet waren, und konnten keinen Verlust verschmerzen, um des Kaisers heilsame Absicht damit zu befördern. So wurde von keiner Seits seinen Bemühungen entgegen gekommen.

Maximilian hielt indessen streng auf den Landfrieden in Oesterreich sowohl als im deutschen Reiche. Wilhelm von Grumbach und zwei andere fränkische Edelleute ermordeten den Bischof von Würzburg. Daß der Ermordete ein katholischer Bischof war, galt bei Johann Friedrich, Herzog von Sachsen für zureichenden Grund, die Mörder in Schutz zu nehmen. Man warnte ihn, daß er dadurch Theilnehmer an dem Verbrechen des Landfriedensbruches werde, man forderte die Auslieferung der Mörder; er verweigerte sie und rüstete sich. In die Acht erklärt, widersetzte er sich mit gewaffneter Hand. Er wurde geschlagen, gefangen, die drei Mörder hingerichtet; er des Herzogthums entsetzt, und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Auf einem offenen hohen Wagen, einen Strohhut auf dem Kopf, von Reitern umgeben, wurde er im Mai 1567 durch ganz Wien vom rothen Thurm bis in die Burg und

von da in ſein Gefängniß zu Stadt Steyer geführt, wo er ſein Leben nach 28 Jahren beſchloß. Wenn ein theilnehmendes Herz von dieſem Schauſpiel des Unbeſtandes irdiſcher Hoheit ſich beklemmt fühlt, ſo wird es treue Liebe wieder erquicken. Des Herzogs Gemahlinn die Pfalzgräfinn Eliſabeth hat durch 28 Jahre ſeine Gefangenſchaft bis zu ſeinem Tod mit ihm getheilt.

Das Beſtreben nach Religionsveränderung wurzelte auch in Frankreich, und trug bald ſeine böſe Frucht, den Bürgerkrieg. Der Fanatismus, welcher den Bürgerkrieg ſchrecklicher macht als jeden andern, erzeugte die gräuliche Bartholomäusnacht zu Paris, in welcher Proteſtanten, wo man ſie fand, erſchlagen und erſchoſſen wurden. Man ſagt, daß Heinrich, der jüngere Bruder des ebenfalls noch jungen Königs Carls IX., ein vorzüglicher Urheber dieſer Miſſethat im Großen war, welche den Katholiken zu gerechtem Vorwurf und höchſten Nachtheil gereichen mußte; wie ſie denn auch der Kaiſer laut und ſtreng mißbilligte. Neun Monate ſpäter wählten die Pohlen, nachdem mit Sigmund Auguſt, Ferdinands I. Schwiegerſohn der Stamm der Jagellonen ausgeſtorben war, dieſen franzöſiſchen Prinzen Heinrich zum König, und er nahm Beſitz von dieſer Krone. Nach einem Jahr jedoch 1574 ſtarb ſein älterer Bruder Carl IX., und der Thron von Frankreich war für ihn erledigt. Beide Reiche konnte er nicht vereinigen, Paris gefiel ihm beſſer als Krakau, eine hohe Meinung von ſich ſelbſt machte ihn glau-

ben, daß die Pohlen ihn mit gutem Willen nicht würden ziehen laſſen; er wußte ſich alſo keinen beſſeren Rath als der Welt das ſeltſame und komiſche Schauſpiel zu geben, daß er verkleidet, Pflaſter über einem Auge, mit falſchem Bart, bei Nacht einem Königreich davon lief. Er kam nach Wien, Maximilian empfing ihn als Heinrich III. König von Frankreich. Während den fünf Tagen ſeiner Anweſenheit war täglich Jagd, Vormittag im Thiergarten des Neugebäudes bei Simmering, Nachmittag im Prater, Mittags große Tafel, Abends Ball bei Hof. Heinrich III. hatte alle Eigenſchaften eines galanten Prinzen, ſehr wenige eines würdigen Königs; in dem Bewußtſein ſeines Antheils an der Bartholomäusnacht, plagte ihn überall die Furcht, von den Proteſtanten ermordet zu werden. Er wurde daher von dem reichen und gewaltigen kärnthneriſchen Freiherrn Khevenhüller mit großem Gefolge bis an die Gränze des Venetianiſchen Gebietes begleitet. Er entging ſeinem Schickſal doch nicht. Mit drei Brüdern ſtarb das regierende Haus Valois in Frankreich aus. Franz II. lebte an der Seite der ſchönen Maria Stuart durch zwei Jahre ein freudenvolles glänzendes Leben, als er 1560 in blühender Jugend kinderlos ſtarb, und Maria weinend in die Nebel von Schottland zurückkehrte. Carl IX. folgte als König; 1570 zu Ende Novembers vermählte er ſich mit Eliſabeth, Maximilians II. Tochter, und ſtarb am 20. Mai 1574 nach kurzer kinderloſer Ehe. Nun kam die Krone auf Heinrich III. Stürmiſch und un-

glücklich war ſeine fünfzehnjährige Regierung, er mußte von Paris flüchten, ermordete die, um Thron und Reich hochverdienten Guiſen, wurde excommunicirt, ſchlug ſich verzweifelnd zu den Proteſtanten, belagerte mit ihnen Paris, und wurde von einem Katholiken ermordet. Welch ein Schickſalswechſel zwiſchen dem älteſten Bruder und dem jüngſten!

Die Königinn Eliſabeth, Maximilians Tochter, war mit 20 Jahren Witwe geworden. Philipp II. und Heinrich III. boten ihr Hand und Thron an, ſie ſchlug beide aus, und ging nach Wien, um ein Kloſter zu ſtiften, und da ihr Leben zu beſchließen. Sie that das nicht aus witiblichen Schmerz, denn Carl IX. war nicht gut, und von höchſt unangenehmer Bildung; ſie that es aus frommen Eifer. Ihre Koſtbarkeiten machte ſie zu Geld, und verwendete all ihr Hab und Gut, um das Kloſter für 60 Nonnen mit unbeweglichen Gütern zu ſtiften. Sie kaufte das Haus des ſiegreichen Vertheidiger Wiens Grafen Niklas Salm und das Hofkircheniſche Haus daneben, eine Gräfinn Kuhn ſchenkte ihren daran ſtoßenden Garten dazu. Der Königinn Oheim Carl Erzherzog von Inneröſterreich überließ ihr die ihm zugefallene Stallburg, welche an der obern und untern Ecke mittelſt einer Mauer mit dem Kloſtergarten und Gebäude verbunden wurde. Da wohnte Eliſabeth während des Baues, da wohnten auch die 1580 unter der Obedienz des Beichtvaters der Königinn von München gekommenen erſten ſieben Nonnen. Der ganze Bau des Kloſters und der Kirche wurde

erſt im October 1582 fertig. Die Kirche wurde zu Ehren Mariä der Königinn der Engeln eingeweiht, daher und weil das Kloſter von einer Königinn geſtiftet war, hieß es das königliche Kloſter. Sie ſetzte die erſte Abtiſſinn Urſula von Kühbach ein; die Nonnen bezogen das Kloſter am 27. October 1582. Am 4. December darauf verließ Eliſabeth die Stallburg, zog in das Kloſter, nahm den Schleier, und lebte als eifrige und gehorſame Nonne, bis ſie am 22. Jänner 1592 im 38. Jahr ihres Alters ſtarb. Ihr Lieblingsbild, das ſie aus Frankreich mitgebracht, eine getreue Copie jenes Bildniſſes zu Rom, welches man dem Evangeliſten Lucas zuſchreibt, und vor dem ſie bei den Gräuelſcenen, welche ſie in ihrem kurzen traurigen Eheſtand erlebte, oft Troſt gefunden, ließ ſie der Abtiſſinn. Dieſes Bild befindet ſich jetzt auf dem Hochaltar der Auguſtiner Pfarrkirche. Nach 200 Jahren 1782 hob Joſeph II. das Kloſter auf, die Verbindungsmauern mit der Stallburg wurden abgebrochen, Kirche, Kloſter und Garten verkauft. An ihrer Stelle ſtehen jetzt die Kirchen der Evangeliſchen und der Reformirten, und der Pallaſt auf dem Joſephsplatz, den Graf Fries erbaute. In dem erſten Hof dieſes Pallaſtes iſt noch ein Baum des Kloſtergartens erhalten.

Bei Erwähnung der Anweſenheit Heinrichs III. von Frankreich in Wien iſt das erſtemal der Namen Prater vorgekommen. Maximilians II. einziges Vergnügen war die Jagd; um ſich nicht weit von der Stadt und ſeinen Regierungsgeſchäften zu entfernen,

kaufte und pachtete er einen von Donauarmen umſchloſſenen Theil der weitläufigen um dieſen Strom noch beſtehenden Auen; und ſperrte ihn als Jagdbezirk. Da er in Spanien erzogen, und die ſpaniſche Sprache ihm die geläufigſte war, iſt es ganz natürlich, daß er dieſen Jagdbezirk la Pradéra nannte, was im Spaniſchen die Aue heißt. Somit wiſſen wir woher der Namen Prater kommt; den der gemeine Mann in Wien richtiger Prader nennt. Kloſterneuburg überließ dem Kaiſer die Venedigerau, wo er für ſeine Jäger und Hunde Häuschen und Hütten erbaute; ſo entſtand die Jägerzeil. Um auch im Gebirg zu jagen, baute er ein Jagdſchlößlein unweit von Schönbrunn und einen Hundsthurm. Sein älteſter Sohn Rudolph II. ſchenkte es dem Kriegszahlmeiſter Gattermayer, daher das Wäldchen daneben noch das Gatterhölzel heißt. Sein jüngerer Sohn Mathias entdeckte 1619 die vortreffliche Quelle in jener Gegend, baute ein größeres Schloß und nannte es Schönbrunn.

Die Pohlen citirten ihren entlaufenen König; und da er am beſtimmten Termin nicht erſchienen war, ſetzten ſie ihn förmlich ab. Die Wahl eines neuen Königs war ſehr ſtreitig. Der Senat wählte den Kaiſer; dieſer aber wünſchte vielmehr, die Krone auf das Haupt eines ſeiner jüngeren Söhne zu bringen. Das verlängerte den Streit. Endlich drang die Meinung des zahlreichen Adels durch; des verſtorbenen Königs Sigmund Auguſt bejahrte Schweſter Anna wurde gewählt, und ihr der ta-

pfere und ſtaatskluge Stephan Bathory, Fürſt von Siebenbürgen zum Gemahl beſtimmt. Hätte nicht die Furcht vor Abhängigkeit von Oeſterreich die Pohlen zu dieſem Schritt vermocht, ſo würde wahrſcheinlich durch die Mitwirkung der zahlreichen und kriegeriſchen Nation Maximilian, auch ohne Beihülfe der Deutſchen ſich ſtark genug gefühlt haben, ſeine große Abſicht gegen die Türken auszuführen. Früher konnte er auf keine Mitwirkung der Pohlen rechnen, denn Sigmund Auguſts Schweſter Iſabella war die Gemahlinn Zapolya's, und dieſer vom Vater und Großvater her ein Verbündeter der Türken. Auch jetzt mußte der Kaiſer auf ſolche Mitwirkung Verzicht leiſten; denn Bathory, der nach Zapolyas kinderloſem Tod durch freie Wahl der Nation Fürſt von Siebenbürgen wurde, ſtand unter türkiſcher Oberhoheit. Indeſſen war Bathory ſtaatsklug genug, um die Schwäche Selims in Berechnung zu ziehen, und ſich zum Frieden geneigt zu zeigen; Maximilian ſah in der Ferne die Möglichkeit, noch einen Verbündeten an ihm zu gewinnen; widerſetzte ſich daher ſeiner Erhebung auf den pohlniſchen Thron in keiner Weiſe, ſondern ſchloß vielmehr Frieden auf 20 Jahre zwiſchen Oeſterreich und Siebenbürgen.

Weder die wichtigſten Staatsgeſchäfte, noch die entſchiedene Neigung für die Jagd verhinderten Maximilian, viele treffliche Verordnungen für die Stadt Wien zu erlaſſen. Die merkwürdigſten ſind, die Regulirung der Maße und Gewichte, der Goldſchmied- und Zinngießer-Proben, die Marktordnung, die

Aufstellung eines Protomedicus, und schon damals die Ermunterung der Holzzufuhr. Ungeachtet früherer Verordnungen für Ausräumung der Donau von Stöcken und rauhen Bäumen, und für Einhaltung der alten Treppelwege wälzte sich der Strom doch immer mehr gegen das Marchfeld hin; und man mußte sich zu einer großen Unternehmung entschließen, wenn der Wienercanal nicht bald ganz trocken liegen sollte. Maximilian vertraute sie dem gelehrten Mathematiker und vielerfahrenen Reisenden Ferdinand Freiherrn von Hoyos und Stichsenstein *). Nach Absperrung des Wassers wurde der Wienercanal durch Menschenhände tiefer ausgehoben, am Ende der Brigittenau ein Durchschnitt gemacht, und mittelst eines mächtigen Sporns wieder ein schiffbarer Arm herein bis an die Wälle geleitet.

Wenn man Maximilians und seines Vaters und seines Bruders Carl Verordnungen gegen den Luxus liest, so weiß man nicht, soll man sich mehr über die Verschwendung oder über den Reichthum verwundern. Die Edelfrauen sollten zu einem Turnier nicht mehr als höchstens vier mit Edelsteinen besetzte Kleider mitbringen; den Bauern wurde verboten Perlen und Gold auf ihrer Kleidung zu tragen. Im Verhältniß zu diesem Aufwand standen auch die Gastereien, und das hohe Spiel bei allen Ständen.

---

*) Dieses Stichsenstein ist wahrscheinlich das Stammschloß der Familie Trautmannsdorf, die sich vor Alters Stuchs von Trautmannsdorf schrieb.

Man ſtelle ſich doch einmal lebhaft vor, daß entweder die unſelige Religionsſpaltung niemals eingetreten, oder daß Ferdinands I. anhaltende redliche Bemühungen nicht an den hochfahrenden Unternehmungen ſeines Bruders, an dem Stolz und der Halsſtarrigkeit Philipps II. an den Liſten Frankreichs, an ſecundären Fragen um zeitliches Gut geſcheitert wären; oder daß es dem ſanften, klugen, tapfern Maximilian II. gelungen hätte, die Parteien zu verſöhnen, oder wenigſtens ſie auf kurze Zeit zur Hintanſetzung ihres Privatvortheils, ihrer Privatleidenſchaft für ein großes allgemein beglückendes Unternehmen zu vermögen; — wie ganz anders wäre das nächſte Jahrhundert verfloſſen! wie ganz anders ſtände es in Deutſchland und Ungarn! Ströme von Blut ſind da noch durch 110 Jahre nach ſeinem Tode vergoſſen, Menſchen und Schätze hinweg geſchleppt worden. Gleiches Schickſal hat Deutſchland getroffen, ganze Landſtriche ſind durch Mord und Brand entvölkert, unzählige Kunſtwerke und Herrlichkeiten geraubt, zerſtört worden, die Menſchen verwilderten, Künſte und Wiſſenſchaften ſind weit zurück geſchritten. Als ob Maximilian alle die ſchrecklichen Bilder im Geiſte vorgeſchwebt hätten, ſo unabläſſig war er für ſeine großen Abſichten bemüht. Sie haben ihm nicht gelungen! Man hätte auf ſeinen Grabſtein ſetzen ſollen: In ganz großen Dingen iſt es genug ſie gewollt zu haben.

Als vorſichtiger Regent war er beſorgt, ſeinem älteſten Sohn die Nachfolge zu ſichern. Ungarn war

abgeneigt. Hiezu kam endlich Stolz, der nicht erheitert, nicht beglückt, nur entfremdet. Dem Stolzen erscheinen die Menschen zu tief, und die Menschen finden ihn zu hoch gestellt; sie lassen ihn allein stehen. Es ist aber dem Menschen nicht gut allein zu sein. Von diesem Stolz gab er ein Beispiel, als Heinrich III. von Frankreich sich fünf Tage in Wien aufhielt. Weil Heinrich zwar schon 2 Jahre König von Pohlen, doch noch nicht gekrönter König von Frankreich, Rudolph dagegen, zwar auch nicht gekrönt, doch schon seit einem Jahre König von Ungarn war, konnte er es nicht über sich vermögen, dem Gast den Vortritt zu gestatten; und blieb während Heinrichs Anwesenheit in Preßburg.

Eines seiner ersten Geschäfte, nachdem er mit 24 Jahren den Thron bestiegen, war Tycho Brahe aus Schweden herbei zu rufen, und sich von diesem großen Astrologen das Horoskop stellen zu lassen. Er fand einen Trost in der Vorstellung, daß er selbst, noch ein Jünger der hohen Wissenschaft, in seinen Berechnungen sich geirrt haben, und Brahes Vorhersagungen günstiger sein könnten. Es war nicht der Fall; Alles, was der große Astrolog aus der Stellung der Sterne bei Rudolphs Geburt herausbrachte, war, daß er in Gefahr stehe, von seinen nächsten Verwandten ermordet zu werden.

Rudolph eilte nun von Wien, wo seine Brüder wohnten, ernannte Ernst den ältesten von ihnen zum Statthalter von Oesterreich, und verlegte seine Residenz nach Prag. Hier verschloß er sich in

die weitläufige Burg. Tycho Brahe und der berühmte Mathematiker Keppler, wohnten bei ihm; mit ihnen unterhielt er sich gern, noch lieber mit Goldmachern und Schwarzkünstlern, die sich aus fernen Ländern bei ihm versammelten. Die Hofnarren hatte er abgestellt, und an diesen Leuten für plumpen aufrichtigen Spaß langweiligen betrügerischen Ernst eingetauscht.

So lange Rudolph noch jung war, freuete es ihn, im Innern der Burg wohlverwahrte Gärten anzulegen. Unter den mancherlei Wissenschaften, die er sich eigen gemacht, war auch Botanik; viele seltne Blumen und Sträucher, von fern her in unsre Länder gebracht, blühten in seinen Gärten, welche die gelehrten Männer mit kunstreichen Grotten, Wasserspiegeln und anderen Sonderbarkeiten zierten; ein metallener Springbrunnen, dessen zurückfallende Tropfen Töne gaben, stand wenigstens vor 40 Jahren noch an seiner Stelle. Kostbare Bildhauerarbeiten, Meisterstücke des blühenden griechischen Alterthums, z. B. der Sarg mit der Amazonenschlacht, ein Sohn der Niobe u. d. gl. vollendeten die Zierde dieser Gärten. Ueberhaupt kaufte Rudolph mit geübtem Kennerauge und freigebiger Hand unzählige Kunstwerke, aus welchen wie Hormayr sagt, die in den Tagen der Klösteraufhebung und Casernenstiftung unverantwortlich zersplittete Rudolphinische Schatzkammer in Prag bestand. Den berühmten, in dem Wiener Münz- und Antiken-Cabinet befindlichen Onyx, die Apotheose Augusts, welchen man für den vorzüglichsten antiken geschnit-

tenen Stein in ganz Europa hält, kaufte er um 12,000 Ducaten; eine große Summe Geldes für jene Zeit, wenn man bedenkt, daß einige Jahre später Bathory Siebenbürgen gegen 50,000 Ducaten abtrat. Eine Hauskrone, das Symbol der Macht über alle seine Reiche, ließ Rudolph zusammensetzen, die mehr als 20,000 Ducaten kostete. Künstler arbeiteten in seinen Gemächern; er selbst war ein vorzüglicher Mahler, und besaß auch in vielen kunstreichen Gewerben besondern Geschmack und mechanische Fertigkeit. Aber auch in dieser Liebe zur Kunst zeigte er seinen düsteren Geist und harten Sinn. Stundenlang konnte er sitzen ohne Laut und Bewegung, und einem Mahler oder andern Künstler zusehen, oder auch in die Betrachtung eines vorzüglichen Kunstwerks sich versenken. Wer ihn aber da ansprach oder ein Geräusch machte, dem warf er Gemählde, Uhren, Silbergefäße, was ihm in die Hand fiel, zum Kopf.

So wie Kunstwerke wurden auch alle damals bekannten mathematischen und physikalischen Instrumente in möglichster Vollkommenheit angeschafft, um die Kräfte der Natur zu erforschen; nebst dem ungeheure Fernröhre, gewaltige Magnete, runde Spiegel verschiedener Art. Man kann sich leicht vorstellen, in welcher Kindheit die Kenntnisse des Magnets und der Elektricität noch lagen, da man sie heutzutage noch nicht majorenn sprechen kann, und der Galvanismus nebst dem thierischen Magnetismus noch hinzutrat, um die Aufgabe schwieriger zu machen. Dee ein Engländer, der davon etwas mehr gewußt haben

mag, als noch in Deutſchland bekannt war, kam nach Prag, und kündigte ſich dem Kaiſer als Magier an. Mit Hülfe ſeiner beſonderen Kenntniſſe und optiſcher Spiegelfechtereien machte er ihn eine Zeit lang glauben, daß er Zauberkünſte beſaß. Rudolph ſchloß ſich mit Brahe und Keppler ein, um über dieſe Erſcheinungen zu ſtudieren. Die meiſten wurden durchſchaut; Dee fand es ſeines Vortheils, auch die übrigen zu erklären. Dadurch ward er dem Kaiſer werth, der den Ruf dieſes Magiers benutzte um vorzugeben, daß er einen Zauberſpiegel beſitze, der ihm das Fernſte zeigt, und einen Magnet, der ihm die geheimſten Gedanken verrathe. Manche, ſelbſt bedeutende Männer, glaubten es wirklich, ſo ganz war die Zeit in dieſem Wahn verſtrickt; Alle aber wußten, daß es nicht rathſam ſei, Zweifel dagegen zu äußern.

Mit noch größerem Eifer warf ſich Rudolph auf die geheime und hohe Kunſt Gold zu machen. Der allgemeine Durſt nach Gold hat die Jünger dieſer Kunſt, ſein Geld durch den Rauchfang zu jagen, bis in unſere Tage erhalten. Von der in dem kaiſerlichen Münzcabinet befindlichen großen ovalen Medaille, welche am obern Ende Silber, am untern Gold iſt, glauben nicht Wenige noch feſt, daß ein vollendeter Adept, dem man nicht Zutrauen genug geſchenkt, ſie bei ſeiner Entfernung zum Beweis ſeiner Kunſt, Silber in Gold zu verwandeln, zurückgelaſſen. Es ging aber bei dieſer Medaille ganz natürlich zu. Sie iſt aus güldiſchem Silber gegoſſen;

nothwendiger Weiſe mußte beim Guße das ſchwerere Gold ſich abwärts ſenken. Es mag an der vorgegebenen Geſchichte etwas Wahres ſein, wie faſt an jeder Lüge; es mag ein Adept ſie gegoſſen, und eben damit die Täuſchung gewiſſer gelinge, die ovale Form gewählt haben. In der Mitte der Medaille ſind beide Metalle vermiſcht.

Es fehlt auch noch heutzutage nicht an Büchern, worin das Verfahren, Blei in Gold zu verwandeln, ganz umſtändlich nachgewieſen wird; allein in einer Sprache, die von Blatt zu Blatt immer dunkler wird, und am Ende ſich in räthſelhaftes Dunkel verliert. Man hat ſeit mehr als dreihundert Jahren verſucht dieſe Räthſel zu löſen. Viele ſind darüber arm geworden, doch Gold iſt nicht zum Vorſchein gekommen. Heftiger als durch todte Bücher iſt Rudolph durch das lebendige geheimnißvolle Wort angeblicher Adepten ergriffen worden. Nach langen Vorbereitungen und frevelhaften religiöſen Ceremonien, begann der, ſcheinbar allen ſinnlichen Genüſſen entfremdete, Adept zuerſt den Verſuch im Kleinen. Der Prozeß währte in die Wochen, bis er Gelegenheit fand, Gold in den Schmelztiegel zu practiciren, und Zeit gewann, das Blei zu verbrennen. Rein erſchien nun das edle Metall ſtatt des Bleies, als ſiegreicher Beweis der hohen Kunſt. »Behaltet es zu meinem Angedenken — ſprach nun der Adept, — den Philoſophen, welche des Steins der Weiſen theilhaftig geworden, iſt es nicht erlaubt, das Gold, das ſie durch die hohe Kunſt erzeugen, für ſich zu be-

halten; ſie ſind an die Geſchenke angewieſen, welche gekrönte Häupter ihnen freiwillig anbieten. Ein reichliches Geſchenk erfolgte hierauf, und das große Werk mit ſieben Zentner Blei begann. Der Prozeß währte viele Monate, während welchen der Adept in der Burg lebte wie ein Prinz, und ſchon den Tag beſtimmt hatte, an welchem ſieben Zentner Gold ausgehoben werden ſollten; als er verſchwunden war, und man nichts als verdorbenes Blei fand in der oſtbaren Vorrichtung.

Mehrmals noch, unter immer andern Formen von Charlatanerie, brachten angebliche Beſitzer des Steines der Weiſen den Kaiſer um Zeit und Geld. Dieſe lang geſpannten, immer getäuſchten Erwartungen verfinſterten noch mehr ſeinen Charakter. Er litt es nicht, daß man ihn an die Nothwendigkeit erinnerte, die Thronfolge durch ſeine Verehelichung zu verſichern; er nannte das, ihn an ſeinen Tod mahnen, und fand eine Art Hochverrath darin. Indeſſen dachte er doch ſelbſt daran, und ließ ſich von allen Höfen Porträte der Prinzeſſinnen bringen; hie und da fing er Ehetractate zu unterhandeln an, doch keiner gelangte zum Abſchluß. Auch ſeinen Brüdern geſtattete er nicht, ſich zu vermählen, ſo lange ſie ihm gehorchten. Er hatte indeſſen uneheliche Söhne, und hatte, ohne Liebe, Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht. Einer ſeiner Söhne, Dom Carlos, wurde bei einem Auflauf zu Wien getödtet; einem andern, Don Cäſar ließ er aus unbekannter Urſache im Bade die Adern öffnen, an einem Fräulein hatte er Ge-

walt geübt, und sogleich in Furcht, daß ihre Familie sich zu rächen suchen könnte, kam sie nicht lebend aus der Burg. Oft mögen diese Bilder vor seinen finstern Geist getreten sein. So auf verschiedenen Wegen von Gottesfurcht abgekommen, gewährten ihm auch seine Andachtsübungen wenig Trost mehr.

Anfangs seiner Regierung besuchte er noch mit einigem Antheil seine Gärten und seine Pferde, denen er einen prächtigen Stall gebaut; nahm auch wohl Staatsgeschäfte, doch immer ungern und nur auf kurze Zeit, vor. In der Folge ließ er sich eine Gallerie mit dicken Mauern bauen, mit schräg durchgebrochenen, kaum spannenbreiten Fenstern, damit Niemand auf ihn schießen könne. Ein Spaziergang in dieser Gallerie war seine einzige Erholung. Argwohn nahm ihn gefangen; alles ward ihm verdächtig, wer immer sich ihm nähern wollte, selbst seine Künstler, Wahrsager und Goldmacher, mußte vorher untersucht werden, ob er nicht verborgne Waffen bei sich trage. Er schien Niemand mehr zu trauen, und kein lebendes Geschöpf zu lieben, als einen zahmen Löwen, den er täglich fütterte. Ein Auflauf entstand, denn das Volk glaubte fest, er sei todt, und man verheimliche es; so lange hatte ihn Niemand gesehen. Er zeigte sich auf ein paar Minuten am Fenster, um den Auflauf zu stillen. Die Staatsgeschäfte blieben liegen; Jahrelang warteten Deputirte von Ungarn und Oesterreich auf Audienz, und wenn sie durch Protection, oft kleiner Leute, sie endlich erhielten, so war es nur auf Augenblicke,

und mit kargen undeutlichen Worten erhielten sie des Kaisers Entschließung. Generale und Statthalter schrieben wiederholt und vergeblich um Verhaltungsbefehle, und wenn sie endlich, von den Umständen gedrängt, nach eigener Einsicht handelten, wurden sie gewöhnlich abgesetzt, und mit Halsprocessen bedroht, weil sie des Kaisers Befehl nicht abgewartet, also ihre Macht mißbraucht hatten.

Was konnte aus einer solchen Regierung werden? Leider hat sie 36 Jahre gedauert, und der dreißigjährige Krieg ist daraus geworden.

Wenn es dem gegenwärtigen, eifrig wirkenden, sanften Maximilian nicht gelang, die getrennten Religionsparteien zu vereinigen, mußte unter dem abwesenden, unthätigen, harten Rudolph der Riß noch weiter werden. Der größtentheils protestantische Adel nöthigte, ausgestellten Reversen entgegen, seine Unterthanen, und verleitete die Bewohner der Landstädte und Märkte zum Uebertritt. Einen Prediger auf seinem Schloß zu halten, war jedem protestantischen Adeligen zugestanden, sie brachten diese Anfangs insgeheim nach Wien, ließen sie dann öffentlich auftreten, räumten ihnen zuerst das Landhaus ein, vertrieben dann die Minoriten von Kirche und Kloster, besetzten beides mit ihren Predigern. Die Predigten der Protestanten, und der Katholiken—denn diese fehlten jetzt so grob wie jene—waren nicht mehr Lehren und Ermahnungen, sondern Aufhetzungen zu gegenseitigem Haß, und so waren auch das Ende und die Wirkung solches frevel-

haften Gottesdienſtes gewöhnlich blutige Schlägereien. Ein großer Theil der Bürger hing auch ſchon der neuen Lehre an, und Viele der ärmeren Claſſe, ohne einen Begriff davon zu haben, erklärten ſich dafür, weil ſie bei keinem Proteſtanten Dienſt oder Arbeit bekamen, ſo lange ſie Katholiken waren. Die Frohnleichnamsproceſſion mußte unterbleiben, um eine Schlacht auf der Gaſſe zu vermeiden. Die wüthendſten proteſtantiſchen Predigten hörte man in Döbling, Inzerſtorf und vorzüglich in Hernals, deſſen Grundherr, Graf Jörger, einer der eifrigſten Proteſtanten war. So weit ging der Haß gegen alles Katholiſche, daß man die Gregorianiſche Kalender-Verbeſſerung, welche jetzt, Rußland ausgenommen, in ganz Europa angenommen iſt, weil ſie von einem Papſte eingeführt worden, das A B C des Teufels nannte, und noch über ein Jahrhundert, wo ein hellſehender Fürſt ſie einführen wollte, das Volk mit gewaffneter Hand ſich widerſetzte, und Blut in den Gaſſen floß, um des Kalenders willen.

Dazu kamen andere Unglücksfälle; 1583 und 1588 wüthete die Peſt in Wien, das Kloſter der Himmelpforte z. B. ſtarb ganz aus, Nonnen von St. Jakob beſetzten es wieder. Im April 1590 brannte ein Viertel der Stadt ab. Am 15. September deſſelben Jahres litt ſie das ſchrecklichſte Erdbeben; von 5 Uhr Abends bis Mitternacht folgten immer gewaltigere Stöße; der Jeſuitenthurm und das Gaſthaus zur Sonne fielen ein, 11 Menſchen wurden erſchlagen; faſt alle Kirchen und Häuſer beka-

men gefährliche Riſſe; hie und da ſpaltete ſich die Erde.

Die Bauern wollten endlich nicht die letzten ſein, wenn es darauf ankam alte Bande zu löſen. Unterm Schulmeiſter von Neuhofen Georg Steinhauer rotteten ſich 12 bis 15,000 zuſammen; plünderten die Abtei Lilienfeld, belagerten St. Pölten. Kaiſerliche Reiter unter Oberſt Kollonitſch, denen ſich Bürger und Studenten von Wien anſchloßen, zerſprengten einzelne Rotten, entſetzten bedrängte Städte und Märkte. Bei Wilhelmsburg lieferten ihnen die Bauern eine Schlacht, die mit deren gänzlicher Niederlage endigte; Tauſende wurden niedergemacht, ſechs Anführer auf dem Hof zu Wien mit Rad und Schwert hingerichtet, die übrigen Gefangenen mit abgeſchnittenen Naſen und Ohren heimgeſchickt; der Schulmeiſter Steinhauer hatte ſich ſelbſt aufgehängt. Graf Gotthard von Stahremberg brachte die Aufrührer in Oberöſterreich durch ſein Anſehen mehr als durch ſein Schwert zur Ruhe.

Unter Rudolphs Brüdern war Erzherzog Mathias der beſte Kopf, der lebendigſte Geiſt; Er wäre zur Zeit noch vielleicht der Mann geweſen, um Ordnung aufrecht zu erhalten. Allein Rudolph, ſeinem unglücklichen Horoſkop zufolge, traute keinem ſeiner Brüder; ſelbſt dem von ihm als Statthalter von Oeſterreich eingeſetzten, älteſten Bruder Ernſt ſetzte er ſchon 1580 in der Perſon des Hanns Ferenberger, der, ein Soldatenkind, ſeine Aeltern nicht kannte, und den Namen ſeines Pflegvaters trug, aber als Krie-

ger ſich ausgezeichnet hatte, einen kaiſerlichen Stadthauptmann und Oberſten zu Wien mit anſehnlichem Gehalt und großer Macht an die Seite. Erzherzog Mathias aber war dem Kaiſer von Jugend auf verhaßt, jeder ſeiner Schritte ward getadelt, jeder ſeiner wohlgemeinten Vorſchläge ungeſehen verworfen. Anders dachte man in den Niederlanden von ihm. Eine ſtarke Partei, welche einſah, daß Philipp II. auf dem Wege ſei, dieſe ſchönen Provinzen oder doch einen Theil davon zu verlieren, berief Mathias als ſouveränen Statthalter. Dieſer ergriff die Gelegenheit, ſeinen Geiſt in Thätigkeit zu ſetzen, mit Freuden, und eilte heimlich nach Brüßel. Philipp II. ſah gar wohl ein, daß der Schritt zu ſeinem Beſten zweckmäßig war; allein weil er ihn nicht befohlen, litt ſein Stolz nicht, ihn zu genehmigen. Mathias mußte fort, und zog ſich nach Linz zurück, wo er ein dunkles Privatleben führte. Später that Philipp, was jetzt an der Zeit geweſen wäre; er vermählte ſeine Tochter Eliſabeth mit Rudolphs jüngſten Bruder, Albrecht und ernannte beide als ſouveräne Statthalter der Niederlande. Allein, da war es zu ſpät; ſieben Provinzen riſſen ſich ab, und bildeten die Republik, die man Holland nannte.

In Wien ging es indeſſen mit jedem Tage ſchlimmer; die Proteſtanten waren ſchon in Secten zerfallen, worunter die Flaccianer, von denen man kaum mehr etwas weiß, das größte Aufſehen machten. Merkwürdig iſt, daß die eifrigſten lutheriſchen Prediger abtrünnige katholiſche Prieſter waren, ihr kraft-

vollſter Gegner Melchior Kleſel, Biſchof von Wien, der Sohn eines lutheriſchen Bäckermeiſters in der Stadt. Dieſer Biſchof, der in der Folge Cardinal wurde, aber doch nicht rühmlich endete, benutzte den Umſtand, daß Luthers Lehre ſobald in einander herabſetzende und verfolgende Abweichungen zerfallen war, um mittelſt gemäßigter Schriften und Reden zu zeigen, daß eine Lehre, der es ſo ganz an Einheit gebricht, keinen feſten Grund haben könne. Solches Verfahren hätte nicht ohne gute Wirkung bleiben können; aber Rudolph verdarb Alles durch ſeine Gegenreformation, die er gewaltſam durchgeſetzt haben wollte.

Im Jahr 1592 brach der Ehrgeitz des Baſſa von Bosnien den Frieden, welchen die Türken ſeit den letzten Jahren Maximilians gehalten hatten. Anfangs focht er mit glücklichen Erfolg, und belagerte Siſſek. Die Grafen Andreas Auersberg, Peter Erdödy und Ruprecht Eggenberg befreiten dieſen Platz im Juli 1593, und brachten dem Baſſa eine gänzliche Niederlage bei, in welcher er es mit dem Leben büßte, wieder einen langen blutigen Türkenkrieg entzündet zu haben. Graf Hardeck ſchlug den Baſſa von Ofen, der auch die Waffen ergriffen hatte; durch unbegreifliche Muth- und Kopfloſigkeit eines ſonſt tapfern Commandanten aber ging die Gränz- und Schutzfeſtung Raab im September 1594 verloren. Man fürchtete nun in Wien wieder eine türkiſche Belagerung; Tag und Nacht wurde an Befeſtigungen gearbeitet, anfangs der 20., dann der 10., endlich der

5. Mann dazu aufgeboten. Die glücklichen Erfolge des Marſchalls Freiherrn von Teuffenbach beruhigten die Wiener wieder. Am 16. Juni 1595 wurde der unglückliche General Graf Ferdinand **, welcher Raab übergeben, im rothen Mantel unter ſtarker Bedeckung auf den Hof geführt, wo er ein ſchwarzbehangenes Blutgerüſt beſtieg, und ihm ohne Rückſicht auf frühere Verdienſte und mildernde Umſtände, nach dem ſtrengen Urtheil des Kriegsgerichtes, erſt die rechte Hand, dann der Kopf abgeſchlagen wurde. Der Verluſt von Raab war allerdings ein entmuthigender Umſtand. Dazu kam noch, daß der Sold für die Armee ausblieb; Rudolph brauchte das Geld zu andern Dingen. Verräthereien wurden entdeckt, Meutereien brachen unter den Beſatzungen aus, Caniſa wurde ohne Noth übergeben, Papa ſollte den Türken verkauft werden, ganze Regimenter verweigerten den Dienſt, zogen ab, und trieben Raub und Plünderung in Freundes wie in Feindes Land. Hand- und Kopfabhauen, Zungenausreißen, Spießen, Viertheilen waren die Schauſpiele, welche Rudolph den Wienern auf ihren Plätzen gab. Unter ſolchen ſchrecklichen Umſtänden gelang es dem Grafen Adolph Schwarzenberg mit Hülfe des Grafen Niklas Palffy am 29. März 1598 Raab zu überfallen. Der Niederländer Babacourt ſprengte die Thore mit Petarden; Schwarzenberg drang ein, die Beſatzung fiel unter dem Schwert des Siegers, oder ſtürzte ſich von den hohen Wällen des Schloſſes. Die Freude über die Wiedereroberung dieſer wie man

glaubte ſchützenden Gränzfeſtung war ſo allgemein, daß ein Befehl erſchien, Denkſäulen mit folgender Inſchrift zu errichten:

Sagt Gott dem Herrn Lob und Dank,
Das Raab iſt kommen in Chriſtenhand.
O Chriſt, wenn du dieß Kreuz ſiehſt an,
So ſag Gott Dank in den Fürgang
Wegen der edlen Feſtung Raab,
Die uns der Türk hat drungen ab
Im September vierundneunzig,
Aber anno achtundneunzig
Im Martſi wieder einnehmen lahn.
Sei Lob, Ehr und Preis im höchſten Thron.

Der gemeine Mann drückt ſeine Empfindung gern kurz aus, daher fand man unter dieſer Aufſchrift auf einigen Säulen geſchrieben: Adolph v. Schwarzenberg. Die Familie bekam einen Türkenkopf in ihr Wappen, auf dem ein Rabe ſitzt.

Nicht ſo gut ging es in Siebenbürgen und Oberungarn. Bathory, von Baſta geſchlagen, trat zwar dem Kaiſer Siebenbürgen für 50,000 Ducaten 1602 ab, allein der nun zum Statthalter ernannte Baſta war nur ein glücklicher Soldat; er empörte alle Gemüther durch ſeine Grauſamkeit und Habſucht. Stephan Botskai forderte die Nation auf, warf Baſta aus dem Lande, ward zum Fürſten von Siebenbürgen erwählt, von der Pforte zum König von Ungarn ernannt. In Oberungarn war der Fremdling Belgiojoſo eben ſo verhaßt. Die Nation konnte es

nicht vergeſſen, daß ihr Liebling Stephan Illyeshazy, ein treuer Diener des Staates verbannt in Pohlen lebte. Sie ergab ſich dem mächtigen Botskai, der nun mit Heeresmacht herauf zog, einen Theil von Mähren, das Marchfeld, und ſelbſt die Nähe von Wien verwüſtete. In dieſer großen Noth vereinigten ſich Rudolphs Brüder **Mathias**, **Maximilian** und **Albrecht**, **Ernſt** war bereits geſtorben, und ihre Vettern von Steyer **Ferdinand** und **Maximilian Ernſt** zu einer Acte, mittelſt welcher ſie am 25. April 1606 erklärten, »daß ſie, weil Kaiſer Rudolph wegen ſeiner Gemüthskrankheit nicht genugſam tauglich zur Regierung ſich befinde; der natürlichen Ordnung nach, den Aelteſten ihres Hauſes, **Erzherzog Mathias**, als das Haupt und die Säule desſelben erwählet haben, und ihm in ſeinen Unternehmungen, ihrem äußerſten Vermögen nach behülflich ſein wollen. »**Mathias** ſchlug Botskai aus dem Land, aus Mähren und Ungarn bis nach Siebenbürgen. Die Ungarn ernannten ihn zum Gubernator mit beinahe unumſchränkter Vollmacht; Botskai ward mit ein paar ungriſchen Geſpannſchaften abgefunden, ſtarb aber kinderlos einige Monate darauf.

Wie wohl auch Andere, konnte Mathias das Glück nicht vertragen. Vielleicht wäre der 30jährige Krieg nicht ausgebrochen, hätte er nicht ſich von ſeinem Ehrgeitz dahin reißen laſſen. Stolz auf die Macht, die ihm die Stände von Ungarn, Oeſterreich und Mähren beiſtellten, zog er damit vor Prag; und zwang ſeinen Bruder den Kaiſer, ihm die Un-

grische Krone und das Erzherzogthum Oesterreich abzutreten. Ein höchst tadelnswerther Schritt, der böses Beispiel gab.

Nun wollte er aber auch gekrönt und gehuldiget sein, wofür er erniedrigende Capitulationen unterschreiben, und seiner, wie seines Ministers, des Bischofes Kleſel, Gesinnung gerade entgegen, unbedingte und unbeschränkte Religionsfreiheit bewilligen mußte. Wie ein erboßter Knabe bewilligte dagegen unbesonnen Rudolph, seinem Bruder zum Trotz, gleiche Freiheit den Böhmen durch den sogenannten Majestätsbrief vom 11. Juli 1609; versprach auch den Oesterreichern einen solchen Majestätsbrief, wenn sie Mathias den Gehorsam verweigerten; warf seine ganze Neigung auf seinen Vetter Leopold dritten Sohn seines Oheims Carl von Inneröſterreich, und Bischof von Passau und Straßburg; wollte ihm die böhmische und die Reichskrone zuwenden, ließ ihn Truppen sammeln unter dem Vorwand, die Jülichische Erbschaft zu behaupten, und damit nach Prag kommen. Schnell erschien Mathias mit einem Heer, Leopold zog eiligst davon; Rudolph sah sich gezwungen, seinem Bruder auch Böhmen am 11. April 1611 abzutreten, und sich mit einem Jahrsgehalte zu begnügen.

Jetzt meinte er durch Stiftung eines Ordens von Friedensrittern Alles wieder ins Geleis zu bringen; arbeitete in kindischem Blödsinn selber Tag und Nacht an den Ordensketten. Als aber sein schöner zahmer Löwe, den er täglich fütterte, todt gefunden

ward, da verließ den armen Fürſten Muth und Hoffnung; der Schmerz über die ſeit dritthalb Jahren erlittenen Demüthigungen tödtete ihn am 20. Jänner 1612.

Bei dieſem Todesfall feierte der Aberglauben wieder einen Triumph. »So hat der Sterndeuter denn doch Recht gehabt — hieß es durch alle Stände, die Proteſtanten gar nicht ausgenommen — ſo hat dem armen Kaiſer denn doch Gefahr gedroht von ſeinen nächſten Verwandten!« Die Aſtrologie gewann erhöhten Credit; man wollte durchaus nicht ſehen, was klar vor Augen lag; daß Rudolph nur durch ſein eben aus der unglücklichen Vorherſagung entſprungenes, verkehrtes Benehmen die Gefahren ſelbſt herbeigezogen, und daß er im Gegentheil an eben dieſem nächſten Verwandten durch Liebe und Vertrauen die feſteſte Stütze gefunden haben würde.

Mathias I.

Schon einen Monat vor Rudolphs Tod vermählte ſich der 55jährige Mathias mit Anna einer Tochter ſeines Oheims Ferdinand von Tirol, aus deſſen zweiter Ehe mit Anna Katharina von Mantua. Nach Rudolphs Tod wurde die Reſidenz ſogleich wieder von Prag nach Wien verlegt; und hier hielt Mathias bei der Rückkehr von der Krönung zu Frankfurt am 25. November 1612 einen überaus prächtigen Einzug. Er war zu Pferd, die Krone auf dem Haupt; die mächtigſten Landherrn und reichſten Bür-

ger begleiteten ihn; vom rothen Thurm bis zum Bischofhof trugen Rathsherrn einen goldgestickten Himmel über ihm; dort stieg er ab; bis zur Kirche, und von da zurück bis zum Thor des Stephans-Freithofes gegen den Stock am Eisen verrichtete die Universität diese Ceremonie; und dann als er wieder zu Pferd gestiegen, weiter bis in die Burg abermal die Rathsherrn. Diese unerhörte Ehrenbezeugung war jedoch nicht aus den Herzen gekommen; sie war vielmehr ein Mittel, die zweideutigen Gesinnungen zu verbergen. Mathias hatte in keiner Partei wahre Freunde. Die Katholiken hatte er gegen sich, weil sie sich durch die von ihm bewilligte unbeschränkte Religionsfreiheit unterdrückt fanden; sein Benehmen gegen Rudolph wurde jetzt, da dieser todt war, in ganz anderem Lichte betrachtet. Die Protestanten trauten ihm nicht, weil der nun zum Cardinal gewordene Melchior Klesel sein allmächtiger Minister und ihr gefährlichster Gegner war; der in seinem Uebermuthe manchmal auf die Brust schlagend ausrief: »Hier sitzt der Kaiser.«

Zwischen beiden, durch Klesels herrisches Benehmen beleidigten, Parteien wankend, ergriff Mathias halbe Maßregeln; that manchen Schritt zurück, und verdarb es mit Beiden. Man muß die Kraft haben zu versagen, wenn man nicht den festen Willen und die Macht hat, die Zusage ganz zu erfüllen. Bald nach seiner Krönung sah sich Mathias in der Nothwendigkeit, da die Fürsten des deutschen Reiches weniger als je dazu geneigt waren, Türkenhül-

ſe bei den Landesſtänden zu ſuchen; ſie drangen auf Zuſammenberufung aller Länder. Als er gegen beſſeren Rath es bewilligte, brachten die Proteſtanten, (bei weitem die größere Zahl) nur ungegründete Beſchwerden und neue Forderungen vor, und gaben, ſtatt Hülfe, den kahlen Rath, den Feind der Chriſtenheit nicht zu reizen, ſondern lieber abzuwarten, was geſchieht. Mathias mußte einen theuern Waffenſtillſtand erkaufen.

Er hatte durch unrechtmäßige und gewaltſame Schritte ſeinem Bruder Länder und Kronen abgezwungen und damit ein zu böſes Beiſpiel gegeben, als daß es lange ohne Nachahmung hätte bleiben können. Bemerkenswerth iſt es dabei, daß die eigentlichen Brandfackeln der Zwietracht und des Bürgerkrieges in Böhmen und Oeſterreich, nicht Eingeborne, ſondern Fremde, zwei Krainer waren.

Schon mit 18 Jahren war Ferdinand regierender Herzog von Steier, Kärnthen und Krain geworden. Er war erſt 12 Jahre alt, als die Unruhen der Reformation ſeinem Vater das Leben gekoſtet; dagegen ſah er in dem ganz katholiſchen Bayern, wo er bei ſeinem Oheim bis zur Volljährigkeit lebte, Ruhe und Ordnung. Zur Regierung gelangt, beſchloß er daher ſogleich, in ſeinen Ländern keinen andern als den katholiſchen Glauben zu dulden. Den Proteſtanten ließ er die Wahl, entweder zu dem Glauben der Väter zurückzukehren, oder mit Zurücklaſſung des zehnten Theils von ihrem Vermögen auszuwandern. Viele Edelleute wanderten von 1598 bis 1600 aus,

darunter zwei der reichſten in Krain, Heinrich Mathias Graf von Thurn und Eramus Tſchernembel; jener kaufte ſich in Böhmen, dieſer in Oeſterreich an. Bereits durch 14 — 15 Jahre hetzten Beide die Proteſtanten dieſer Länder gegen ihren Landesfürſten auf; ſie waren die vorzüglichſte Stütze des Erzherzogs Mathias geweſen. Da es ihnen aber nicht ſo wohl daran lag ihm zu nützen, als Rudolphen zu ſchaden, und ſich Privilegien und Verwilligungen zu erwirken, ſo handelten ſie nach Rudolphs Tod eben ſo entſchieden Mathias entgegen. Den Ständen komme das Recht zu — behaupteten ſie öffentlich — einen Landesfürſten, ſo er übel regiert, ohne Maßgebung des Reichs abzuſetzen; einem andern die Regierung aufzutragen, ihm vorzuſchreiben, wie er regieren ſoll; ihm die Räthe und Diener zuzuordnen. Mathias ſoll bedenken, daß große Herrn, wo ſie meinen, den Himmel recht zu verdienen, gemeiniglich, was ſie auf Erden haben, darüber verlieren. Böhmen, Oeſterreich, auch Steyer und die anderen Länder ſollen evangeliſche Herren haben, und für ſo heilige Zwecke möge man ſelbſt die Feinde der Chriſtenheit, die Türken aufregen. Wir haben alle nur einen Gott, der erhält die Heiden und die Türken wie die Chriſten, damit wir uns ſchützen wider die Papiſten.« Dieſer Geſinnung der Stände gegenüber ſtand Mathias, ſchon alternd und kränklich. Er, der die Barmherzigen Brüder 1614 aus Italien kommen ließ, den Capucinern ein Kloſter in der Stadt, und unter demſelben die kaiſerliche Gruft wenigſtens

zu bauen anfing, hatte den Proteſtanten die freie Religionsübung nicht aus reinem Willen und freien Entſchluß, ſondern nur um dem Bruder ſeine Kronen zu entreißen, bewilliget; und ſuchte ſie nun ſoviel möglich zu beſchränken. So ward das Uebel von beiden Seiten mit jedem Tage ärger.

Nicht leicht war die Fügung Gottes klarer zu erkennen, als indem ſie Ferdinand II. auf ſeine Throne berief. Es ging dabei wie mit Wundern zu. Mathias und ſeine Brüder, alle kinderlos, liebten den ſteyriſchen Ferdinand nicht, der ihre Reiche auf eine Seitenlinie bringen ſollte; aber ſie erkannten wider Willen, er allein ſei dieſen verworrenen Verhältniſſen gewachſen, und im Stande den herannahenden Sturz des Hauſes Oeſterreich abzuwenden. Er war kein Kriegsheld, aber er war ein Mann von feſter Entſchloſſenheit und kräftigem Willen für das, was er als wahr und recht erkannte. Als er in ſeinen Erblanden die Verordnung gegen die Proteſtanten erließ, hielten ſie ihm den Abfall der Schweitz und der Niederlande warnend vor; ſprachen drohend von Verbindung mit Venedig, mit den Türken von Conföderation mit anderen Ständen. Darauf antwortete Er: »Wenn mein Werk nicht aus Gott iſt, werde ichs auch nicht vollbringen; ich will einmal meine irdiſche Hoheit, und Leib und Leben daran ſetzen.« Das hat er auch gethan; und mit ſolchem Entſchluß kann man Alles, was irgend möglich iſt, vollbringen.

Mathias rief ihn nach Wien, und adoptirte

ihn, die öſterreichiſchen Erzherzoge alle verzichteten auf die Nachfolge zu ſeinen Gunſten; Albrecht, dem Philipp II. mit ſeiner Tochter Eliſabeth die Niederlande gegeben hatte, trat auch dieſe an Ferdinand ab. Die Ungarn, obſchon großentheils reformirt, wählten ihn noch bei Mathias Lebzeiten zum König. Selbſt die Böhmen, wo Katholiken und Proteſtanten überhaupt, und faſt noch feindſeliger Lutheriſche und Reformirte einander gegenüber ſtanden, hofften von dieſem kraftvollen Fürſten Ruhe und Ordnung; und krönten ihn am 29. Juni 1617 ſchon im voraus als ihren König. Ueberall ſchien es ſich zu Ruhe und Frieden zu neigen. Allein ein Schritt des kaiſerlichen Miniſters verdarb bald wieder Alles. Der Graf von Thurn, das Haupt der Proteſtanten war Burggraf von Carlſtein, und als ſolcher Hüter der Krone, der Reichskleinodien und der Freiheitsbriefe; man nahm ihm dieſes ehrenvolle Amt, und verlieh es dem katholiſchen Martinitz. Thurn — wie Schiller ſagt — ein heißer, ungeſtümer Kopf, gewiſſenlos genug, wenn es die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften galt, das Schickſal von Tauſenden auf das Spiel zu ſetzen, kannte nun kein anderes Gefühl als Rache; dieſe zu befriedigen bewirkte er eine außerordentliche Verſammlung der Proteſtanten aus jedem Kreiſe zu Prag. Mathias erließ ein Abmahnungsſchreiben; Thurn gab demſelben eine Deutung, die Alles mit Furcht und Haß erfüllte, und zu Vorbereitung für vermeinte Nothwehr anſpornte. Von Stufe zu Stufe führte er das gereizte Volk zu

jener Gewaltthat, welche man als den Anfang des 30jährigen Krieges betrachtet. Am 23. Mai 1618 trat Thurn mit den Deputirten der protestantischen Stände und zahlreicher Begleitung bewaffnet in den Saal der königlichen Statthalterei zu Prag. Der oberste Burggraf Sternberg, der Kanzler Lobkowitz wurden mit Gewalt aus dem Saale geführt; der Kammerpräsident Slawáta und der dem Thurn vorzüglich verhaßte Burggraf von Carlstein Martiniz sammt dem Secretär Fabricius wurden aus dem Fenster in den Schloßgraben gestürzt. Die Rebellen bemächtigten sich der Regierung und der königlichen Gefälle. Die Vertreibung der Jesuiten war ihre erste Verordnung. Der Muth, von dem Mathias beseelt war, als er seinen Bruder von einem Throne nach dem andern stürzte, hatte ihn jetzt verlassen; er fühlte, daß er die ganze Freiheit seiner Kronen verscherzt hatte, um sie einige Jahre früher zu tragen; er gab zu, daß auch die Ungarn Ferdinanden am 1. Juli 1618 als ihren König krönten. Er sah die Nothwendigkeit, zu den Waffen zu greifen, aber er wagte nicht, das Commando einem Inländer zu vertrauen; Graf Dampierre ein Lothringer, und Graf Boucquoy ein Niederländer erhielten es. Noch aber wollte er vorher die Güte versuchen, und erließ ein Manifest an die Böhmen, das unter solchen Umständen keine andere Wirkung haben konnte, als seine Schwäche zu offenbaren.

Ferdinand sah, daß die Rathschläge des Ministers Klesel zum Verderben führten, und wußte,

daß er ſich gar Manches zu Schulden kommen laſſen. Einverſtändlich mit dem Erzherzog Maximilian und dem ſpaniſchen Geſandten ließ er ihn verhaften, und in einem verdeckten Wagen unter militäriſcher Begleitung auf das Schloß Ambraß in Tirol bringen. Der Dominicaner Prior Peter Hüttner mußte den Schlüſſel zu Kleſels Schriften und ſeinem Schatz herausgeben, wo man nebſt mehreren Beweiſen ſeiner Untreue baare 400,000 Ducaten fand; während der Hof Mangel litt. Als Alles vorüber war, erhielten der Kaiſer und die Kaiſerinn erſt die Anzeige davon. Der Schritt Ferdinands kränkte beide faſt nicht weniger, als Kleſels Untreue; ſie ſahen, daß Aller Augen ſchon auf den Nachfolger gerichtet waren; ſie fanden ſich verlaſſen und fremd auf dem Throne, und ſtarben bald beide; die Kaiſerinn am 18. December 1618 mit 35 Jahren, Mathias am 20. März 1619 mit 62 Jahren, und wurden die erſten in der kaiſerlichen Gruft bei den Kapucinern beigeſetzt, nachdem Ferdinand ſie und das Kloſter ausgebaut hatte.

Ferdinand II.

Thurns Frevelthat hatte die Umſtände und die Geſinnungen plötzlich verändert. Ferdinand verlangte als gekrönter König von Böhmen Abgeordnete der Stände nach Wien, ſie verweigerten trotzig eine Antwort; die Schleſier hielten ſich entſchieden zu ihnen. Ferdinands kleines Heer war in Böhmen

eingeſchloſſen, mit jeder Stunde konnte die Nachricht eintreffen, daß es capitulirt habe. Mannsfeld, ehemals in kaiſerlichen Dienſten, war mit einem Heer der proteſtantiſchen Union den Böhmen zu Hülfe gekommen. Thurn überſchwemmte nun Mähren, das die Lichtenſteine und der Cardinal Dietrichſtein noch zum Theil treu erhalten hatten; drang in Oeſterreich ein, erſchien am 5. Juni 1619 vor Wien. Er nahm ſein Hauptquartier zu Margarethen, warf bei St. Ulrich Batterien auf, und beſchoß die Burg; Kugeln flogen bis ins Landhaus. Reiterhaufen des Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor (Gabriel) mit ungriſchen Proteſtanten ſchwärmten bereits über die Fiſcha. Die Türken rüſteten ſich. Die proteſtantiſchen Stände Oeſterreichs, das iſt der größere Theil, die Umſtände ſich plötzlich wieder ſo günſtig ſehend, ſprachen laut davon, Ferdinanden in ein Kloſter zu ſperren, ſeine Kinder in der lutheriſchen Lehre erziehen zu laſſen, und einen Herzog dieſer Confeſſion zu wählen. Selbſt Ferdinands getreueſte Freunde und Diener ſahen keinen Ausweg und riethen dringend auf Nachgeben oder Flucht nach Tirol. Ferdinand verwarf mit Unwillen den Rath, ſich in Sicherheit zu bringen; er verſchloß ſich in ſein Cabinet. Eifrig mag er gebetet, und ohne Rückhalt ſich dem göttlichen Willen ergeben haben, denn er trat mit jener feſten Zuverſicht auf die Fügungen Gottes wieder heraus, welche in den nächſten Augenblicken geprüft und bewährt ward. Tſchernembel mit noch 15 vom proteſtantiſchen Adel

kam ihm unangemeldet entgegen; ſie forderten trotzig ſchriftliche Genehmigung höchſt erniedrigender Anträge; er verweigerte ſie. Frech faßte ihn Thonradtel, Herr von Thernberg und Ebergaſſing, an den oberen Knöpfen des Wamſes und ſchrie mit drohendem Blick: »wirſt du nicht unterſchreiben, Ferdinand!« — Nein! antwortete er, und in dieſem entſcheidenden Augenblick ertönten Trompeten und Paucken auf dem Burgplatz. Boucquoy hatte aus der Gegend von Krems das Küraſſierregiment Dampierre auf der Donau nach Wien geſchickt; deſſen Oberſt Saint Hilaire (Santelier) das Mittel fand, durch das Waſſer des Arſenals in die Stadt zu kommen, und ſich auf dem Burgplatz aufzuſtellen. Daß gerade in jenem verhängnißreichen Augenblick die Trompeten eines ganz unerwarteten Regiments ertönten, betrachten Einige wie ein Wunder, Andere nennen es einen glücklichen Zufall, und gewinnen eben nichts dabei. Den erſt ſo übermüthigen proteſtantiſchen Deputirten klangen die Trompeten wie die letzte Poſaune, ſie ſtürzten die Burgtreppen hinab, flüchteten in das Thurniſche Lager oder verbargen ſich in ihre Keller. Das Regiment Dampierre jetzt Graf J. Hardegg hat noch immer allein das Recht, durch die Stadt zu marſchiren, und auf dem Burgplatz ſeinen Werbtiſch aufzuſchlagen.

Die katholiſchen Wienerbürger hatten aber in jener Zeit auch nicht ermangelt, einen unvergeßlichen Ehrenkranz zu erwerben, ſie wußten, daß die kaiſerliche Beſatzung kaum einige hundert Mann

ſtark war, ſie ſahen die Gefahr, daß irgend ein Thor überwältiget, oder durch Verrath übergeben werden, und ſo mit jedem Tag die Stadt in Feindes Hände gerathen könnte; 1500 von ihnen ergriffen die Waffen und beſetzten die Thore, 600 Studenten theilten Beſchwerde, Gefahr und Ehre mit ihnen.

Am 12. Juni bekam Thurn einen Eilboten, daß Boucquoy und Dampierre den Grafen Mannsfeld geſchlagen, und Prag bedrohten; mit einbrechender Dämmerung zog er nach Böhmen ab, nachdem er durch ſieben Tage Wien vergeblich bedroht und beſchoſſen.

Ferdinand pflegte nun nicht der Ruhe die ihm gegönnt war. Entſchloſſen, ſeine ſchwere Aufgabe ganz zu löſen, vertraute er Wien ſeinem Bruder Leopold, und eilte nach Frankfurt, ſich die Kaiſerkrone zu erwerben.

Bethlen Gabor hatte inzwiſchen einen Bund mit den Böhmen geſchloſſen, und nahte ſich Wien mit großer Macht. Erzherzog Leopold beging den Fehler, den Boucquoy aus Böhmen zur Deckung Wiens abzurufen, was Ferdinand unter mißlicheren Umſtänden weiſe vermieden. Thurn folgte auf dem Fuße nach, und ſo war die, auf eine Belagerung nicht gefaßte, Stadt auf allen Seiten mit zahlreichen Heeren umgeben. Die Treffen, welche Boucquoy gegen Thurn und Bethlen liefern mußte, fielen ungünſtig aus; er hatte, zwiſchen Feind und

Stadt, Mangel an Lebensmitteln, und litt viel durch Deſertion.

Die böhmiſchen Stände, welche nun ganz freie Hände hatten, ſetzten Ferdinand ab, und krönten am 17. Auguſt 1819 den reformirten Kurfürſten von der Pfalz Friedrich V. als ihren König. Aber ſo groß war die Achtung aller übrigen Kurfürſten für den Charakter Ferdinands, daß er auch unter ſolchen Umſtänden von ihnen einſtimmig als Kaiſer erwählt, und am 28. Auguſt 1819 gekrönt wurde. Von nun an nahm ſein Geſchick einen wunderbaren Umſchwung.

Die Nachricht von den Ereigniſſen in Prag erfüllte die Feinde Ferdinands in und um Wien mit jubelnder Freude; deſto niederſchlagender war ſie für die getreuen Wienerbürger. Obſchon ſie die Stadt ſeit vielen Wochen unermüdet vertheidigten, mußten ſie doch, da Boucquoy zu ſchwach war, zweien überlegenen Feinden zu widerſtehen, auch Mangel und Verrath die Stadt bedrohte, mit jedem Tage das Aeußerſte erwarten. Allein wieder war die Hülfe am nächſten als die Noth am größten war; getreue Ungarn hatten ſich geſammelt, und dem Statthalter des Bethlen Gabor, Georg Rakoczy, bei Kaſchau eine ſolche Niederlage beigebracht, daß Bethlen mit allen ſeinen Truppen eiligſt nach Ungarn aufbrach. Thurn, der viele Leute durch Krankheiten verloren hatte, wollte auch nicht allein dem tapfern Boucquoy und der zu erwartenden Reichshülfe gegenüber blei-

ben, und zog nach Böhmen; ſo ward Wien auf ganz unvermuthete Weiſe wieder frei.

Der Madrider Hof, welcher ſich ſeit vielen Jahren kaltſinnig gegen die öſterreichiſche Linie benommen hatte, ſchickte Ferdinanden reiche Subſidien; verſprach Hülfsvölker, und machte ſogleich dem böhmiſchen Gegenkönig die gefährlichſte Diverſion durch einen Einfall aus den Niederlanden in die Rheinpfalz.

Auf der Heimkehr von der Kaiſerkrönung hielt ſich Ferdinand in München bei ſeinem Jugendfreund und Schwager Herzog Maximilian auf, welcher das Oberhaupt der katholiſchen Ligue im deutſchen Reich war; und ſchloß einen Bund mit ihm. Maximilian vereinigte ſich nun mit Boucquoy bei Zwettel und marſchirte auf Prag; die zerſtreuten böhmiſchen Truppen trieb er fliehend vor ſich her, die widerſetzlichen Städte nahm er mit Sturm. Am 8. Nov. 1620, an einem Sonntag, auf den das Evangelium trifft: »gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt« war die Schlacht am weißen Berg vor Prag; wo die Böhmen eine gänzliche Niederlage erlitten. Die Botſchaft davon ſchreckte Friedrich V. von einem üppigen Gaſtmahl auf; er floh mit ſolcher Eile, daß er ſeine Krone und ſeine geheimſten Papiere im Stich ließ, zuerſt nach Breßlau, dann nach Holland. Thurn verbarg ſich in Siebenbürgen, Tſchernembel ſtarb in der Schweitz; alle offenbare Feinde des Kaiſers waren zerſtreut, die geheimen lernte er aus den zurückgelaſſenen Papieren Friedrichs kennen, und

zog ſie zur Strafe. Bethlen Gabor ging einen langwierigen Waffenſtillſtand ein. Vor Ende des Jahres 1620 war Ferdinand II. vollkommen Herr in allen ſeinen ererbten Provinzen.

Da der Krieg ſich demungeachtet über die Tage ſeines Lebens hinaus fortgeſetzt hat, ſo wird, um ihn im Zuſammenhange kurz erzählen zu können, hier vorerſt nur vorgetragen, was zu jener Zeit Wien und Oeſterreich insbeſondere betroffen hat. Ferdinands erſte Sorge war, ohne Furcht vor dem entſchiedenen Haß dieſer in Halb-Europa mächtig gewordenen Partei, die Vertreibung der Proteſtanten. Ihre Prediger, welche ſich des Minoritenkloſters und der Kirche bemächtiget hatten, mußten auf der Stelle Stadt und Land räumen; die Minoriten wurden wieder eingeſetzt, die proteſtantiſche Kirche im Landhaus geſchloſſen. Diejenigen proteſtantiſchen Edelherrn, welche ſich beſonders freventlich gegen den Kaiſer vergangen, wurden verbannt, und ihre Güter confiscirt; den übrigen ſo wie den proteſtantiſchen Bürgern beſtimmte er eine Friſt von 4 Monaten, um entweder zum katholiſchen Glauben zurückzukehren oder auszuwandern. Eine große Zahl von Edelleuten und Bürgern wanderte aus; gewerbsfleißige Einwanderer aus dem Reiche kauften ihre leergewordenen Häuſer.

Mit den confiscirten Gütern baute und ſtiftete Ferdinand Kirchen und Klöſter; vollendete den Bau für die Capuciner, gab den Barnabiten die Pfarre St. Michael, ſtiftete die Carmeliten in der Leo-

poldſtadt, die Paulaner auf der Wieden, die Camaldulenſer auf dem Kahlenberg, die Benedictiner von Montſerrat in Spanien (Schwarzſpanier) vor dem Schottenthor, und mit ſeiner zweiten Gemahlinn Eleonora von Mantua die Carmeliterinnen zu St. Joſeph, welche in ſpätern Zeiten (Siebenbücherinnen) genannt wurden, eigentlich aber von der Lage ihres Kloſters Siebenbognerinnen hießen. Die Herrſchaft Hernals, welche Helmhard Jörger, ein vorzüglicher Theilnehmer an der Empörung der Stände vom deutſchen Orden an ſich gebracht, ſchenkte der Kaiſer dem Domkapitel; den Jeſuiten räumte er die Univerſität und die Studentenburſen mit der Verbindlichkeit ein, eine Anzahl Studenten und Alumnen zu verpflegen. Dieſe Studentenburſen waren Stiftungen früherer Zeiten, und beſtanden in zerſtreuten kleinen Häuſern in der Nähe der Univerſität, worin arme Studenten Unterſtand, hier und da auch einige Verpflegung erhielten. Die Jeſuiten bauten daraus nebſt der Univerſitätskirche die zuſammenhängenden Gebäude, welche jetzt das Collegium der Piariſten, die Univerſitätsbibliothek, das Convict, das Gymnaſium und die philoſophiſchen Hörſäle bilden. Das Zinshaus ober dem Schwibbogen daneben war das Seminarium für arme Studenten. Unter Ferdinand ſtiftete Ottavio Piccolomini die Serviten in der Roßau; und die jährliche Proceſſion nach Mariazell 1632, der Kreuzweg nach Hernals, ſo wie der Gebrauch, daß die Frohnleichnamsproceſſion in der Stadt jederzeit von dem

Kaiser selbst oder einem Stellvertreter desselben begleitet wird, nahmen ihren Anfang. Auch kam zum Neujahr 1637 der erste Schematismus heraus.

Fast unter jeder der vorhergegangenen Regierungen wurden die Juden aus Wien abgeschafft, fanden aber immer das Mittel, zu bleiben oder bald wieder zu kommen. Ferdinand schlug einen Mittelweg ein; er wies ihnen einen großen Bezirk im untern Werd an, um sich dort Häuser zu bauen; dort mußten sie wohnen, durften nur zu gewissen Stunden in die Stadt kommen, und da nur zwei Gewölber haben, um die christlichen Pfänder zu verwahren.

Anton, Abt zu Kremsmünster, war zugleich der erste Fürstbischof zu Wien, und Director des geheimen Rathes; das Bisthum trug nur 8000 Gulden, allein Kremsmünster war das reichste Stift in Oesterreich. Er erbaute den Bischofhof, wozu er vom Kaiser 100,000 Gulden erhielt, und hatte beschlossen, den zweiten Thurm an der Stephanskirche auszubauen; der Baumeister hatte bereits den Ueberschlag eingereicht, und hoffte in vier Jahren damit fertig zu werden, als mit dem Tode des Fürstbischofs die grandiose Idee wieder unterging.

Zu einer Zeit, da der Krieg schon neunzehn Jahr gewüthet hatte, und mit erneuerter Kraft fortwüthete, in zwei Tagreisen die Türken und die Schweden zu erreichen waren, ist selbst der Willen zu einem solchen Unternehmen ein Beweis von Kraft und Großartigkeit.

Ferdinands Hofstaat war trotz aller Abtrünnig-

keit doch ganz kaiserlich. Der oben erwähnte Schematismus führt bei den Kammerherrn, deren 33 diensthuende und 63 außerordentliche waren, unter den letzteren den Hoch- und Deutschmeister an, Herzoge von Lauenburg, Liegnitz, Münsterberg, Fürsten von Anhalt, Grafen von Oldenburg, Waldeck und Nassau.

Von dem mehr erwähnten Schematismus dürften kaum drei Exemplare noch vorhanden sein. Vor 14 Jahren hat ein Auszug davon in der Zeitschrift der Wanderer eine vorübergehende Lectür gewährt. Da jener Auszug ganz dem Verfasser des gegenwärtigen Werkes gehört, und der Schematismus wenige Monate vor Ferdinands II. Tod in lateinischer Sprache geschrieben, eine ganz gleichzeitige Urkunde ist; so läßt sich hier daraus ein getreues lebendiges Bild von Hof und Staat und Stadt in jener Zeit zusammenstellen.

Der Hof.

»Der Kaiser ist jetzt in seinem 59. Jahr, von mittelmäßiger Größe, corpulent, Haar und Bart schon ziemlich grau, von angenehmen Gesichtszügen, von menschenfreundlichem, wohlthätigen, sanften Gemüthe; von ausgezeichnetem Gedächtniß und Beredsamkeit; mäßig im Essen und Trinken, und sich wenig Schlaf erlaubend; gottesfürchtig, standhaft, thätig, ein großer Freund der Musik und vorzüglich der Jagd. Seine Hofcapelle besteht aus 80, seine Jägerei aus 150 Personen. Es

geht ein Sprichwort: in drei Dingen sei der Kaiser unermüdlich, in der Andacht, im Rath, und auf der Jagd.

Um 10 Uhr geht er zu Bett, manchmal unvermuthet um 1 Uhr, gewöhnlich um 4 Uhr steht er auf. An hohen Feiertagen empfängt er sammt der ganzen kaiserlichen Familie die Communion aus den Händen des päpstlichen Nuntius, wohnt Vormittags dem Hochamt und der deutschen Predigt, Nachmittags der Vesper und der italienischen Predigt bei; besucht wohl auch an solchen Tagen manchmal die Kirchen der Dominicaner, Kapuciner, Jesuiten und Carmeliten, wo er dann im Kloster zu speisen pflegt. An Sonn- und Feiertagen hört er Hochamt und Predigt in der Hofcapelle oder bei den Augustinern. Am Charsamstag besucht er alle heiligen Gräber; heuer zum ersten Mal konnte er dieses nicht mehr zu Fuße verrichten. Am Gründonnerstag wäscht er dreizehn armen Männern die Füße, und bedient sie beim Essen, das er ihnen reichen läßt. Sie werden neugekleidet, und mit einer Goldmünze, zwei Kremnitzer Ducaten im Werth, beschenkt. Die Kaiserinn begeht diesen Act der Demuth zugleich in einem andern Saale an 13 armen Weibern. Bei der Frohnleichnamsprocession, und bei der, welche die Jesuiten am Sonntag darauf halten, geht der Kaiser und der ganze Hof mit entblößtem Haupte mit.

Nach geendigtem Staatsrath, welcher täglich, oder wenigstens alle anderten Tag gehalten wird, geht der Kaiser, wenn nichts dringendes zum Expe-

diren vorliegt, entweder vor die Stadt ſpazieren, oder bei günſtigem Wetter auf die Jagd, und kommt ſelten vor Abends zurück; wo er noch vor dem Abendeſſen pünctlich alle fertigen Expeditionen unterzeichnet. Er iſt ein vortrefflicher Schütze und Parforce-Jäger, und läßt gern Wildſchweine anlaufen; von welchen ſodann die fremden Geſandten und erſten Hofbeamten Regalien erhalten. Der Kurfürſt von Sachſen erhält jeden Monat von allem Wild, das der Kaiſer erlegt oder fängt, ein genaues Verzeichniß.

Der Kaiſer verwendet auch viel auf Muſik, und bemüht ſich, die vorzüglichſten Sänger, und auf jedem Inſtrument Virtuoſen an ſeinen Hof zu ziehen. Die Muſik, ſagt er, iſt recht gemacht für Beides, das Lob Gottes zu verherrlichen und das Gemüth des Menſchen fröhlich zu erhalten.

Wenn der Kaiſer in die Kirche fährt, ſo kommt zuerſt die Hofdienerſchaft, dann die Edelleute und verſchiedene Hofbeamte zu Fuß. Darauf in abgeſonderten Himmelwagen zuerſt der Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaiſers zweitgeborner Sohn; nach ihm der Kronprinz Ferdinand, bereits König von Ungarn, daher der König genannt; jetzt erſt der Kaiſer. Manchmal fährt die Kaiſerinn mit ihm, manchmal in dem folgenden Wagen mit der Königinn und der Erzherzoginn Renata; hinter dieſen das Hoffrauenzimmer in offenen Wagen, die jedoch in Riemen hängen. Neben kaiſerlicher Majeſtät geht der Oberſtſtallmeiſter mit bedecktem Haupt, rechts und links die Hatſchierer (Arcieren) und Trabanten

mit ihren Hellebarden und Lanzen einzeln unbedeckt. Den Beschluß macht eine Compagnie zu Fuß. Was ein langer Zug, und eine zum Ansehen überaus herrliche Sache ist. Der Nuntius und die übrigen Gesandten finden sich in der Kirche ein, nähern sich aber kaiserlicher Majestät erst nach dem Gottesdienst vor dem Einsteigen in den Wagen, wonach sie sich einzeln zurückbegeben. So lange der Kaiser außer der Burg in der Stadt verweilt, werden alle Stadtthore geschlossen gehalten.

Wenn der Kaiser in die Hofkirche oder Burgcapelle zu Fuße geht, wird dieselbe Ordnung beobachtet, nur daß neben der Kaiserinn, der Königinn und der Erzherzoginn ihre Oberstthofmeister gehen, und Hatschierer und Trabanten in der Ritterstube und Anticammera in Reihen aufgestellt stehen. Während des Gottesdienstes blasen die Hoftrompeter (es waren deren 11 musikalische, die übrigen ungerechnet) auf dem Burgplatz. Der Adel, die Räthe, die Minister, Gesandten und Andere, welche Zutritt bei Hof haben, warten auf die Rückkehr des Kaisers nach Stand und Würde in der Anticammera und Ritterstube. Niemand darf den Hut aufsetzen als Reichsfürsten, Cardinäle und Gesandte. Im Durchgehen bei der Rückkehr, welche ein Thürhüter durch zweimaliges Klopfen mit einem Schlüssel an die Thür ankündigt, werden dem Kaiser häufig Bittschriften überreicht, und mündliche Vorstellungen vorgetragen, die er, obwohl sie oft ziemlich weitläufig ausfallen, mit Güte anhört, und die Bittschriften alle

(jetzt nicht mehr möglich) in eigener Hand in sein Cabinet mitnimmt. Sieht der Kaiser einen fremden Cavalier oder einen einheimischen, der nach längerer Abwesenheit an den Hof zurückgekommen ist, so gibt er ihm die Hand zu küssen und spricht mit ihm; bringt wohl auch gegen andere Anwesende manche Frage in deutscher oder italienischer Sprache auf das Tapet, spricht sehr geläufig latein, niemals aber spanisch oder französisch, selbst nicht mit den Gesandten.

An gewissen Festtagen speist der ganze Hof öffentlich unter prächtiger Musik, wo dann ein außerordentlicher Zulauf ist. Kammerherrn, Truchsesse und andere Hofleute warten auf, manchmal auch Fürsten, Grafen und Freiherrn aus dem Reich. Wirkliche Reichsfürsten speisen auf Reisen oder auf dem Lande immer an der kaiserlichen Tafel, in der Stadt jedoch nicht immer; finden sich aber manchmal bei der Tafel ein, stehen mit bedecktem Haupt zur Seite, und der Kaiser spricht von Zeit zu Zeit mit ihnen. Christian der ältere Fürst von Anhalt hielt es anfangs mit des Kaisers Feinden, und kam von Land und Leuten; nachdem er sich aber mit dem Kaiser ausgesöhnt, wartete er öfters bei Tisch auf, und reichte nach dem Waschen das Handtuch. Als er mit seinem Fürstenthum aufs neue belehnt war, und sich doch wieder einfand, bei der Tafel aufzuwarten, ließ der Kaiser ihn durch den Oberst-Hofmarschall ersuchen, den Hut aufzusetzen; und nachdem er dieses gethan, befahl er ihm, sich an die Tafel zu setzen. »Das ist in der Burg zu Wien geschehen« —

ſetzt der alte Verfaſſer des Schematismus voll Verwunderung hinzu. — Wenn in den Zimmern der Kaiſerinn geſpeiſt wird, wartet das Frauenzimmer ſtatt des Adels auf. Es ſind aber der Speiſen weder ſo viele, noch ſo ausgeſuchte, als man es erwarten ſollte.

Die Hofämter waren dieſelben wie jetzt, nur Einige im Einzelnen verſchieden.

»Der Oberſtkämmerer trägt ſo wie alle Kammerherrn einen vergoldeten Schlüſſel an einem ſchwarzſeidenen Band. Die 33 dienſtthuenden Kammerherrn haben monatlich 40 Gulden Gehalt und freie Tafel. Zwei von ihnen müſſen jede Nacht vor dem Schlafgemach des Kaiſers wachen, und wechſeln wochentlich ab. Einer der Kammerherrn iſt Oberſtſtabelmeiſter, der mit einem ſchwarzen Stabe vorausgeht, wenn die Truchſeſſen, welche aus altadelichen Familien ſein müſſen, die Speiſen auftragen. Die Hofkapläne haben Meſſe zu leſen, und das Tiſchgebet bei der kaiſerlichen Tafel vorzubeten. Einer von ihnen iſt Pfarrer und hat 500 Gulden Gehalt, die übrigen 20 Gulden monatlich. Der kaiſerliche Beichtvater P. Lamormain iſt ein Jeſuit aus Niederland, ſchon in hohem Alter. Er genießt das größte Anſehen bei Hof. Die Kammerdiener, deren zehn ſind, haben monatlich 16 Gulden und freie Tafel, und ſind für ihre Perſon geadelt. Die zwei Kammerthürhüter haben monatlich 12 Gulden. Die Hofnarren und unter dieſen vor allen der Jonas führen nach Zeit und Gelegenheit ſcherzhafte Spiele

auf; am luſtigſten und freieſten geht es dabei auf dem Lande zu, oder während dem Eſſen auf Jagden.

Der Oberſtſtallmeiſter hilft dem Kaiſer aufſteigen, wenn er ausreitet, ſitzt ihm gegenüber im Wagen, wenn er aus der Stadt fährt, geht in der Stadt links daneben. Die Kleidung der Edelknaben iſt dreifärbig, gelb, ſchwarz und weiß. Es werden einige hundert Pferde gehalten, deren jährlich viele auf den Jagden zu Grund gehen. Es gibt vier Gattungen von Wagen; Pilentum für die höchſten Perſonen, Carpentum für das Frauenzimmer, Essedum für Kammerherrn und Truchſeſſen, Currus für die Kammerdiener.«

Dieſe lateiniſchen Namen laſſen ſich nicht wohl überſetzen, ſondern nur ungefähr beſchreiben. Pilentum mag ſo ein Wagen geweſen ſein, wie man ſie noch vor 50 — 60 Jahren geſehen; gedeckt, unten ſchmal, oben weit, nicht in Federn hängend, ſondern auf zwei breiten Riemen feſtſtehend. Carpentum beiläufig dasſelbe, nur ungedeckt. Da die römiſchen Soldaten, welche von einer Art Leiterwagen ſtritten, Essedarii hießen, ſo mag das Essedum ſo ziemlich unſern Zeiſelwagen geglichen, und der Currus keinen großen Vorzug vor einem Karren gehabt haben. Das Beſte dabei war noch, daß auf Reiſen die Männer zwiſchen einem Reitpferd und einen Platz auf dem Wagen wählen konnten. So viel von dem Hofe.

Der Staat.

Die erſte Staatsbehörde war der Geheimerath (eigentlich Staats- und Conferenzrath).

Geheime Räthe waren:

Franz Cardinal Fürſt von Dietrichſtein Biſchof von Olmütz.

Anton Fürſtbiſchof von Wien und Abt zu Kremsmünſter, Director des Geheimenrathes.

Graf Meggau, Oberſthofmeiſter des Kaiſers.

Maximilian Graf Trautmannsdorf, Oberſthofmeiſter des Königs von Ungarn.

Johann Ernſt Graf von Fugger, Reichshofrathspräſident.

Ignaz Abt von Lilienfeld, Hofkammerpräſident.

Heinrich Graf von Schlick, Hofkriegsrathspräſident.

Johann Graf von Werdenberg, öſterreichiſcher Hofkanzler.

Wolfgang Graf von Mannsfeld, Feldmarſchall und Obercommandant der ungriſchen Gränzfeſtungen.

Georg Biſchof von Veſprim, ungriſcher Hofkanzler.

Wilhelm Graf von Slawata, böhmiſcher Oberſtkanzler.

Franz Chriſtoph Graf Khevenhüller, Oberſthofmeiſter der Königinn von Ungarn.

Julius Neidhard Graf von Mörsburg, Vicelandshauptmann von Steier.

Peter Heinrich Freiherr von Strahlendorf, Reichsvicekanzler.

Seifried Chriſtian Freiherr von Breuner, Statthalter von Niederöſterreich.

Man wird unter diesen Geheimenräthen den Obersthofmeister der Kaiserinn vermissen, allein es war auch ein Fürst von Dietrichstein; und man setzte niemals zwei nahe Verwandte in ein Rathscollegium zusammen. Der geheime Rath hatte übrigens noch zwei Referendäre und zwei geheime Secretäre, welche alle vier Reichshofräthe waren. Sie hatten ihre eigenen Mitarbeiter und Kanzlisten. Nach dem Geheimenrath kam

Der Reichshofrath.

Diese bei weitem stärkste Behörde hatte außer dem Präsidenten, und dem Reichsvicekanzler noch einen Vicepräsidenten, 17 Räthe von der Herrenbank und 10 von der gelehrten Bank. Es ist dabei merkwürdig, daß den Reichshofräthen von der gelehrten Bank, wenn sie gleich geadelt, doch nicht Doctoren der Rechte waren, der Titel Herr nicht gegeben wurde. Ein anderes Beispiel von der Genauigkeit, mit der man auf Titel und Rang hielt, ist, daß die Residenten fremder Mächte nur den Titel Mousieur erhielten, und daß wegen Rangstreitigkeiten die ordentlichen Gesandten von Frankreich, Venedig, Savoyen, Toskana durch Residenten und Secretäre vertreten wurden.

Die Hofkammer

hatte nebst dem Präsidenten und Vicepräsidenten vier Räthe und einen Referendarius.

Der Hofkriegsrath

nebst dem Präsidenten und Vicepräsidenten, sechs Räthe. Der Vicepräsident Freiherr von Löbel, von dem eine Bastion den Namen hat, war zugleich Stadtcommandant; von den sechs Räthen war Graf Maradas zugleich commandirender General in Böhmen, und Graf Wolfgang Mannsfeld saß zugleich im geheimen Rath. Ein Graf Philipp Mannsfeld war Capitän der Trabantengarde, und ein Graf Bruno Mannsfeld Oberstjägermeister, während ein vierter, Graf Peter Ernst Mannsfeld als fürchterlicher Parteigänger gegen den Kaiser die Waffen getragen hatte.

Die böhmische, ungrische und österreichische Hofkanzlei haben keine Rathsgremien, sondern nebst den Kanzlern nur einen oder zwei Secretäre und ein sehr beschränktes Unterpersonale. Es kommen auch nur Gnadensachen, Fragen über Lehens- und Privilegienertheilungen u. dgl. an sie; die Verwaltung und Regierung der Provinzen ist den Statthaltern und obersten Landeswürden überlassen. Noch besteht eine vorübergehende Hofbehörde:

Der Gewissensrath.

Der Kaiser, für den die von den Protestanten der katholischen Kirche abgenommenen Güter kein persönliches Interesse haben, macht sich doch die Frage, in wie ferne diese Kirchengüter in den Händen der Protestanten gelassen werden können, oder streng zurückgefordert werden müssen, zur Gewissenssache,

Man wird unter dieſen Geheimenräthen den Oberſthofmeiſter der Kaiſerinn vermiſſen, allein es war auch ein Fürſt von Dietrichſtein; und man ſetzte niemals zwei nahe Verwandte in ein Rathscollegium zuſammen. Der geheime Rath hatte übrigens noch zwei Referendäre und zwei geheime Secretäre, welche alle vier Reichshofräthe waren. Sie hatten ihre eigenen Mitarbeiter und Kanzliſten. Nach dem Geheimenrath kam

Der Reichshofrath.

Dieſe bei weitem ſtärkſte Behörde hatte außer dem Präſidenten, und dem Reichsvicekanzler noch einen Vicepräſidenten, 17 Räthe von der Herrenbank und 10 von der gelehrten Bank. Es iſt dabei merkwürdig, daß den Reichshofräthen von der gelehrten Bank, wenn ſie gleich geadelt, doch nicht Doctoren der Rechte waren, der Titel Herr nicht gegeben wurde. Ein anderes Beiſpiel von der Genauigkeit, mit der man auf Titel und Rang hielt, iſt, daß die Reſidenten fremder Mächte nur den Titel Mousieur erhielten, und daß wegen Rangſtreitigkeiten die ordentlichen Geſandten von Frankreich, Venedig, Savoyen, Toskana durch Reſidenten und Secretäre vertreten wurden.

Die Hofkammer

hatte nebſt dem Präſidenten und Vicepräſidenten vier Räthe und einen Referendarius.

Der Hofkriegsrath

nebst dem Präsidenten und Vicepräsidenten, sechs Räthe. Der Vicepräsident Freiherr von Löbel, von dem eine Bastion den Namen hat, war zugleich Stadtcommandant; von den sechs Räthen war Graf Maradas zugleich commandirender General in Böhmen, und Graf Wolfgang Mannsfeld saß zugleich im geheimen Rath. Ein Graf Philipp Mannsfeld war Capitän der Trabantengarde, und ein Graf Bruno Mannsfeld Oberstjägermeister, während ein vierter, Graf Peter Ernst Mannsfeld als fürchterlicher Parteigänger gegen den Kaiser die Waffen getragen hatte.

Die böhmische, ungrische und österreichische Hofkanzlei haben keine Rathsgremien, sondern nebst den Kanzlern nur einen oder zwei Secretäre und ein sehr beschränktes Unterpersonale. Es kommen auch nur Gnadensachen, Fragen über Lehens- und Privilegienertheilungen u. dgl. an sie; die Verwaltung und Regierung der Provinzen ist den Statthaltern und obersten Landeswürden überlassen. Noch besteht eine vorübergehende Hofbehörde:

Der Gewissensrath.

Der Kaiser, für den die von den Protestanten der katholischen Kirche abgenommenen Güter kein persönliches Interesse haben, macht sich doch die Frage, in wie ferne diese Kirchengüter in den Händen der Protestanten gelassen werden können, oder streng zurückgefordert werden müssen, zur Gewissenssache,

Meile weiter oben zu Nußdorf oder gar zwei Meilen weiter zu Klosterneuburg anlegen; wo man dann durch den Wienerarm durchreiten kann. Dreiviertel Meilen von der Stadt gegen Mähren fliessen die übrigen schiffbaren Donauarme, über welche fünf Brücken führen. Gegen Mittag hat die Stadt ein Flüßchen, oder vielmehr Gießbach, ebenfalls Wien genannt, der oft schnell anwächst, bei anhaltendem Regen leicht austritt, und mehrere Mühlen treibt. (Auf einem im Kupfer gestochenen Plan aus jener Zeit sind zwischen beiden steinernen Brücken fünf Mühlen angezeigt.) Die Stadt hat sechs Hauptthore und 10 Bastionen, wovon einige erst von diesem Kaiser erbaut worden; die Schottenbastion befindet sich eben im Bau; zwischen der Burg- und Löbelbastei und unten längst der Donau sind die Mauern zu niedrig und zu schwach, auch beim Neuthor der Graben zu seicht und trocken.

Die Stadt hat weitläufige Vorstädte, jetzt auf 300 Schritte von der Stadtmauer entfernt. Darin sind sehr schöne Gärten und Sommergebäude, auch einige nicht zu verachtende Wohnhäuser. Die Vorstadt, jenseits dem Donauarm ist eine Insel, wo die Juden wohnen, die nur unter Tages in die Stadt auf gewisse Plätze kommen dürfen. Die Stadt ist überaus bevölkert, und man glaubt, daß sie sammt den Vorstädten 60 tausend Einwohner zähle. Gewißheit darüber ist äußerst schwer zu erzielen.

Die Garnison besteht aus 1000 Mann zu Fuß, in acht Fähnlein abgetheilt. Im Fall der Noth werden

auch einige Corneten Reiterei in die Vorstädte aufgenommen. Die Bürgermiliz besteht aus vier Compagnien, jede zu 300 Mann zum Schutz der Stadt. Wie sie denn auch bei dem letzten ungrischen Aufstand, nachdem die Militärbesatzung über Preßburg vorrücken mußte, die Stadt durch vier ganze Monate gegen Bethlehem Gabor (Gabriel Bethlen) vertheidigten.

Das Civilregiment über alle das gemeine Wohl der Stadt und die Angelegenheiten der Bürger betreffende Gegenstände übt der Stadtrath aus, der aus achtzehn Bürgern und Rathsherrn besteht; der Bürgermeister ist das Oberhaupt davon. Für die Criminaljustiz hat der Stadtrichter seine Räthe und Beisitzer. Was die Universität betrifft, so haben die Jesuiten die Lehrkanzeln der Philosophie und größeren Theils auch der Theologie; eine theologische Kanzel muß jedoch immer für einen Dominicaner und eine für einen Franciscaner offen bleiben. Die juridische und medicinische Facultät haben keine Veränderung erlitten. Der akademische Senat besteht aus 16 Facultätsmitgliedern. Der Rector wird alle Halbjahre erwählt; und hat eine große und weit ausgedehnte Jurisdiction über alle Studenten, Professoren, Doctoren, Universitätsbeamte und Diener sammt ihren Familien.

Von Fürsten, Grafen und Freiherrn hatten 127 im Jahr 1636 auf den Landtagen von Ober- und Unterösterreich Sitz und Stimme, und 242 Ritter und Edle. Der Herrenstand von Unterösterreich allein

begriff dagegen 1820 über 200 Familien, worunter noch 50 von jenen alten 127 leben. Von den alten 242 ritterlichen und adeligen Familien erscheinen jetzt auf den Landtagen von Unteröſterreich als Ritter nur noch 7, als Freiherrn 8, als Grafen 6; zuſammen 21. So ſchnell ſchwinden die Geſchlechter vorüber, wenn ſie nicht durch Fideicommiſſe einigermaßen an Grund und Boden geheftet ſind.

Leider müſſen wir uns von dieſen friedlichen Anſichten wieder zu dem unſeligen dreißigjährigen Krieg wenden. Schon der alte Grieche Lucian ſagt: Der iſt der beſte Geſchichtſchreiber, der beiden einander entgegenſtehenden Parteien mißfällt. Dieſes iſt nämlich das Schickſal des unparteyiſchen Geſchichtſchreibers, indem jede Partei nur das gerne vernimmt und billiget, was ihr zur Ehre gereicht oder zum Vortheil. Doch wird hier der Verſuch gemacht, in gedrängter Kürze die Triebfedern und die vorzüglichſten Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges unparteiiſch darzuſtellen. Zu dieſem Ende geſchieht es auch, daß kein anderer Schriftſteller angeführt wird, als Schiller, welcher den Gegenſtand mit großem Beifall, und wahrlich als ſehr eifriger Proteſtant beſchrieben hat. Um nicht durch oft wiederholte ausdrückliche Anführung Schillers zu ermüden, werden die aus ſeiner Geſchichte entnommenen Worte mittelſt veränderter Schrift angezeigt.

Durch die Schlacht am Weiſſenberg am 8. November 1620 ward der Keckheit Friedrichs V. Kurfürſten von der Pfalz, ſich auf den böhmiſchen Kö-

nigsthron zu ſetzen, ein Ende gemacht; Böhmen, Mähren, Schleſien, Oeſterreich und die übrigen Provinzen huldigten nach einander; das ſeit Carl V. von Stufe zu Stufe mit beſchleunigter Bewegung geſunkene kaiſerliche Anſehen war wieder hergeſtellt. Kurfürſt Friedrich und die Fürſten, welche für ihn die Waffen geführt haben, wurden als Beleidiger der kaiſerlichen Majeſtät und Störer des Landfriedens in die Reichsacht, und aller ihrer Würden und Länder verluſtig erklärt. Die Fürſten und Reichsſtädte, welche ſich unter dem Namen Union dem Kaiſer mit bewaffneter Hand widerſetzt hatten, und deren Haupt eben Friedrich V. war, konnten den aus den Niederlanden her eindringenden Spaniern und der Macht der Ligue, worunter man die vereinten katholiſchen Fürſten und Reichsſtädte verſtand, deren Haupt der Herzog Maximilian von Bayern war, nicht Stand halten; ſie ſchworen die Union ab, und gelobten, ſie nicht wieder zu erneuern.

Die Ligue, das iſt die katholiſche Partei war froh, die Waffen auch ablegen zu können; und erwartete, daß es nun bei dem Augsburger Religionsfrieden bleiben werde, welcher den Proteſtanten zugeſtand, was ſie in Bezug auf ihre Glaubensmeinung fordern konnten; weßwegen ſie ihn auch mit großer Zufriedenheit unterſchrieben hatten. Allein an zwei Umſtänden ſcheiterte der faſt allgemeinere Wunſch nach Frieden. Einerſeits hatten die Proteſtanten ſeit dem Religionsfrieden, und desſelben unbezweifelbarem Inhalt entgegen, wieder viele Güter der ka-

tholischen Kirche eingezogen. Sie konnten wohl erwarten, daß der Kaiser sie ihnen von freien Stücken nicht lassen würde; sie aber wollten sie durchaus nicht zurückstellen. Daher verbanden sie sich, besonders in Niedersachsen auf's neue zu bewaffnetem Widerstand, und suchten auswärtige Hülfe bei den nordischen Höfen. Andrerseits fand das Schicksal des Kurfürsten Friedrich und seiner schönen Gemahlinn, der Tochter Königs Jakob I. von England und Schottland, der Enkelin von Maria Stuart große Theilnahme. Als ihr Gemahl noch wankte die böhmische Krone anzunehmen, weil er wohl einsah, wie schwer sie ohne bedeutende Hausmacht zu behaupten sein werde, und daß bei dem Entschluß der Böhmen nur die Feinheit und Thätigkeit der Calviniſten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg für ihn davon trug; war sie es, deren unwiderstehlicher Mund ihn mit den Worten bestürmte: »Konntest du dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir entgegen bringt? Ich will lieber Brot essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schwelgen.« Und jetzt? — Flüchtig und verborgen lebte sie, und ferne von dem kurfürstlichen Tische.

Ein einziger Mann, Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger dieses Königs aufgestellt. Er nannte sich Peter Ernst Graf von Mannsfeld, und hatte früher dem Kaiser ge-

dient. Als Friedrich noch auf dem Throne Böhmens saß, ward Mannsfeld von der Union mit einem Corps ihm zu Hülfe geschickt. Er besetzte Pilsen, und hielt sich dort auch nach der Schlacht am weißen Berg, bis seine Truppen von Geldnoth getrieben, die Stadt an die Kaiserlichen verkauften, und sich zerstreuten. Bald darauf sah man ihn in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an sich zu ziehen, welche die Union entlassen hatte. Ein neues zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand im kurzen unter seinen Fahnen, um so furchtbarer für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Aus der Oberpfalz durch die Baiern gedrängt, erschien er in der Unterpfalz, und übte dort an den Rheinischen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den Fränkischen zugedacht hatte. Spanische Truppen hatten in der Unterpfalz Platz für Platz genommen; hoben aber die Belagerung von Frankenthal eiligst auf, als Mannsfelds überlegnes Heer eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte er über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offnen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß; und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen.

Einige Hülfe erschien wieder für Kurfürst Fried-

rich; ſein Schwiegervater unterſtützte Mannsfeld mit Truppen und Geld; der Markgraf von Baden vermehrte ſein Heer und vereinigte ſich mit ihm; der Herzog von Würtemberg verſtärkte ſich. Beide letzteren hatten erſt kürzlich die Union abgeſchworen.

Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, deſto reicher an glänzenden Ahnen, übernimmt, nachdem der Markgraf von Baden geſchlagen war, die Vertheidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt, glaubte dem Grafen Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtauſend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, ſich auf Koſten der katholiſchen Geiſtlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, verſammelte er in Niederſachſen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutſchen Freiheit den Namen leihen mußte. »Gottes Freund und der Pfaffen Feind,« war der Wahlſpruch, den er auf ſeinen Münzen aus geraubtem Kirchenſilber führte.

Der Weg, den dieſe Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der ſchrecklichſten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Stifter ſammelte ſie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein

zu plündern. Von Freund und Feind von dort vertrieben, stieß der Administrator bei Höchst auf Tilly, und verlor sein halbes Heer um über den Main zu kommen. Mit dem Ueberrest seiner Truppen stieß er zu Mannsfeld, und beide vereint, von Tilly verfolgt, stürzten sich abermals auf das Elsaß. Sie hatten mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; allein diese Lebensart war auch von allem Ungemach, und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten sie sich durch wachsame Feinde stehlen. Während daß der Kurfürst Friedrich nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte, und sich mit seinem Namen schmückte, war vorzüglich sein Schwiegervater, König Jacob I. von Großbrittanien bemüht, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand forderte vor Allem, daß er die Waffen niederlege; indem sein wildes Heer allein den Krieg in Deutschland noch fortsetze. Auf Jacobs Geheiß ertheilte Friedrich dem Mannsfeld und dem Administrator den Abschied, und erwartete in Holland sein Schicksal.

Jetzt hätte in Deutschland Frieden sein können, wenn Mannsfeld und der Administrator in Folge ihres Abschiedes ihre Truppen auch verabschiedet hätten; allein sie waren blos eines Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie

nicht in Rüſtung geſetzt, (war blos ein löblicher Namen für unlöbliches Unternehmen) alſo konnte ſein Abſchied ſie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleichviel für weſſen Sache ſie kriegten. Nach einem vergeblichen Verſuch des Grafen Mannsfeld, in die Dienſte des Kaiſers zu treten, zogen ſie ſich beide nach Lothringen, wo die Ausſchweifungen ihrer Truppen bis in das Innerſte Frankreichs Schrecken verbreiteten. Einige Zeit lang harrten ſie hier vergebens auf einen Herrn, der ſie dingen ſollte, als die Holländer ihnen Dienſte anboten. Aber auch Holland war dieſer ſchlimmen Gäſte bald müde, und benützte den erſten Augenblick von Erhohlung, ſich ihres gefährlichen Beiſtandes zu entledigen. Mannsfeld ließ ſeine Truppen in der fetten Provinz Oſtfriesland zu neuen Thaten ſich ſtärken. Chriſtian voll Leidenſchaft für die Pfalzgräfinn, die er in Holland hatte kennen gelernt, und kriegsluſtiger als je, führte die Seinigen nach Niederſachſen zurück; den Handſchuh dieſer Prinzeſſinn auf dem Hut, und die Deviſe: »Alles für Gott und ſie« auf ſeinen Fahnen. Dieſe kühnen Parteigänger konnte man nicht ungehindert Raub und Plünderung fortſetzen laſſen; der bairiſche General Tilly folgte dem Herzog Chriſtian auf dem Fuße nach, ein anderes Corps der Ligue ließ Mannsfeld nicht aus den Augen. So waren es zwei unruhige Geiſter, die das Ende des Religionskrieges aufhielten, obwohl ſie den Krieg

nicht um der Religion willen, ſondern für Beute und wüſtes Leben führten.

In dieſe Zeit fällt der oberöſterreichiſche Bauernaufruhr unter Stephan Fadinger, ein Namen, der jetzt noch nach mehr als 200 Jahren ſchreckliche Erinnerungen mit ſich führt. Die oberöſterreichiſchen Stände, heftiger noch als die unteröſterreichiſchen, unter dem Vorwand der Religion nach gänzlicher Unabhängigkeit ſtrebend, hatten ihre Bauern ſchon unter Mathias aufgeboten und bewaffnet, und widerſetzten ſich auch Ferdinand II. bei ſeiner Thronbeſteigung. Als dieſer ſeinem Schwager, dem Herzog Maximilian von Baiern zur Deckung des Kriegsaufwandes, den er für ihn machte, Oberöſterreich verpfändete und einräumte, gab die Klage über eine fremde Regierung neuen Stoff zu Vermehrung von Unruhen und Gewaltthätigkeiten. Es geſchah, was überall geſchieht, wo man der rohen Menge die Waffen in die Hände gibt; Herzog Ernſt Ludwig von Sachſenlauenburg z. B. hatte auf ſeiner Reiſe nach Wien am 26. Juli 1620 beim Mittagmahl zu Eferding geäußert, »es würden bald andere Gäſte — er meinte die Baiern — nach Oberöſterreich kommen.« Die Bauern paßten ihm auf und ermordeten ihn. Klöſter und Schlöſſer plünderten ſie aus und erſchlugen die Bewohner. Einen bairiſchen Soldaten, den ſie gefangen bekamen, tödteten ſie unter ausgeſuchten Martern. Im Auguſt kam Maximilian mit ſeiner Armee nach Linz; die Soldaten der Stände nahm er in ſeinen Dienſt, die Stände

mußten, ungeachtet aller Proteſtationen, die Conföderationsacten abgeben, und in ſeine Hände dem Kaiſer Interimshuldigung leiſten. Nachdem er den Grafen Adam von Herberſtorf zum Statthalter eingeſetzt hatte, zog er gegen Böhmen, und vereinigte ſich unterweges mit Boucquoi. Jörger, Landau, Ungnad, Tſchernembel, welche bisher die größten Schreier und Aufhetzer unter den Ständen waren, ſchlichen ſich bei Maximilians Erſcheinen aus dem Lande; Tſchernembel flüchtete nach Prag, wo er auf einige Wochen Friedrichs Kriegspräſident war.

Durch des Statthalters gemäßigtes Benehmen, durch des Kaiſers Güte und durch die Erfahrung, daß es leichter iſt, Einem Kaiſer als hundert Rebellen zu dienen, wurde eine gänzliche Unterwerfung der Stände herbeigeführt. Jetzt hätten ſie gerne auch ihre Bauern zur Ruhe gebracht; allein in früheren Jahren hatten die Herren ihre Unterthanen ja faſt mit Gewalt zur Glaubensveränderung vermocht. Religionshaß legt der gemeine Mann ſo leicht nicht ab, leicht hingegen gewöhnt er ſich an Mord und Raub anſtatt der ſchweren Feldarbeit. Die flüchtigen Landesherrn, deren Güter confiscirt worden, die ſie nur durch Aufruhr wieder zu gewinnen hoffen konnten, nährten dieſen Geiſt durch geheime Boten; ſelbſt von Kurfürſt Friedrich, von Mannsfeld, ſpäter vom König von Dänemark erhielten ſie Aufmunterung. Der Aufſtand, in einer Gegend auf kurze Zeit gedämpft, brach gleich wieder in einer andern aus.

Die Gluth glimmte unter dünner Aſchendecke fort; ein leichter Windſtoß jagte ſie in helle Flammen auf.

Ein bairiſcher Soldat bekam am 17. Mai 1626 mit einem Bauer Streit über ein Pferd, mehre Bauern und Soldaten verſammelten ſich, es kam zum ernſten Handgemenge, acht Soldaten wurden getödtet. So ganz waren ſie auf ein dergleichen Ereigniß gefaßt, daß ſie zwei Tage daruach am 19. ſchon an 16tauſend verſammelt waren, Gewehre und zwölf Kanonen hatten, einige Schlöſſer belagerten, offne Orte plünderten, Geiſtliche ermordeten, die Soldaten tödteten, auch wenn ſie ſich gefangen gaben. Ein allgemeines Aufgebot erließen ſie, jeder mußte die Waffen ergreifen, oder wurde geprügelt bis er es that. Der Statthalter, dem man glauben machte, daß ihrer nur zweitauſend wären, zog ihnen mit 1200 Mann entgegen, und griff ſie an, denn ſie waren größtentheils im Wald verſteckt. Er wurde geſchlagen, verlor fünfhundert Mann, zwei Wagen mit Munition und ſeine Kanonen. Dieſer erſte Sieg machte ſie noch trotziger und verwegener. Als oberſter Anführer wurde Stephan Fadinger erwählt, der früher ein Hutmacher, damals Beſitzer eines großen Bauerngutes war; ein kühner unternehmender, ſeiner Aufgabe gewachſener Mann. Er nannte ſich Oberhauptmann der chriſtlich evangeliſchen Armee oder verſammelten Bauerſchaft in Oberöſterreich; ſetzte jedem Viertel des Landes einen Hauptmann vor, ſo wie jetzt die Kreishauptleute beſtehen; ernannte geheime Räthe, Kriegsräthe, Proviant-

meiſter, Feldſchreiber; gab eine Defenſionsordnung heraus, beſetzte die Gränzen, beſchützte ſie mit Schanzen und Verhauen, ſperrte die Donau mit Ketten, die noch in dem k. k. Zeughaus zu Wien Verwunderung erregen. Er wußte auch Leute über ſeinen Stand für ſeinen Dienſt zu gewinnen, z. B. den Stadtrichter und den Stadtkämmerer von Steier, einen Doctor und Achaz Wiellinger, der unter dem Ritterſtand von Oberöſterreich Sitz und Stimme hatte.

So lange Fadinger lebte, wurden die Bauern wohl hier und da in kleineren Treffen geſchlagen und hart beſtraft, aber im Ganzen ſpielten ſie auf grauſame Art den Meiſter. Immer wußte Fadinger Unterhandlungen unter vorgeſpiegelter Bereitwilligkeit zur Unterwerfung anzuknüpfen, und ſo geneigt der Kaiſer war, Vieles zuzugeſtehen, wußte Fadinger es immer ſo zu führen, daß ſie ohne Erfolg blieben. Ferdinand und Maximilian waren in Ungarn und Deutſchland zu ſehr beſchäftiget, um eine Macht nach Oberöſterreich abſenden zu können, die genügend geweſen wäre, dort die Ruhe durch die Waffen herzuſtellen. Bethlen Gabor hatte, von ſeinen Glaubensgenoſſen aufgefordert, wieder den Waffenſtillſtand gebrochen.

Maximilian hatte ſich um den Kaiſer hoch verdient gemacht, indem er nicht nur die böhmiſchen Rebellen geſchlagen, ſondern auch die Ruheſtörer in Deutſchland verfolgte. Ferdinand, um ihn zu belohnen, übertrug am 25. Februar 1523 die von Friedrich verwirkte kurfürſtliche Würde auf Maximilian.

In einen Schrei des Entsetzens brachen die Protestanten darüber aus; sie hatten erwartet, den Pfalzgrafen nächstens in seine Würden und Länder wieder eingesetzt zu sehen, sie fanden nichts ernstlich strafwürdiges in seinem Benehmen; sie hatten vergessen, daß Kaiser Carl V. um geringere Veranlassung die sächsische Kurwürde von der älteren auf die jüngere Linie übertragen hatte. Die Belehnung Maximilians geschah mit Zustimmung aller Kurfürsten, selbst des protestantischen Johann Georgs von Sachsen und Brandenburgs, und es wurden den Kindern und Agnaten Friedrichs ihre Rechte vorbehalten, was bei der Uebertragung der sächsischen Kurwürde nicht geschah. Doch nennt selbst Schiller — so weit kann Parteilichkeit verblenden, — diese Belehnung eine Verspottung der Reichsgrundgesetze, und erwähnt des milden Vorbehaltes auf unedle Weise.

Graf Mannefeld war zu gut beobachtet, als daß er jetzt etwas unternehmen konnte, Christian wagte einen Feldzug und wurde geschlagen, Gabor mußte Frieden schließen.

Der Kaiser und die Ligue standen bewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte. Es hätte allerdings wieder Friede werden können, und wäre geworden, denn der Kaiser wünschte ihn sehr, da alle seine Länder so viel gelitten hatten, die Ruhe nur gewaltsam hergestellt, und der größte Theil von Ungarn verloren war. Allein in Niederdeutschland waren die Protestanten die herrschende

Macht, hier waren der katholiſchen Kirche die meiſten Stifter entriſſen worden. Die Fürſten beſorgten, dieſe Stifter, in welchen ein nicht geringer Theil ihrer Macht beſtand, der Kirche zurückgeben zu müſſen.

In möglichſter Eilfertigkeit bewaffnete ſich alſo der niederſächſiſche Kreis. Außerordentliche Kriegesſteuern wurden gehoben, Truppen geworben, und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subſidien. Man überlegte, ob man den König von Schweden oder den von Dänemark an die Spitze des Bundes ſtellen ſollte. Beide Könige bewarben ſich wetteifernd um die Ehre, den niederſächſiſchen Kreis zu beſchützen und die furchtbare Macht Oeſterreichs zu bekriegen. Beide brachten ihre Vorſchläge und Bedingungen vor das engliſche Miniſterium, wo es endlich Chriſtian IV. gelang, ſeinen Mitwerber zu überbieten. Je mehr Lorbern er ſich ſelbſt in dieſem Feldzug verſprach, deſto weniger konnte er es von ſich erhalten, ſie ſeinem beneidenden Nachbar zu gönnen.

Um ſeinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, ſich im Felde zu zeigen. Zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes ernannt, hatte er in kurzem ein 60,000 Mann ſtarkes Heer auf den Beinen; der Adminiſtrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunſchweig, die Herzoge von Meklen-

burg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth; und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen, und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises, und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben. Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen, Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an.

Hier haben wir das Geständniß eines eifrigen Protestanten, daß der niedersächsische Kreis den Krieg wieder angefangen, daß er sich unter frecher Lüge, es gelte die Aufrechthaltung der Ruhe, zur Demüthigung des Kaisers rüstete, daß er mit fremden Mächten unterhandelte, einen fremden Herrscher mit seiner bewaffneten Macht ins Land rief. Diesem

Beginnen fehlt nichts zur strafbarsten Felonie und Rebellion.

Die furchtbare Macht des Kaisers, vor der sie so große Besorgnisse äußerten, hat so wenig bestanden, daß Schiller auf dem nächsten Blatte selbst sagt: Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn der drückenden Abhängigkeit von Baiern überheben, und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Lande viel zu sehr erschöpft, um die unermeßlichen Kosten einer solchen Kriegsrüstung bestreiten zu können.

Der Kaiser selbst erkannte nur zu gut, wie weit er von einer furchtbaren Macht entfernt, und wie nothwendig es war, dem, für jene Zeiten, ungeheurem Heere Christians wenigstens 20,000 Mann entgegen zu stellen. Aber auch dazu war man in Verlegenheit, die Mittel aufzutreiben. Graf Wallenstein, ein böhmischer Güterbesitzer, hatte von Jugend auf in den Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Ungarn und Siebenbürger auf das rühmlichste gedient, war in der Schlacht am weißen Berg Oberster, schlug dann als General eine ungrische Armee in Mähren. Dieser welthistorische Mann bot sich an, auf eigene und seiner Freunde Kosten zum Dienst des Kaisers eine Armee auszurüsten, zu bekleiden, zu unterhalten, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf 50,000 Mann zu vergrößern. Nach wenigen Monaten verließ er noch 1625 mit 20,000 Mann die Gränzen Böh-

mens; bald darauf erſchien er mit 30,000 Mann an den Gränzen Niederſachſens. Sein Ruf war ſo groß, jeder ſeiner Schritte zeigte ſo ganz den gebornen Feldherrn, daß ſelbſt regierende Fürſten ſich jetzt erboten, Regimenter für Oeſterreich aufzuſtellen. Er hatte nämlich die, erſt in neueſter Zeit mit glänzendem Erfolg angewandte Kunſt, ohne Raubzüge den Krieg durch den Krieg zu beſtreiten, ſchon frühe ausgefunden. Was von dem Geitze ſeiner Mutter und von geerbten ungeheuren Reichthümern erzählt wird, gehört ohne Zweifel zur Fabel; die von Förſter herausgegebenen Originalbriefe zeigen vielmehr, daß er öfters in Verlegenheit um Geld geweſen war.

Wallenſtein (eigentlich Waldſtein) hatte den Auftrag, zu der Armee des Tilly zu ſtoßen; allein, ein beſſerer General, als die Hofkriegsräthe, die ihm den Auftrag gegeben, und mehr geneigt zu befehlen als zu gehorchen, nahm er bei Deſſau an beiden Ufern der Elbe Poſition. Der König von Dänemark erkannte bald die ganze Gefahr dieſer Stellung, wo er zwiſchen zwei feindlichen Armeen im Rücken angefallen, von ſeinen eigenen Ländern abgeſchnitten werden konnte. Er zog noch Herzog Chriſtian und Mannsfeld an ſich. Dieſer muthige Parteigänger wagte es, ſich Wallenſtein bei Deſſau entgegen zu ſtellen. Wallenſtein ſchickte dem Tilly einige Regimenter; mit den übrigen griff er Mannsfeld an, ſchlug ihn, jagte ihn durch Schleſien, Mähren, Ungarn bis nach Siebenbürgen, wo er den Reſt ſeiner Truppen zerſtreute, und Bethlen Gabor zum Frieden zwang. Schiller erzählt

dasselbe folgendermaßen: »Wallenstein war dem Grafen Mannsfeld gefolgt, ohne seinen Marsch aufhalten, oder seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksal verfolgt, und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurch geschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen; und anstatt der gehofften Diversion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallensteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Uebereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkältete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahl von Hoffnung wieder zu brechen, wies er Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem andern Geld aufzubringen.

Man sieht, daß es auch über Vorgänge vor 200 Jahren zweierlei Armeeberichte geben kann. Mannsfeld nahm seinen Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; nicht weit von Zara er-

eilte ihn der Tod. Christian von Braunschweig starb kurz vorher auch im Bette.

Der König von Dänemark mußte mit all seiner Uebermacht sich darauf beschränken, eine entscheidende Schlacht mit Tilly zu vermeiden, dessen überlegenes Feldherrntalent sie eifrig suchte. Jetzt, mit Wallensteins Regimentern verstärkt, zwang Tilly den König am 21. Juli 1627 bei Lutter am Barrenberg zur Schlacht. Ein glänzender Sieg war der Erfolg. Sechzig Fahnen, die ganze Artillerie, Bagage und Munition der Dänen ging verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen 4000 von den Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr und ergaben sich dem Sieger. Der König entfloh mit seiner Reiterei, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlag bald wieder.

Das folgende Jahr kam Wallenstein wieder aus Siebenbürgen herauf. Beide große Feldherrn mit einander vereint hatten bald das ganze nördliche Deutschland bis auf wenige feste Plätze im Besitz. Christian verließ 1628 das feste Land von Deutschland, und verbarg sich in seinen Inseln. Das folgende Jahr unterzeichnete er den Kopenhagner Frieden, wie ihn Wallenstein dictirte, zwar nicht zu seinem Ruhme, doch hielt er ihn zu seiner Ehre. Er erhielt seine Besitzungen in Deutschland, die er bis auf Glückstadt alle verloren hatte, zurück; nur verpflichtete man ihn, die Ruhe Deutschlands nicht wieder zu stören.

das Reſtitutions-Edict in Ausführung zu bringen, und die von den Proteſtanten zurückzuſtellenden Kirchengüter zu übernehmen. Mit Augsburg, wo der Friede geſchloſſen worden, machte man den Anfang, die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Biſchofs zurücktreten, und ſechs proteſtantiſche Kirchen wurden darin geſchloſſen (zurückgeſtellt vielmehr). »Eben ſo mußte der Herzog von Würtemberg ſeine Klöſter herausgeben. Dieſer Ernſt ſchreckte alle evangeliſche Reichsſtände auf, aber ohne ſie zu einem thätigen Widerſtand begeiſtern zu können. Die Furcht vor des Kaiſers Macht wirkte zu mächtig; ſchon fing ein großer Theil an, ſich zur Nachgiebigkeit zu neigen.

Der gutmüthige Kaiſer ließ ſich dadurch bewegen, die ſtrenge Vollſtreckung des Reſtitutions-Edictes noch ein Jahr lang zu verſchieben. Er ordnete eine Kurfürſtenverſammlung 1630 in Regensburg an, und begab ſich ſelbſt dahin, in beſter Hoffnung, auf dem gelindeſten Wege alle Beſchwerden zu heben, und Deutſchland zu beruhigen. Ein Jahr war ſchon in Ruhe vergangen; es gab unter den proteſtantiſchen Fürſten einige, die großmüthig geneigt waren, auf einen Beſitz, deſſen Rechtmäßigkeit in Zweifel gezogen war, dem leidenden Vaterland zu Liebe Verzicht zu leiſten. Es hätte dem guten Willen des Kaiſers gelingen müſſen, vorerſt die allgemeine Ruhe zu befeſtigen, in der Folge ein bleibendes Uebereinkommen herbei zu führen; wenn nicht — Richelieu

vor dem Religionsfrieden eingezogenen Kirchengüter unbestritten lassen. Der Besitzstand zur Zeit des Religionsfriedens aber brachte mit sich, daß die Protestanten die seither der katholischen Kirche abgenommenen Güter wieder zurückstellten. Davon wollten sie nichts hören; sie benahmen sich bei den vorläufigen Unterhandlungen, als wären sie alle die zehn Jahre her nicht immer die Geschlagenen sondern die Sieger gewesen. Schiller berichtet die Beweggründe dieses Benehmens: Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig außer Zweifel setzte.

Es ist hier nicht der Ort, diese Streitfrage abzuhandeln, nur wird gelegenheitlich bemerkt, daß katholische Fürsten zwar auch Stifter und Klöster aufheben, derselben Eigenthum aber keinesweges zu Vermehrung ihrer Einkünfte und ihrer Macht verwenden, sondern ganz und gar, wofür sie ursprünglich gestiftet worden, für Religion und wissenschaftlichen Unterricht.

Der Kaiſer betrachtete die Streitfrage als eine Gewiſſensſache. Mit wohlbedachtem Rath entwarf er ein Reſtitutions-Edict, welches entſchied, daß jede nach dem Datum des Religionsfriedens von den Proteſtanten geſchehene Einziehung ſowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinn dieſes Friedens zuwider laufe, und als eine Verletzung desſelben widerrufen ſei. Nicht weniger als zwei Erzbisthümer (Magdeburg und Bremen) und zwölf Bisthümer ſtanden auf der Liſte; außer dieſen eine unüberſehliche Anzahl von Klöſtern, welche die Proteſtanten ſich zugeeignet hatten.

Nachdem Ferdinand II. die Zuſtimmung aller katholiſchen Kurfürſten, und ſelbſt Kurſachſens erhalten hatte, publicirte er 1629 ſein Reſtitutions-Edict. In dem Eingange ſpricht er ſich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, deſſen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelſt kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberſter Schiedsmann und Richter zwiſchen beide ſtreitende Parteien zu treten. Dieſes Recht gründete er auf die Obſervanz ſeiner Vorfahren, und auf die ehemals geſchehene Einwilligung ſelbſt proteſtantiſcher Stände.

Kurſachſen hatte dem Kaiſer wirklich dieſes Recht zugeſtanden. Wenn aber der Buchſtabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der

ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst, und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter sein, ohne die Freiheit des deutschen Reiches in einen leeren Schall zu verwandeln.

Es war nicht des Kaisers eigene Sache! Bei dieser Frage war es den Katholiken nicht um Privateigenthum zu thun, sondern um Eigenthum der Kirche. Ferdinand, der selbst mit confiscirten weltlichen Gütern nicht sich bereicherte, sondern Klöster stiftete und Kirchen baute, würde ganz gewiß zurückgestelltes Kircheneigenthum nicht sich zugeeignet, und eben so wenig, wie Schiller ungerecht vermuthet, die ihm anhängenden Fürsten damit belohnt haben. Die Behauptung übrigens, daß der Kaiser selbst, wie es hier der Fall war, mit Zustimmung aller Kurfürsten bis auf einen, über einen in Zweifel gezogenen Artikel des Religionsfriedens nicht entscheiden könne, weil er entweder Katholik oder Protestant, also immer Partei sei, gränzt ein wenig ans Komische; denn es würde uns sonach Niemand erübrigen, um über unsere Religionsstreite zu entscheiden als der türkische Kaiser.

Kaiserliche Commissarien wurden ernannt, um

das Reſtitutions-Edict in Ausführung zu bringen, und die von den Proteſtanten zurückzuſtellenden Kirchengüter zu übernehmen. Mit Augsburg, wo der Friede geſchloſſen worden, machte man den Anfang, die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Biſchofs zurücktreten, und ſechs proteſtantiſche Kirchen wurden darin geſchloſſen (zurückgeſtellt vielmehr). »Eben ſo mußte der Herzog von Würtemberg ſeine Klöſter herausgeben. Dieſer Ernſt ſchreckte alle evangeliſche Reichsſtände auf, aber ohne ſie zu einem thätigen Widerſtand begeiſtern zu können. Die Furcht vor des Kaiſers Macht wirkte zu mächtig; ſchon fing ein großer Theil an, ſich zur Nachgiebigkeit zu neigen.

Der gutmüthige Kaiſer ließ ſich dadurch bewegen, die ſtrenge Vollſtreckung des Reſtitutions-Edictes noch ein Jahr lang zu verſchieben. Er ordnete eine Kurfürſtenverſammlung 1630 in Regensburg an, und begab ſich ſelbſt dahin, in beſter Hoffnung, auf dem gelindeſten Wege alle Beſchwerden zu heben, und Deutſchland zu beruhigen. Ein Jahr war ſchon in Ruhe vergangen; es gab unter den proteſtantiſchen Fürſten einige, die großmüthig geneigt waren, auf einen Beſitz, deſſen Rechtmäßigkeit in Zweifel gezogen war, dem leidenden Vaterland zu Liebe Verzicht zu leiſten. Es hätte dem guten Willen des Kaiſers gelingen müſſen, vorerſt die allgemeine Ruhe zu befeſtigen, in der Folge ein bleibendes Uebereinkommen herbei zu führen; wenn nicht — Richelieu

gewesen wäre. Deutschland ist durch seine Lage und durch die Kraft seines Volkes, gleichsam die Centralfestung von Europa, geeignet, die übrigen Reiche in Frieden zu erhalten, durch Wissenschaft, Kunst und Handel mit einander zu verbinden. Allein mancherlei hinderte es seit alter Zeit, seine hohe Bestimmung zu erfüllen. So wie ein Schriftsteller unserer Tage den Grundsatz ausspricht: Alles ist recht, was nützt, so war es Richelieus Maxime: Alles ist recht, was Deutschland schadet und Oesterreich schwächt. Er übersah die Gelegenheit damals nicht, seine Maxime wirksam in Anwendung zu bringen. Alles Blut, was seit 1630 noch durch achtzehn Jahre geflossen, alle Verwüstung und Verwilderung, die Deutschland in jenen unglücklichen Jahren erlitten, hat es diesem Minister zu verdanken, der, selbst Cardinal, die Protestanten, die er in Frankreich verfolgte, in Deutschland beschützte. Jenes nicht aus Haß, dieses nichts aus Liebe, beides nur aus Politik. Von allen Seiten setzte er seine Maschinen in Bewegung. Den König von Schweden Gustav Adolph, einen kriegserfahrnen, persönlich tapfern, ehrgeizigen Herrn im kraftvollen Mannesalter von 36 Jahren ersah sich der Cardinal zum Heerführer der deutschen Protestanten. Er war im Kriege mit Pohlen begriffen, Richelieu vermittelte Waffenstillstand auf sechs Jahre; und hetzte Rußland gegen Pohlen, um es inzwischen zu beschäftigen. An den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, um diesen wankelmüthigen Mann zum wiederholten Friedensbruch zu

vermögen, und gegen den Kaiſer in Waffen zu bringen. Mit Guſtav Adolph ſchloß Richelieu ein Bündniß und zahlte ihm Subſidien, doch mußte dieſer Vertrag vor der Hand geheim bleiben. Bei den proteſtantiſchen Ständen gingen Unterhändler herum, verſprachen ſchwediſche Hülfe, ermunterten zum Widerſtand gegen das Reſtitutions-Edict, zu Klagen gegen Wallenſteins Stolz und Präpotenz und Gelderpreſſungen. Aber auch die katholiſchen Fürſten, und vor allen den Curfürſten von Baiern wollte Richelieu von dem Kaiſer abwendig machen, und dieſen in die gefährliche Wahl ſtellen, entweder ſich von Maximilian und dem größten Theil der Ligue verlaſſen zu ſehen oder Wallenſtein zu entlaſſen: Eines ſo verderblich als das Andere. Wallenſteins unbändiger Stolz und ſchonungsloſe Härte, womit er in Feindes und Freundes Land die Bedürfniſſe der Armee beitrieb; und die Eiferſucht und Empfindlichkeit des Kurfürſten von Baiern ließen dem Cardinal freies Spiel. Vor Wallenſteins Erſcheinen war Maximilian die Seele der katholiſchen Partei. Der Kaiſer, durch Bande der Jugendfreundſchaft und Schwägerſchaft mit ihm verbunden, und ſich ſelbſt bewußt, zum Feldherrn nicht geboren zu ſein, ließ ihn gerne gewähren. Ferdinand war Kaiſer dem Namen nach, Maximilian war es in der That geweſen. Er hatte ſich auch hoch verdient gemacht durch die Schlacht am weißen Berg, durch ſeines Generals Tilly Siege, wo er einen Feind fand, durch ſeines Generals Pappenheim Unterdrückung des Aufruhrs in Ober-

österreich, durch die Niederlage des Dänenkönigs. Er ist mit dem Kurhute belohnt worden. Allein jetzt war es Wallenstein, auf den sich aller Augen richteten, er war Herzog von Friesland genannt, ihm war das Herzogthum Meklenburg eingeräumt worden, er stand zunächst an der Kurwürde, er machte kein Geheimniß daraus, daß er es zur Königskrone bringen wolle. Das reizte Maximilian auf; in Schatten gestellt, fast überflüssig geworden zu sein, konnte er nicht vertragen. Richelieu, davon wohl unterrichtet, spiegelte dem Kurfürsten und den größeren katholischen Fürsten eine Verbindung mit Frankreich vor, um die katholischen Lande sowohl gegen die Protestanten, als gegen die Gewaltthaten des kaiserlichen Generals zu schützen. Damit brachte er sie zu dem Entschluß, entweder Wallenstein zu stürzen, oder in ein Bündniß mit Frankreich zu treten. Des großen Wallenstein großer Fehler war gränzenloser Stolz. Er wußte, daß er sich damit alle Welt zu Feinde machte; allein das Bewußtsein seiner Verdienste und seiner damals noch von Niemand bezweifelten reinen Absichten setzten ihn über Alles hinaus; selbst über den Anflug vom Lächerlichen, als er sich kaiserlichen Generalissimus zu Land und zu Wasser nannte, ohne eine Flotte zu haben; und als er von Stralsund abziehen mußte, obschon er sich vermessen hatte, die Stadt zu nehmen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel befestiget wäre. Die Bedürfnisse der Armee muß der General vor allem befriedigen, wenn er nicht durch Ausreißer und Meuterer in

Nachtheil geſetzt ſein will. Dafür, wenn es die Noth erfordert, kann er des Herrn eigenes Land nicht ſchonen. In der Methode mag da Wallenſtein gefehlt, und eine unabwendbare Laſt durch die Härte ſeines Charakters bis zum Unerträglichen geſteigert haben. Man ſpricht jedoch gar zu leicht Uebles gegen den Mann, den man haßt, als daß nicht Vieles, was über Wallenſteins Gelderpreſſungen und ungeheuren Aufwand geſchrien und geſchrieben worden, zu den Uebertreibungen gehören ſollte. Ein Beiſpiel für alle. Schiller ſchreibt: Dürfte man einer ausſchweifenden Angabe aus jener Zeit trauen, ſo hätte Wallenſtein in einem ſiebenjährigen Commando 60,000 Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutſchlands an Contributionen erhoben. Wo iſt das Geld hingekommen? — Ganz Europa hat jetzt nicht einmal ſo viel Schulden!

Ferdinand II. kam mit dem verſöhnlichſten Gemüthe, und in der ſchmeichelhaften Hoffnung nach Regensburg, es zum allgemeinen Frieden zu führen. Unerwartet wurde er mit Klagen und Beſchwerden über Wallenſteins Erpreſſungen beſtürmt. Nicht unſchuldig an den Abſcheulichkeiten, die ſein Name in Deutſchland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derſelben, beſann ſich Ferdinand nicht lange, den Forderungen der Fürſten zu willfahren, und von ſeinen im Felde ſtehenden Heeren achtzehnhundert Mann Reiterei abzudanken. Als dieſe Truppenverminderung geſchah, rüſteten die Schweden ſich ſchon lebhaft

Dänemark, auf eigne Faust lebend, zerstreut umher irrte, sammelte sich unter ihm; leider auch nicht wenige Soldaten des abgesetzten Wallenstein. Der alternde und schwache Bogislav, Herzog von Pommern, kam selbst ins schwedische Lager, schloß Allianz, öffnete Stettin. So hatte der König in wenigen Tagen ein Heer von 80,000 Mann und eine deutsche Festung.

In seinem Eifer erzählt Schiller: der Kaiser habe sich bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet; es sei ihm aber damit nicht Ernst gewesen sondern seine Absicht nur dahin gegangen, das Verhaßte des Angriffs von sich auf den König von Schweden abzuwälzen. Ein Blatt früher hingegen sagt er, der König habe ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten angefangen.

Die, nicht dem zehnten Theil der schwedischen Armee gewachsenen, kaiserlichen Truppen zogen sich ins Brandenburgische zurück, und vereinigten sich dort mit der schwachen Macht des Grafen Schaumburg. Die Herzoge von Meklenburg fanden sich wieder ein, ergriffen öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen, und übertrugen das Commando darüber dem Herzog Franz Carl von Sachsen Lauenburg. Pappenheim erschien, und nöthigte ihn, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. Noch vor wenigen Wochen wurde zu Regensburg

viel geſchrien gegen die übermäßige kaiſerliche Armee in Deutſchland, und über die unerſchwingliche Laſt, ſo viele Truppen zu verpflegen. Es war eitel Uebertreibung und Lüge. Die Fortſchritte des Königs von Schweden in Pommern und Brandenburg ließen den neuen Generaliſſimus keine Zeit verlieren. In möglichſter Schnelligkeit zog er die kaiſerlichen Truppen, die durch ganz Deutſchland zerſtreut waren, an ſich; aber es koſtete viele Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfniſſe zuſammen zu bringen. Endlich erſchien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er ſich mit dem Ueberreſt der Schaumburgiſchen Truppen vereinigte. Alles alſo, was der kriegserfahrne, thätige, ſtrenge Tilly in ſechs Monaten aus ganz Deutſchland, Pommern und Brandenburg allein ausgenommen (denn Pappenheim war ſchon zu ihm geſtoßen) aufbringen konnte, waren zwanzigtauſend Mann!

Nebſt der Abſetzung Wallenſteins wurde kaiſerlicherſeits noch eine großer Fehler gemacht, der einen wichtigen und treuen Freund, den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen koſtete. Chriſtian Wilhelm aus dem Hauſe Brandenburg, ſogenannter Adminiſtrator, eigentlich Landesherr des geweſenen Erzbisthums Magdeburg, war wegen ſeiner Verbindung mit dem König von Dänemark, als dieſer in Deutſchland einfiel, in die Reichsacht erklärt wor-

Dänemark, auf eigne Faust lebend, zerstreut umher irrte, sammelte sich unter ihm; leider auch nicht wenige Soldaten des abgesetzten Wallenstein. Der alternde und schwache Bogislav, Herzog von Pommern, kam selbst ins schwedische Lager, schloß Allianz, öffnete Stettin. So hatte der König in wenigen Tagen ein Heer von 30,000 Mann und eine deutsche Festung.

In seinem Eifer erzählt Schiller: der Kaiser habe sich bereitwillig finden lassen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet; es sei ihm aber damit nicht Ernst gewesen sondern seine Absicht nur dahin gegangen, das Verhaßte des Angriffs von sich auf den König von Schweden abzuwälzen. Ein Blatt früher hingegen sagt er, der König habe ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten angefangen.

Die, nicht dem zehnten Theil der schwedischen Armee gewachsenen, kaiserlichen Truppen zogen sich ins Brandenburgische zurück, und vereinigten sich dort mit der schwachen Macht des Grafen Schaumburg. Die Herzoge von Meklenburg fanden sich wieder ein, ergriffen öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen, und übertrugen das Commando darüber dem Herzog Franz Carl von Sachsen Lauenburg. Pappenheim erschien, und nöthigte ihn, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. Noch vor wenigen Wochen wurde zu Regensburg

viel geſchrien gegen die übermäßige kaiſerliche Armee in Deutſchland, und über die unerſchwingliche Laſt, ſo viele Truppen zu verpflegen. Es war eitel Uebertreibung und Lüge. Die Fortſchritte des Königs von Schweden in Pommern und Brandenburg ließen den neuen Generaliſſimus keine Zeit verlieren. In möglichſter Schnelligkeit zog er die kaiſerlichen Truppen, die durch ganz Deutſchland zerſtreut waren, an ſich; aber es koſtete viele Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfniſſe zuſammen zu bringen. Endlich erſchien er in der Mitte des Winters an der Spitze von 20,000 Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er ſich mit dem Ueberreſt der Schaumburgiſchen Truppen vereinigte. Alles alſo, was der kriegserfahrne, thätige, ſtrenge Tilly in ſechs Monaten aus ganz Deutſchland, Pommern und Brandenburg allein ausgenommen (denn Pappenheim war ſchon zu ihm geſtoßen) aufbringen konnte, waren zwanzigtauſend Mann!

Nebſt der Abſetzung Wallenſteins wurde kaiſerlicherſeits noch eine großer Fehler gemacht, der einen wichtigen und treuen Freund, den Kurfürſten Johann Georg von Sachſen koſtete. Chriſtian Wilhelm aus dem Hauſe Brandenburg, ſogenannter Adminiſtrator, eigentlich Landesherr des geweſenen Erzbisthums Magdeburg, war wegen ſeiner Verbindung mit dem König von Dänemark, als dieſer in Deutſchland einfiel, in die Reichsacht erklärt wor-

den. Das proteſtantiſche Domcapitel poſtulirte an ſeiner Statt den Prinzen Johann Auguſt, zweiten Sohn des Kurfürſten von Sachſen. Der Kaiſer hingegen wollte das Erzbisthum wieder herſtellen, und ſeinen zweiten Sohn Leopold Wilhelm als Erzbiſchof einſetzen. Johann Georg fand ſich dadurch von Ferdinand perſönlich beleidigt, und der Feldmarſchall von Arnheim, ſein neuer Günſtling und Miniſter verſäumte nichts, die Empfindlichkeit ſeines Herrn aufs höchſte zu treiben. Vormals kaiſerlicher General unter Wallenſteins Commando, und noch immer deſſen eifrig ergebener Freund, ſuchte er, ſeinen alten Wohlthäter und ſich ſelbſt an dem Kaiſer zu rächen, und den Kurfürſten von Sachſen von dem öſterreichiſchen Intereſſe abzuziehen. Die Folge davon war der Leipziger Convent, zu dem Johann Georg im Februar 1631 alle evangeliſchen Stände einlud. Ein Monat vorher wurde das Bündniß zwiſchen Frankreich und Schweden mit dem Beiſatz bekannt gemacht, es ſoll allen Ständen und Fürſten (wohl zu merken) in und außer Deutſchland, ſelbſt den katholiſchen der Zutritt zu dieſem Bündniſſe offen ſtehen. Ein Beiſatz, der darauf hinzeigt, daß es ſich nicht mehr ſoviel um einen Religionskrieg, als um einen Krieg Frankreichs gegen Oeſterreich handelte. Die Bekanntmachung dieſes Bündniſſes hob den Muth aller Proteſtanten; doch gab es noch Viele unter ihnen, die Frankreich und Schweden gleichmäßig nicht trauten. Dieſe, und

den König an; doch litten ſie am 7. September 1631 eine entſchiedene Niederlage. Schwer verwundet Beide, mußten ſie fliehen; ſie hatten kein Glück mehr ſeit Magdeburg. Die moraliſche Wirkung dieſer Schlacht war bei weitem größer als der wirkliche Verluſt. Das bisher erhaltene unbedingte Zutrauen auf das kaiſerliche Hauptheer ging verloren. Guſtav Adolph erſchien unüberwindlich. Er wendete ſich nun gegen das Innere von Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in ſeinem Schooße geſehen hatte. Von jeher genoß dieſes Reich das zweideutige Vorrecht, nur ſein eigner Feind zu ſein; auch jetzt war es blos die Uneinigkeit ſeiner Glieder, was dem ſchwediſchen Eroberer die Brücke in ſeine innerſten Staaten baute. Tilly, der bald wieder eine Armee geſammelt hatte, legte ſich an den Lech, um Baiern zu beſchützen. Maximilian ſelbſt ſchloß ſich und ſeine Mannſchaft in Tilly's unüberwindliches Lager ein. Der König wagte doch den Uebergang zu erzwingen. Eine Falconetkugel zerſchmetterte Tilly den Schenkel, eine andere verwundete Altringer am Kopf; die Truppen ihrer beſten Führer beraubt, fingen an zu wanken; der Kurfürſt wider ſeinen Willen mußte ſich zum Rückzug entſchließen. Er erreichte unverfolgt das feſte Ingolſtadt, wo Tilly ſtarb, und ihm noch mit dem letzten Worte den trefflichen Rath gab, Regensburg zu beſetzen.

Der Schwedenkönig zog in München ein, der Kurfürſt von Sachſen am 11. November in Prag,

Bald darauf, am 10. Mai 1631 erſtürmten Tilly und Pappenheim das, auf die Vortrefflichkeit ſeiner Mauern trotzende Magdeburg. Greuel wurden da begangen, von welchen die Magdeburger nach 150 Jahren nicht ohne Schauder ſprechen konnten, und die der katholiſchen Sache unermeßlichen Nachtheil brachten. Daß Guſtav Adolph eine proteſtantiſche Stadt drei Stunden lang plündern ließ, hatte ihm viele Gemüther abwendig gemacht; Blut und Schutt von Magdeburg verwiſchte ſchnell das Bild des geplünderten Frankfurt. Johann Georg, der Magdeburg ſchon in den Händen ſeines Sohnes zu ſehen glaubte, war vorzüglich darob entrüſtet; das rauhe Verlangen Tilly's, ſeine Soldaten abzudanken oder ſie mit den kaiſerlichen zu vereinigen, und mit ihnen die Schweden aus dem Lande zu jagen, jagte den Kurfürſten vielmehr dem König in die Arme, mit dem er, dem Beſchluß des Leipziger Convents entgegen, ein Bündniß ſchloß. Guſtav Adolph hatte Brandenburg ſchon früher dazu gezwungen; Heſſenkaſſel, ungeduldig über die Plünderungen und Verheerungen der kaiſerlichen Soldaten, hatte ſich der erſte freiwillig dazu geſtellt.

Mit der ganzen Macht der Sachſen verſtärkt, traf Guſtav Adolph bei Leipzig auf Tilly und Pappenheim. Die Schlacht war unvermeidlich. Der alte, noch unbeſiegte Tilly griff des Königs linken Flügel, der ganz aus Sachſen beſtand, mit jugendlichem Ungeſtüm an und rieb ihn auf, Pappenheim ſtürmte ſiebenmal mit der entſchloſſenſten Opferung gegen

den König an; doch litten ſie am 7. September 1631 eine entſchiedene Niederlage. Schwer verwundet Beide, mußten ſie fliehen; ſie hatten kein Glück mehr ſeit Magdeburg. Die moraliſche Wirkung dieſer Schlacht war bei weitem größer als der wirkliche Verluſt. Das bisher erhaltene unbedingte Zutrauen auf das kaiſerliche Hauptheer ging verloren. Guſtav Adolph erſchien unüberwindlich. Er wendete ſich nun gegen das Innere von Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in ſeinem Schooße geſehen hatte. Von jeher genoß dieſes Reich das zweideutige Vorrecht, nur ſein eigner Feind zu ſein; auch jetzt war es blos die Uneinigkeit ſeiner Glieder, was dem ſchwediſchen Eroberer die Brücke in ſeine innerſten Staaten baute. Tilly, der bald wieder eine Armee geſammelt hatte, legte ſich an den Lech, um Baiern zu beſchützen. Maximilian ſelbſt ſchloß ſich und ſeine Mannſchaft in Tilly's unüberwindliches Lager ein. Der König wagte doch den Uebergang zu erzwingen. Eine Falconetkugel zerſchmetterte Tilly den Schenkel, eine andere verwundete Altringer am Kopf; die Truppen ihrer beſten Führer beraubt, fingen an zu wanken; der Kurfürſt wider ſeinen Willen mußte ſich zum Rückzug entſchließen. Er erreichte unverfolgt das feſte Ingolſtadt, wo Tilly ſtarb, und ihm noch mit dem letzten Worte den trefflichen Rath gab, Regensburg zu beſetzen.

Der Schwedenkönig zog in München ein, der Kurfürſt von Sachſen am 11. November in Prag,

die Franzoſen waren als offenbare Feinde eingerückt, und hatten das Kurfürſtenthum Trier beſetzt, alle proteſtantiſche Fürſten waren mit Guſtav Adolph im Bündniß, er hatte Verſtärkung von 8000 Schweden und 6000 Engländern erhalten, und benahm ſich als Herr und Geſetzgeber von Deutſchland. Die katholiſchen Fürſten konnten ſich kaum oder gar nicht ſelbſt vertheidigen, keiner einen Mann zu Ferdinands Verſtärkung entbehren. Minder kraftvolle Regenten wären unter ſolchen Verhältniſſen eine Beute der übermüthigen Feinde geworden, hätten auf den Thron Verzicht geleiſtet, und ſich mit einer Penſion abgefunden; denn nach Tilly's Tod war kein Feldherr von großem Namen da, und wenn ſich auch ein ſolcher gefunden hätte, ſo fehlte es an einer Armee.

Der ſtandhafte Ferdinand that, was allein zu thun übrig war; er bot dem tiefgekränkten Wallenſtein das Obercommando wieder an. Der Stolze beſann ſich, machte Bedingniſſe, nur mit ganz unbedingter Unabhängigkeit wollte er es ſich gefallen laſſen. Alles mußte zugeſtanden werden.

Als wenn ein Zauber an ſeinen Namen gebunden wäre, ſtand er nach drei Monaten in Mähren an der Spitze von 40,000 Mann. Von dem Laufe der Donau bis an die Weſer und den Oberſtrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Geſtirns. Ein neuer Geiſt fängt an, die Soldaten des Kaiſers zu beſeelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Friſche Hoffnun-

gen ſchöpfen die Papiſten und die proteſtantiſche Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Laufe der Dinge entgegen. Wallenſtein wirft die Sachſen aus Böhmen, und ſeine Abſicht iſt, in Sachſen einzudringen, um den Kurfürſten von ſeinem Bündniß mit Schweden abzubringen. Maximilian lag dem Kaiſer dringend an, ihm Wallenſtein zu Hülfe zu ſchicken, und wendete ſich auch an dieſen ſelbſt. Nun mag es ſein, daß er an Maximilian, der zu Regensburg vorzüglich auf ſeine Abſetzung gedrungen, und ſeine Wiedereinſetzung auch jetzt zu hindern geſucht hatte, ſich rächen wollte, denn er ließ ſich eine Zeitlang nicht dazu bewegen und antwortete dem Kaiſer, er könne Böhmen nicht entblößen, bis es ganz unterworfen, und er vor Sachſen ſicher ſei, es kann dieſes aber auch der einzige und wahre Beweggrund ſeiner Weigerung geweſen ſein. Nachdem er mit ſeinem Freund Arnheim, dem es aber ſo leicht nicht ward, ſeinen Herrn mit dem Kaiſer wieder zu verſöhnen, abgeſchloſſen, vereinigte ſich Wallenſtein mit dem Kurfürſten von Baiern. Guſtav Adolph wollte nicht ſeinen Ruhm auf das Glück einer Schlacht wagen, und warf ſich in Nürnberg. Wallenſtein bezog ein verſchanztes Lager über der Rednitz. Fünf und fünfzig Tage führten ſie den kleinen Krieg um Proviant und Fourage. Von der wachſenden Noth gedrungen, wagte ſich Guſtav Adolph nun an das Unmögliche; das durch Natur und Kunſt gleich unbezwingliche Lager zu ſtürmen. Deutſche waren es, denen Guſtavs

Parteilichkeit die tödtliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte, sie laufen Sturm gegen den Hügel, der einen eisernen Hagel ausspeit; hundert liegen todt, der Rest flieht. Jetzt führte er seine Finnländer zum Sturm; auch sie durch einen Feuerregen empfangen, wichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten, fünften und sechsten abgelöst, so daß während des zehnstündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerrissen von dem Kampfplatz zurückkehren; bis die Nacht ein Ende machte. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tag verlassen hatte, getraute der König sich nicht, am folgenden den Sturm fortzusetzen und zum ersten Mal überwunden, führte er seine Truppen über die Rednitz zurück. Diese Schlacht hat eine Familienähnlichkeit mit der von Aspern.

Noch ganze vierzehn Tage blieben die Armeen, einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zuerst zum Aufbruch zu nöthigen. Die steigenden Drangsale des Hungers lösten alle Bande der Zucht und Ordnung im schwedischen Lager auf. Ihr Deutschen vorzüglich — rief der König aus — seid Ursache, daß mich die Welt verflucht, daß ich öffentlich hören muß: der König, unser Freund, thut

Den ganzen folgenden Tag am 6. November 1632 ſchwankt der Sieg in mörderiſcher Schlacht von einer Seite zur andern. Die Kaiſerlichen ſtreiten gegen doppelte Uebermacht, der linke Flügel, das Centrum weichen dem Ungeſtüm der vom König ſelbſt angeführten Schweden. Wallenſtein ſtellt die Ordnung im Centrum wieder her, und ſchlägt den ſchwediſchen linken Flügel. Dieſem zu Hülfe zu kommen, führt des Königs Tapferkeit ihn zu nahe an die kaiſerliche Infanterie, ein Musketenſchuß zerſchwettert ihm den Ellenbogen, Schmerz und nahende Ohnmacht zwingen ihn umzukehren, da erhält er einen Schuß in den Rücken, er ſtürzt vom Pferd, und ſtirbt als Held. Ergrimmt über den Tod des Königs werfen ſich die ſchwediſchen Regimenter mit Wuth auf den linken Flügel, und ſchlagen ihn vollends aus dem Feld. Herzog Bernhard von Weimar übernimmt das Obercommando, und erneuert den Angriff. Der Zufall verſchwört ſich mit ihm; Feuer ergreift die kaiſerlichen Pulverwagen, Bomben und Granaden fliegen von rückwärts her, die beſtürzte Mannſchaft glaubt ſich von hinten durch die Sachſen angegriffen, und neigt ſich zur Flucht— da erſcheint Pappenheim auf dem Schlachtfeld mit Küraſſieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile ſind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Pappenheim ſammelt die zerſtreuten Leute des linken Flügels, und fortgeriſſen von ſeinem wilden Muth bricht er fürchterlich in die ſchwedi-

ſchen Schaaren ein, die ermattet vom Siege nach männlichem Widerſtand unterliegen. Schnell benutzt Wallenſtein den günſtigen Augenblick, das Treffen zu erneuern. Die dichtgeſchloſſenen ſchwediſchen Bataillons werden unter einem mörderiſchen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen ihnen zum zweiten Mal entriſſen. Das ganze gelbe Regiment, das trefflichſte von allen, lag todt dahingeſtreckt; das blaue hatte Pappenheim zu Boden geworfen. Wallenſtein ſelbſt ſah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühler Seele ſeine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit ſeinem ſtrafenden Blick. Um und neben ihm ſtürzen ſeine Völker entſeelt dahin, ſein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert, er ſelbſt kaum verwundet. Siebenmal wiederholte Pappenheim den Angriff, ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, zwei Musketenkugeln durchbohrten die narbenvolle Bruſt, gewaltſam mußten ihn die Soldaten aus dem Mordgewühl tragen. Tags darauf ſtarb er in Leipzig; der tapferſte Soldat des Hauſes Oeſterreich und der Kirche.

Pappenheims Fall entmuthigte die Kaiſerlichen, die ſchwediſche Infanterie benutzt ihre Beſtürzung, zieht ſich in eine Linie zuſammen, ſetzt zum dritten Mal über die Gräben. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnun-

gen auf einander treffen. Heftiger erhizt ſich der Streit an ſeinem Ende, die lezte Kraft ringt mit der lezten Kraft; keine verſteht zu ſiegen, keine zu weichen. Endlich ſezen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine ſezen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft auseinander. Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatz verlaſſen ſtehen.

Das nennt nun derſelbe Schiller eine Niederlage Wallenſteins, weil Herzog Bernhard am folgenden Morgen früher als Wallenſtein die ſtehen gebliebenen Kanonen abholen ließ, bei der Gelegenheit die kaiſerlichen auch mitnahm, alſo das Schlachtfeld eroberte; und weil Wallenſtein ſogleich aus Sachſen abzog. Schiller vergißt nur bei dieſem Urtheilsſpruch, was er auf demſelben Blatte ſelbſt ſagt: Von beiden Armeen lagen über neun tauſend Mann todt auf dem Wahlplatze, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders fand ſich kaum Einer, der unverlezt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die Eroberung des Schlachtfeldes am Tage nach der Schlacht in Abweſenheit des Feindes iſt leichter noch als die Beſitznahme einer unbewohnten Inſel. Wallenſtein hatte dringendere Angelegenheiten an jenem Morgen als einige Kanonen abholen zu laſſen; von dem größeren Theil können ſich unmög-

lich die Pferde verlaufen haben. Mit einer Armee von achttausend Mann Verwundeter konnte Wallenstein nicht zwischen den Schweden und den Sachsen Winterquartiere beziehen. Der Ausspruch der unparteiischen Geschichte ist: die Schlacht von Lützen wurde unentschieden aufgegeben. Allein, daß Wallenstein unter den bestandenen Verhältnissen nicht geschlagen worden, daß er unverfolgt, unangefochten nach Böhmen ziehen konnte, ist seine bewundernswürdigste Kriegsthat.

Gustav Adolph starb in seinem 38. Jahr. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen. Er stritt offenbar nicht für sie sondern für sich. Ferdinand vergoß Thränen beim Anblick von Gustavs durchschossenem Goller, den Wallenstein aus der Schlacht von Lützen geschickt hatte. Er stand hoch in seinen Augen, als Feldherr, noch mehr als frommer Mann. Gustav fiel oft im freien Felde auf die Knie, Gott um Schutz zu bitten oder dafür zu danken, in seinen Lagern wurde täglich Morgen- und Abendgebet, Sonntags Gottesdienst gehalten, seine Soldaten sangen geistliche Lieder. Man lacht jetzt darüber; allein die schwedische Tapferkeit ist doch selbst von den ungläubigsten Soldaten noch nicht übertroffen worden.

Das Benehmen Wallensteins während dem Jahr 1633 brachte es dahin, daß die Welt ihn als Hoch-

verräther betrachtete. Später entstanden Zweifel, ob er nicht mehr als Verrückter denn als Verräther gehandelt habe. Wenn man die drei dicken Bände Originalbriefe, die Förster herausgegeben, mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen hat, bleibt doch noch Zweifel übrig. Ums Neujahr 1634 häuften sich die schwersten Inzichten; der Kaiser setzte ihn ab, und befahl dem General Gallas, ihn gefangen zu nehmen. Aus Besorgniß vor einem nahenden schwedischen Corps tödtete man ihn. Auf dem Rathhaus zu Eger hängen zwei große Bilder mit der Unterschrift »Execution, so den 25. Februar 1634 zu Eger geschehen.« Eines stellt den Tod Wallensteins, das andere den seiner Freunde vor. Unter den Füßen seiner Mörder steht geschrieben »Herr Hauptmann von Walter, Herr Hauptmann Dionisius.« Auf dem andern Bilde sind die Getödteten bezeichnet: »Feldmarschall Illo, Graf Terzky, Baron Kinsky, Rittmeister Neumann. Unter den Mördern steht »Oberst Buttler, Oberstlieutenant Cordon, Oberstwachtmeister Geroldin, Oberstwachtmeister Lesle.« Diese Bilder dürften für die Namen derjenigen, welche die Execution ausgeführt, mehr Authorität haben, als die verschiedenen Angaben verschiedener Schriftsteller.

Nach Wallensteins Tod wurde Ferdinand König von Ungarn, des Kaisers Erstgeborner, zum Generalissimus ernannt. Nachdem er Regensburg und Donauwerth erobert, siegte er bei Nördlingen am 16. August 1634 über die Schweden un-

tet Horn und Bernhard von Weimar. Beinahe die ganze ſchwediſche Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftauſend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatz; achtzig Kanonen, gegen viertauſend Wägen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiſerliche Hände. Guſtav Horn ſelbſt geräth nebſt drei andern Generalen in Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige ſchwache Trümmer der Armee, die ſich erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen ſammeln. Das war der glänzendſte Sieg im ganzen dreißigjährigen Krieg, von größeren Folgen als die Schlacht am Breitenfeld bei Leipzig. Die Feinde wurden beſtürzt, die Wankenden wieder gewonnen, der Muth der Freunde geſteigert. Graf Maximilian Trautmannsdorf erneuerte den Vertrag mit Baiern, das nach Schillers Bericht bereits im Bündniß mit Frankreich war; und ſchloß am 20. Mai 1635 den Prager Frieden mit dem Kurfürſten von Sachſen und mit mehr andern proteſtantiſchen Ständen. Die Kurfürſten erwählten 1636 des Kaiſers Sohn zum römiſchen König.

Ferdinand II. ſtarb, 58 Jahr alt, am 15. Februar 1637, in dem tröſtlichen Bewußtſein, daß Gott ihn nicht verlaſſen hat, und in der frohen Hoffnung, daß Deutſchland bald ruhig und von Feinden frei ſein werde; ein großartiges Beiſpiel von feſtem Glauben und ſtarken Willen. Er liegt begraben zu Gratz neben ſeiner geliebten erſten Gemahlinn, der

uns mehr Uebels an, als unsre grimmigsten Feinde. Am 8. September 1632 zog der König ab, nachdem er gegen zwanzigtausend seiner Soldaten duvch Krieg und Seuchen eingebüßt hatte. Nürnberg bezahlte den Jubel, Gustav in seinen Mauern zu haben, theuer. Es mußte sich über Vermögen anstrengen, um 60,000 Mann eilf Wochen lang zu ernähren, und hatte mehr als 10,000 seiner Einwohner begraben.

Der König theilte nun seine Armee, um Franken zu behaupten, und seine Eroberungen in Baiern in eigener Person fortzusetzen. Maximilian, der sich auf Wallensteins Strategie nicht verlassen wollte, eilte nach Baiern zurück. Wallenstein zog nach Sachsen, um dort seine Winterquartiere aufzuschlagen, und besetzte Leipzig nach einer kurzen Belagerung; der Weg nach Dresden war offen. Eines von Beiden mußte geschehen, der König mußte ihm Sachsen preisgeben, oder seine Hauptmacht von Baiern ab nach Sachsen ziehen. Das letzte geschah, er kam selbst, vereinigt mit Bernhard von Weimar. Wallenstein, mit Pappenheim vereinigt, ging ihm bis Weißenfels entgegen; der König aber, um die Verstärkungen zu erwarten, die ihm der Herzog von Lüneburg zuführte, verschanzte sich bei Naumburg. Die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sei, es sobald zu verlassen. Eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, eine der Ruhe so sehr be-

dürftige Armee durch fortgeſetzte Campirung zu ermüden. Wallenſtein bewilligte ſeinen Truppen die Winterquartiere, doch ſo, daß ſie aufs ſchnellſte verſammelt waren, wenn der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Pappenheim wurde mit einem großen Theil des Heeres entlaſſen, um der Stadt Cölln zu Hülfe zu eilen, die von den Holländern bedroht war.

Kaum hatte der König Pappenheims Abzug vernommen, als er in beſchleunigtem Marſch gegen Weißenfels vorrückte, den um die Hälfte geſchwächten Feind mit ſeiner ganzen Macht anzufallen. Dieſer Marſch konnte ſchwerlich mehr als einen halben Tag erfordert haben. Wallenſtein hatte gegen die zwei berühmteſten Feldherrn jener Zeit zu kämpfen, er hatte — nach Schillers Angabe — einer Armee von zwanzigtauſend geübten Soldaten nicht viel über zwölftauſend entgegen zu ſetzen; die Sachſen im Rücken; er war ſo zu ſagen im Winterquartier überfallen. Wenn man dieſe Umſtände zuſammengenommen erwägt, wird man ſich kaum eines Feldherrn erinnern, der ſein Genie bewundernswürdiger erwieſen hätte, als Wallenſtein in der Schlacht bei Lützen. Auf dem Schloß Weißenfels vorſichtig aufgeſtellte Kanonen ſignaliſirten ihm des Königs Anmarſch; die Truppen waren verſammelt, Eilboten nach Pappenheim davon geſprengt, die Armee auf der Ebene von Lützen in Schlachtordnung aufgeſtellt, ehe der König ankam.

Den ganzen folgenden Tag am 6. November 1632 ſchwankt der Sieg in mörderiſcher Schlacht von einer Seite zur andern. Die Kaiſerlichen ſtreiten gegen doppelte Uebermacht, der linke Flügel, das Centrum weichen dem Ungeſtüm der vom König ſelbſt angeführten Schweden. Wallenſtein ſtellt die Ordnung im Centrum wieder her, und ſchlägt den ſchwediſchen linken Flügel. Dieſem zu Hülfe zu kommen, führt des Königs Tapferkeit ihn zu nahe an die kaiſerliche Infanterie, ein Musketenſchuß zerſchwettert ihm den Ellenbogen, Schmerz und nahende Ohnmacht zwingen ihn umzukehren, da erhält er einen Schuß in den Rücken, er ſtürzt vom Pferd, und ſtirbt als Held. Ergrimmt über den Tod des Königs werfen ſich die ſchwediſchen Regimenter mit Wuth auf den linken Flügel, und ſchlagen ihn vollends aus dem Feld. Herzog Bernhard von Weimar übernimmt das Obercommando, und erneuert den Angriff. Der Zufall verſchwört ſich mit ihm; Feuer ergreift die kaiſerlichen Pulverwagen, Bomben und Granaden fliegen von rückwärts her, die beſtürzte Mannſchaft glaubt ſich von hinten durch die Sachſen angegriffen, und neigt ſich zur Flucht— da erſcheint Pappenheim auf dem Schlachtfeld mit Küraſſieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile ſind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Pappenheim ſammelt die zerſtreuten Leute des linken Flügels, und fortgeriſſen von ſeinem wilden Muth bricht er fürchterlich in die ſchwedi-

ſchen Schaaren ein, die ermattet vom Siege nach männlichem Widerſtand unterliegen. Schnell benutzt Wallenſtein den günſtigen Augenblick, das Treffen zu erneuern. Die dichtgeſchloſſenen ſchwediſchen Bataillons werden unter einem mörderiſchen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen ihnen zum zweiten Mal entriſſen. Das ganze gelbe Regiment, das trefflichſte von allen, lag todt dahingeſtreckt; das blaue hatte Pappenheim zu Boden geworfen. Wallenſtein ſelbſt ſah man mitten unter dem feindlichen Kugelregen mit kühler Seele ſeine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit ſeinem ſtrafenden Blick. Um und neben ihm ſtürzen ſeine Völker entſeelt dahin, ſein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert, er ſelbſt kaum verwundet. Siebenmal wiederholte Pappenheim den Angriff, ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, zwei Musketenkugeln durchbohrten die narbenvolle Bruſt, gewaltſam mußten ihn die Soldaten aus dem Mordgewühl tragen. Tags darauf ſtarb er in Leipzig; der tapferſte Soldat des Hauſes Oeſterreich und der Kirche.

Pappenheims Fall entmuthigte die Kaiſerlichen, die ſchwediſche Infanterie benutzt ihre Beſtürzung, zieht ſich in eine Linie zuſammen, ſetzt zum dritten Mal über die Gräben. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnun-

gen auf einander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit an ſeinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft; keine verſteht zu ſiegen, keine zu weichen. Endlich ſetzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Gränze, dem die Wuth keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft auseinander. Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatz verlaſſen ſtehen.

Das nennt nun derſelbe Schiller eine Niederlage Wallenſteins, weil Herzog Bernhard am folgenden Morgen früher als Wallenſtein die ſtehen gebliebenen Kanonen abholen ließ, bei der Gelegenheit die kaiſerlichen auch mitnahm, alſo das Schlachtfeld eroberte; und weil Wallenſtein ſogleich aus Sachſen abzog. Schiller vergißt nur bei dieſem Urtheilsſpruch, was er auf demſelben Blatte ſelbſt ſagt: Von beiden Armeen lagen über neun tauſend Mann todt auf dem Wahlplatze, noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders fand ſich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die Eroberung des Schlachtfeldes am Tage nach der Schlacht in Abweſenheit des Feindes iſt leichter noch als die Beſitznahme einer unbewohnten Inſel. Wallenſtein hatte dringendere Angelegenheiten an jenem Morgen als einige Kanonen abholen zu laſſen; von dem größeren Theil können ſich unmög-

lich die Pferde verlaufen haben. Mit einer Armee von achttausend Mann Verwundeter konnte Wallenstein nicht zwischen den Schweden und den Sachsen Winterquartiere beziehen. Der Ausspruch der unparteiischen Geschichte ist: die Schlacht von Lützen wurde unentschieden aufgegeben. Allein, daß Wallenstein unter den bestandenen Verhältnissen nicht geschlagen worden, daß er unverfolgt, unangefochten nach Böhmen ziehen konnte, ist seine bewundernswürdigste Kriegsthat.

Gustav Adolph starb in seinem 38. Jahr. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen. Er stritt offenbar nicht für sie sondern für sich. Ferdinand vergoß Thränen beim Anblick von Gustavs durchschossenem Goller, den Wallenstein aus der Schlacht von Lützen geschickt hatte. Er stand hoch in seinen Augen, als Feldherr, noch mehr als frommer Mann. Gustav fiel oft im freien Felde auf die Knie, Gott um Schutz zu bitten oder dafür zu danken, in seinen Lagern wurde täglich Morgen- und Abendgebet, Sonntags Gottesdienst gehalten, seine Soldaten sangen geistliche Lieder. Man lacht jetzt darüber; allein die schwedische Tapferkeit ist doch selbst von den ungläubigsten Soldaten noch nicht übertroffen worden.

Das Benehmen Wallensteins während dem Jahr 1633 brachte es dahin, daß die Welt ihn als Hoch-

verräther betrachtete. Später entſtanden Zweifel, ob er nicht mehr als Verrückter denn als Verräther gehandelt habe. Wenn man die drei dicken Bände Originalbriefe, die Förſter herausgegeben, mit aller Aufmerkſamkeit durchgeleſen hat, bleibt doch noch Zweifel übrig. Ums Neujahr 1634 häuften ſich die ſchwerſten Inzichten; der Kaiſer ſetzte ihn ab, und befahl dem General Gallas, ihn gefangen zu nehmen. Aus Beſorgniß vor einem nahenden ſchwediſchen Corps tödtete man ihn. Auf dem Rathhaus zu Eger hängen zwei große Bilder mit der Unterſchrift »Execution, ſo den 25. Februar 1634 zu Eger geſchehen.« Eines ſtellt den Tod Wallenſteins, das andere den ſeiner Freunde vor. Unter den Füßen ſeiner Mörder ſteht geſchrieben »Herr Hauptmann von Walter, Herr Hauptmann Dioniſius.« Auf dem andern Bilde ſind die Getödteten bezeichnet: »Feldmarſchall Illo, Graf Terzky, Baron Kinsky, Rittmeiſter Neumann. Unter den Mördern ſteht »Oberſt Buttler, Oberſtlieutenant Cordon, Oberſtwachtmeiſter Geroldin, Oberſtwachtmeiſter Leſle.« Dieſe Bilder dürften für die Namen derjenigen, welche die Execution ausgeführt, mehr Authorität haben, als die verſchiedenen Angaben verſchiedener Schriftſteller.

Nach Wallenſteins Tod wurde Ferdinand König von Ungarn, des Kaiſers Erſtgeborner, zum Generaliſſimus ernannt. Nachdem er Regensburg und Donauwerth erobert, ſiegte er bei Nördlingen am 16. Auguſt 1634 über die Schweden un-

tet Horn und Bernhard von Weimar. Beinahe die ganze ſchwediſche Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftauſend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatz; achtzig Kanonen, gegen viertauſend Wägen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiſerliche Hände. Guſtav Horn ſelbſt geräth nebſt drei andern Generalen in Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige ſchwache Trümmer der Armee, die ſich erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen ſammeln. Das war der glänzendſte Sieg im ganzen dreißigjährigen Krieg, von größeren Folgen als die Schlacht am Breitenfeld bei Leipzig. Die Feinde wurden beſtürzt, die Wankenden wieder gewonnen, der Muth der Freunde geſteigert. Graf Maximilian Trautmannsdorf erneuerte den Vertrag mit Baiern, das nach Schillers Bericht bereits im Bündniß mit Frankreich war; und ſchloß am 20. Mai 1635 den Präger Frieden mit dem Kurfürſten von Sachſen und mit mehr andern proteſtantiſchen Ständen. Die Kurfürſten erwählten 1636 des Kaiſers Sohn zum römiſchen König.

Ferdinand II. ſtarb, 58 Jahr alt, am 15. Februar 1637, in dem tröſtlichen Bewußtſein, daß Gott ihn nicht verlaſſen hat, und in der frohen Hoffnung, daß Deutſchland bald ruhig und von Feinden frei ſein werde; ein großartiges Beiſpiel von feſtem Glauben und ſtarken Willen. Er liegt begraben zu Gratz neben ſeiner geliebten erſten Gemahlinn, der

bairischen Anna. Seine zweite Gemahlinn war Eleonora, eine Tochter des Herzogs Vincenz des ältern von Mantua. Er verließ nebst seinem Nachfolger noch drei Kinder aus der ersten Ehe. Maria Anna war von vorzüglicher Schönheit, viele Fürsten, darunter auch Bethlen Gabor, hielten um sie an, doch wurde sie erst mit 27 Jahren, bei der Wiedervereinigung mit Baiern ihrem Oheim Maximilian zu Theil, Renata einem spanischen Prinzen. Leopold Wilhelm bei des Vaters Tod erst 20 Jahr alt, war ernannter Bischof von Passau, Straßburg und Halberstadt.

Ferdinand III.

Ferdinand III., bei des Vaters Tod 29 Jahr alt, war groß und schlank gewachsen, von schwarzem Haar und Bart, verständig, ernst, verschwiegen, auf Ehre haltend, seiner Mutter Bruder dem Kurfürsten Maximilian sehr ähnlich. Sein Wahlspruch war (ne quid nimis) nichts zu viel. Vermählt war er mit Philipps III. von Spanien Tochter Maria.

Die Nördlinger Schlacht hatte ihn im Reich in großes Ansehen gesetzt; er durfte hoffen, den Frieden bald zu Stande zu bringen, indem es dem Kanzler Oxenstirna, der nach Deutschland kam, die schwedischen Angelegenheiten im Namen der minderjährigen Königinn Christina zu leiten, an Armeen und an Geld fehlte. Jedoch so lange Richelieu lebte, war nicht an Frieden zu gedenken; die Schweden wollten doch auch nicht umsonst gekommen sein,

und Schiller berichtet: Wie viel ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und der Einigkeit ihres Eifers wußten, ſo waren es doch gröſtentheils ſehr eigennützige Triebfedern, aus denen ſie handelten; und die Begierde zu rauben, hatte wenigſtens eben ſo viel Antheil an den angefangenen Feindſeligkeiten, als die Furcht, ſich beraubt zu ſehen. Damit die Schweden und die Reichsfürſten, welche dem Pragerfrieden nicht beigetreten waren, behalten konnten, was ſie der Kirche und dem Kaiſer entriſſen hatten, mußte der Krieg fortgeſetzt werden. Das war jetzt ohne Frankreichs Hülfe nicht möglich. Richelieu hatte darauf gewartet, ließ ſich aber ſeine Hülfe gut bezahlen. Oxenſtirna, dem es wenig koſtete, Deutſchlands Rechte und Beſitzungen zu verſchenken, hatte ſchon die Reichsfeſtung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt ſchickten die oberdeutſchen Proteſtanten auch in ihrem Namen eine eigene Geſandtſchaft ab, das Elſaß und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüſſel zu Deutſchland waren, unter franzöſiſchen Schutz zu ſtellen.

Der Krieg wurde noch durch 12 Jahre mit dem wildeſten Charakter und abwechſelnden Glücke geführt. Im Jahre 1637 waren die Schweden bis an die See zurückgedrängt, 1642 im Mai hatten ſie unter dem berühmten Torſtenſon die Kaiſerlichen in Schleſien geſchlagen und Olmütz genommen; Erzher-

Man kann ſich den Jubel der Wiener vorſtellen, als endlich unter dem Geläute aller Glocken, Kanonendonner und Trompetenſchall der Oberſt Kanſt, der Krems gegen Torſtenſon vertheidigte, mit der Nachricht von dem am 14. Oct. 1648 abgeſchloſſenen allgemeinen weſtphäliſchen Frieden einritt.

Die noch übrigen 9 Jahre von Ferdinand III. Regierung verfloſſen für Wien ruhig aber freudenleer. Durch 30 Jahre hatte ſich alles Beſtreben nur auf theologiſchen Streit und auf Krieg bezogen; Künſte und Wiſſenſchaften geriethen in Verfall; der Handel nach und durch Deutſchland war zwiſchen Raub und Mord und Brand unmöglich; die Sitten verwilderten ſelbſt in Wien. Das Wegſchaffen der Handwerksabfälle, der Weintrebern, des Eiſes vor den Häuſern mußte neuerdings befohlen werden; die Nachtmuſiken wurden nur Studenten gegen Zeugniß des Rectors, und höchſtens bis 8 Uhr erlaubt; Durchhäuſer und enge Gäßchen und der Stephansfreythof wurden ſchon mit der Dämmerung geſperrt, damit die Stadtquardia das Geſindel, welches die Nächte unſicher machte, zu Paaren treiben konnte.

Den Kaiſer traf das Unglück, daß er ſeinen älteſten Sohn Ferdinand IV., der ſchon zum römiſchen König, ſo wie in Ungarn und Böhmen gekrönt war, am 9. Jul. 1654 mit 21 Jahren an Kinderblattern verlor. Von dieſem Schlage, der die ſchönſten Hoffnungen zertrümmerte, konnte er ſich nicht mehr erholen; er ſchmachtete in peinlichem Krankheitszuſtande bis an ſeinen Tod am 15. Febr. 1657.

ſuchte, über die Donau ſetzen; und zog ſich wieder nach Mähren zurück. Wenn ſie die wichtigſte Schlacht gewonnen hätten, könnte es den Wienern nicht zu größerer Ehre gereichen. Ehe Torſtenſon abzog, warf er in der Wolfsau eine große Verſchanzung auf, und ließ darin eine Beſatzung zurück; Leopold Wilhelm ſchlug ihr gegenüber ſein Lager auf. Am Brigittentag 8. October 1645 Morgens betete er in ſeinem Zelt, eine Kanonenkugel flog hindurch, ohne ihn zu verletzen; er beſchloß, auf der Stelle, wo das Zelt ſtand, der heiligen Brigitta zu Ehren eine Capelle zu bauen, zugleich aber auch, ſich der läſtigen Gäſte zu entledigen. Er griff die Verſchanzung an, nahm ſie mit Sturm, und brachte die ſchwediſche Beſatzung kriegsgefangen ein. Seither heißt die Wolfsau Brigittenau, und das jährliche Volksfeſt daſelbſt iſt nicht ſowohl ein Kirchweihfeſt, als eine fröhliche Erinnerung an die tapfern Thaten der Wiener in jener Zeit, durch welche die der Stadt drohende Gefahr abgewendet wurde. Uebrigens iſt derſelbe Erzherzog der Stifter der kaiſerlichen Bildergallerie, und in deren Eintrittsſaal links ſein Bildniß in Lebensgröße. Das Land Oeſterreich jenſeits der Donau litt jedoch in den letzten Jahren des verderblichen Krieges, als die Geſandten auf dem Friedenscongreß ſchon verſammelt waren, am meiſten; ſchwediſche Streifparteien brandſchatzten und plünderten an allen Orten und Enden; und Räuberbanden bildeten ſich, daß man ohne ſtarke Bedeckung nicht reiſen konnte; es war wie in den Zeiten des Fauſtrechts.

trat wie Franz I. mit den Türken in den Bund, und hetzte die ungriſchen Mißvergnügten auf. Man beſorgte in Wien eine Belagerung, die Gonzagabaſtey, alſo genannt von dem Stadtcommandanten Fürſten Gonzaga, und das äußere Rothenthurmthor, wurden erbaut, und manche andere Vorbereitung angeordnet. Allein Montecucoli ſchlug die Türken am 1. Aug. 1664 bei St. Gotthard ſo nachdrücklich, daß ſie Frieden, oder vielmehr Waffenſtillſtand auf 20 Jahre ſchloſſen.

Montecucoli's Beſchwerden, daß ihm die Ungarn in dieſem Krieg ſehr ſchlechten Beiſtand geleiſtet, verleitete den Hof zu einem Benehmen gegen ſie, woraus großes Mißvergnügen entſtand. Der kühne Palatinus Weſſeleny, der Banus Niklas Zriny und ſein Bruder Peter, Urenkel des heldenmüthigen Vertheidigers von Szigeth, Nadasdy, der ungriſche Cröſus, deſſen Schatzkammer zu Pottendorf allein 4 baare Millionen enthielt, der junge Fürſt Rakoczy, und Tökölу, der furchtbarſte von Allen, wollten dieſes Mißvergnügen für ihre hochſtrebenden Zwecke benützen. Ihr Vorſatz war, den Kaiſer auf die Seite zu ſchaffen, anfangs ein Wahlreich unter türkiſchem und franzöſiſchen Schutz zu conſtituiren, dann in Verbindung mit den Pohlen die Türken aus dem Reich zu jagen, und es unter ſich zu theilen. Schon hatten ſie den Schutz der Pforte angerufen, als Weſſeleny in voller Mannskraft ſtarb, und Niklas Zriny auf der Jagd von einem Eber zerriſſen wurde. Die Verſchwörung war zu weit vorgeſchrit-

ten, um zurück zu können; Peter Zriny zog den Bruder seiner Frau Frangipani Markgrafen des Küstenlandes, einen heftigen, in Italien gebildeten Jüngling, und Beide den Statthalter von Steier, den reichen Grafen Tattenbach, mit hinein; der durch seine Gemahlinn, eine Gräfinn Forgacs, allen Häuptern der ungrischen Mißvergnügten verwandt war. Ein vertrauter Diener Tattenbachs, der wegen eines Diebstahls dem Criminalgericht verfallen war, verrieth, um sich zu retten, was er wußte. Tattenbach, Zriny und Frangipani wurden verhaftet; Tököly, von General Heister in Arva belagert, starb, ehe er sich ergab; sein Sohn Emmerich rettete sich nach Siebenbürgen; für den jungen Rakoczy erbat seine Mutter durch die Jesuiten Gnade. Erst ein halbes Jahr später, nachdem die durch Herzog Carl von Lothringen in Murany belagerte Witwe Wesselenys sich ergeben, und man die dort gefundenen Papiere untersucht hatte, wurde auch Nadasdy bei nächtlicher Weile aus seinem Bette zu Pottendorf geholt.

Die Untersuchungs-Commission über die Verschwornen bestand aus Richtern von beiden Religionsparteien; als Vertheidiger wurden ihnen die berühmtesten Advocaten Wiens gegeben; und die Acten dem Reichskammergericht zu Speier, den Universitäten Ingolstadt, Tübingen und Leipzig zugesendet. Unter allen eingelangten Urtheilssprüchen, unterschrieb Leopold den gelindesten: Verlust des Adels, der Güter, der rechten Hand und des Kopfes; und ließ

auch als Begnadigung das Abhauen der Hand weg. Tattenbach wurde in Gratz, Zriny und Frangipani in Neuſtadt, Nadasdy in Wien am 30. April 1671 enthauptet; dieſer jedoch nicht öffentlich, ſondern in der Bürgerſtube des Rathhauſes. Er ſtarb männlich und erbaulich; das Richtſchwert, auf deſſen erſtem Streich ſein Haupt fiel, und der Stuhl auf dem er ſaß, ſind im bürgerlichen Zeughaus.

Dieſe Verſchwörung ſtürzte auch des Kaiſers erſten Miniſter, Fürſten Wenzel Euſebius von Lobkowitz. Seine Geſtalt und ſein Benehmen waren überaus angenehm und gefällig; in Frankreich gebildet, war er eigentlich der Mann, welcher franzöſiſcher Sprache und Sitte (trotz der ſpaniſchen Etiquette des Hofes) in Oeſterreich Eingang und Uebergewicht verſchaffte. Ein Meiſter der Vergnügungen war er, aber auch ein Sclave derſelben; an Geſchmack alle Andern weit übertreffend, von großer Lebhaftigkeit, und glücklichem Intriguengeiſt; ſtets fröhlich, und ſehr beliebt beim Volk. Er arbeitete mit hellem Blick und Feinheit, und verband zweckmäßig Milde mit Nachdruck; allein er war höchſt leichtſinnig, und von ſo entſchiedener Arbeitsſcheue, daß er nur ſelten einmal zum Schreibtiſch kam. Dabei hatte er durch ſtechenden Witz und die unglückliche Gabe, Alles ins Lächerliche zu ziehen, ſich unzählige Feinde gemacht. Er hatte die Verſchwörung früh entdeckt, und es war ein pikanter Zeitvertreib für ihn, ihrer Verzweigung und ihren Schritten zuzuſehen, während es jeden Tag in ſeinem Belieben

ſtand, das Netz zufallen zu laſſen. Der Verrath von Tattenbachs Diener kam ihm unberechnet; doch ergriff er auf der Stelle die wirkſamſten Maßregeln. Die Verſchwornen waren lange hingerichtet, als ſeine Feinde in den Acten Spuren und endlich Beweiſe fanden, daß er von ihren Abſichten unterrichtet geweſen und ſie ſo lange ungehindert und unangezeigt gehen ließ, bis ſie in Gratz entdeckt wurde. Am 17. Oct. 1673 wurde er in ſeinem Pallaſte verhaftet, aller ſeiner Aemter und Würden entſetzt, nach ſeinem Schloß Raudnitz gebracht, dort ſtreng bewacht, und bald vergeſſen. Seine Jovialität verließ ihn ſelbſt bei dieſem ſchrecklichen Glückswechſel nicht; die Hälfte ſeines prächtigen Saales ließ er als eine armſelige Hütte zurichten und unterhielt ſich damit, heute in der einen Hälfte als Fürſt, morgen in der anderen als armer Mann zu leben; und alle Wände mit lächerlichen und ſcandalöſen Anekdoten aus dem Leben ſeiner Gegner voll zu ſchreiben.

Erſt die dritte Gemahlinn Leopolds, die pfälziſche Prinzeſſinn Eleonore erfreute ihn und Stadt und Land mit der Geburt des Kronprinzen Joſeph am 26. Juli 1678; ſchnell hingegen verſchwand dieſe Freude über die Nachricht, in Ungarn ſei die Peſt ausgebrochen. Im nächſten Frühjahr zeigte ſie ſich in der Leopoldſtadt, und ſchlich von da in die übrigen Vorſtädte, welche, ſo wie die Bevölkerung Wiens überhaupt, ſeit den letzten 40 Jahren ſehr angewachſen waren. Der Hof hielt lange aus, erſt um die Mitte des Auguſts machten Kaiſer und Kaiſerinn eine Wallfahrt nach Mariazell, und verlegten dann das

Hoflager nach Prag. Jetzt aber ergriff die Seuche auch die Stadt und erreichte den furchtbarsten Grad. Die leiseste Berührung steckte an, wer angesteckt war, starb in 24 Stunden. Ein Bürger warf einem Bettler ein Almosen zu, und schleuderte damit einen Brief aus der Tasche; der angesteckte Bettler reichte ihm den Brief; am folgenden Tag waren sie beide verschieden. Bekannte und Freunde wichen einander von weitem aus; der Adel eilte aus der Stadt. Nur Fürst Ferdinand Schwarzenberg blieb; ritt täglich Vor- und Nachmittag auf Gassen und Plätzen herum, spendete viele tausend Gulden aus Eignem, hielt streng auf Ordnung, ließ die Räuber, die neben Kranken und Sterbenden die Wohnungen plünderten, vor den Stadtthoren hängen. Gar wenige einzelne Häuser blieben unangesteckt, kaum dreißig in Allem; ganze Gassen starben aus. Die Unmöglichkeit, genau anzugeben, wie Viele überhaupt gestorben, leuchtet wohl Jedermann ein, welcher bedenkt, daß, als die Seuche am heftigsten wüthete, die Todten nicht mehr begraben, sondern von eigenen Pestknechten aus den Häusern und auf den Straßen auf große Leiterwägen gesammelt, und in ungeheure Gruben in den Vorstädten geworfen wurden. Den Inhalt dieser Gruben findet man nur in runden Zahlen angemerkt, z. B. die Gruben des alten Lazareths faßten 25,000 Leichen, die am Bergel daneben 17,000, die in der Brigittenau 9000 u. s. w. Daß einige Menschen selbst bei unmittelbarer anhaltender Berührung nicht angesteckt werden, beweisen

die erſterwähnten Peſtknechte, und ein damals ſehr bekannter Dudelſackpfeifer und Bänkelſänger, der verſoffne Auguſtin genannt. Die Peſtknechte fanden ihn vor dem Burgthor bei Nacht ganz ſtarr auf dem Wege, warfen ihn auf ihren Wagen und in die Grube zu St. Ulrich; erſt als ſie des Morgens wieder mit einem vollen Wagen kamen, hörten ſie ihn, der ſeinen Rauſch ausgeſchlafen hatte, ganz verzweifelt ſchreien, und halfen ihm aus der tiefen Grube, er ſang und trank noch lange Jahre.

Mit dem November ließ die Peſt nach, am Ende des Monats hörte ſie auf; am Chriſttage wurden ſchon wieder bei St. Stephan allein 95 Paare getraut. Auf der Donau ſchwammen aus dem Reich ganze Colonien von neuen Einwohnern auf einmal herunter; nach anderthalb Jahren war an der Bevölkerung Wiens die Peſt nicht mehr zu kennen. Zur Dankſagung für das Aufhören derſelben, errichtete Kaiſer Leopold die marmorne Dreifaltigkeitsſäule auf dem Graben.

Bald aber zog ein anderes fürchterliches Ungewitter über Wien. Noch weniger als der Miniſter Lobkowitz waren ſeine Nachfolger zu ihren hohen Poſten berufen; die Wirkſamkeit der Milde war ihnen unbekannt; ſie betrachteten die beſtrafte Verſchwörung nicht als das Verbrechen Einzelner, ſondern hielten ſich dadurch für berechtiget, Ungarn auf eine Art zu behandeln, die nur noch eine viel größere Anzahl von Mißvergnügten erzeugen mußte. Emmerich Tökölÿ ſtellte ſich an ihre Spitze, er warb

Truppen in Pohlen, verstärkte sie mit Tataren, und suchte Beistand zu Constantinopel, Ludwig XIV. eiferte die Türken ebenfalls an. Nicht ohne Widerspruch der Ullemas brachen sie wieder den 1664 geschlossenen Waffenstillstand, und der Großvezier Kara Mustapha zog 1683 mit 200,000 Mann und vielem Geschütz gegen Wien. Mit 33,000 Mann, (mehr konnte man nicht aufbringen) war dieses Heer, dem Tököly mit seinem Anhang noch beistand, nicht aufzuhalten. Das flache Land von Oesterreich litt so viel und mehr als bei der ersten Belagerung; bis tief ins Gebirge streiften die Unholden, über 7000 Weiber, 5000 Männer, 23,000 Knaben, und bei 9000 Mädchen wurden in die Sclaverei getrieben; was sich widersetzte, ermordet. Die Gemeinde von Bertholdsdorf widerstand lange in ihrem Kirchhof und starken Thurm; aus Hunger mußte sie sich ergeben, alle mit Weib und Kind wurden grausam niedergemetzelt. Wien war etwas besser daran, als bei der ersten Belagerung, durch die ordentliche Befestigung Ferdinands I., welche unter den folgenden Regierungen zwar vermehrt, aber seit dem Waffenstillstand mit den Türken wieder so verwahrloset war, daß es unsägliche Anstrengung kostete, sie herzustellen. Leopold erfuhr die Rüstung der Türken früh genug, um noch ein Bündniß mit dem tapfern Pohlenkönig Johann Sobiesky abzuschließen, und sich der Hülfe des deutschen Reiches, besonders von Sachsen, Baiern und Brandenburg zu versichern; auch der Papst schickte über eine Million Gulden.

Das Commando der Stadt vertraute der Kaiſer dem Feldzeugmeiſter Grafen Rüdiger von Stahremberg, die Armee dem Herzog Carl von Lothringen; er hätte nicht glücklicher wählen können. Der Graf von Stahremberg that Wunder der Anſtrengung, der Umſicht, des Muthes und der Standhaftigkeit; der Herzog von Lothringen, Gemahl von des Kaiſers gelehrter Schweſter Eleonore, beſaß alle Eigenſchaften eines großen Generals und eines ausgezeichneten Prinzen. Dem Grafen von Stahremberg gebührt das höchſte Lob der Vertheidigung, dem Herzog von Lothringen das Verdienſt des Entſatzes.

Es war ſchon lange beſchloſſen, daß die kaiſerliche Familie, im Fall einer Belagerung ſich nach Linz begeben ſollte; in der Nacht vor dem 7. Juli ſah man von der Leitha bis zum Kahlenberg die Feuerſäulen der brennenden Ortſchaften empor ſteigen. Jetzt war keine Zeit mehr zu verlieren, und die Reiſe auf der gewöhnlichen Straße dießſeits der Donau ſchon zu gefährlich. Nachmittags ließ der Kaiſer die Vorſteher der Bürgerſchaft nach Hof berufen, beurlaubte ſich von ihnen, empfahl ſtandhafte Gegenwehr, und verhieß bald möglichſten Entſatz. Die junge Kaiſerinn, im ſiebenten Monat der Schwangerſchaft, konnte ihnen nur ihre drei Kinder zeigen, wovon der fünfjährige Kronprinz der älteſte war. Von den ſtummen Thränen der ſchönen Frau tief bewegt, ſchworen die Männer von Wien, für ihr theures Herrſcherhaus und für das Heil der Chri-

ſtenheit Gut und Blut aufzuſetzen. Um 8 Uhr Abends erfolgte die Abreiſe über die Brücken nach Korneuburg in dumpfer Stille; das gegenüber auf dem Kahlenberg brennende Kamaldulenſer-Kloſter war eine furchtbare Beleuchtung des Weges.

Die Erzählungen der Flüchtlinge vom Lande, die durch das Stuben- und Kärnthnerthor herein ſtrömten, verbreiteten allgemeines Schrecken; den ganzen Vormittag des 8. Juli fuhr Wagen an Wagen über die Brücken hinaus, Tauſende der Fußgänger drängten ſich dazwiſchen. Nicht mehr als 1000 Mann vom Regiment Kaiſerſtein hatte Wien nebſt der Stadtquardia zur Beſatzung. Es war ein überaus glücklicher Gedanken des Herzogs von Lothringen, daß er noch an dieſem Tag mit ſeiner ganzen Reiterei, 10,000 Mann auserleſenen Volkes, unter Trompeten und Paukenſchall, zum Stubenthor herein, zum Schottenthor hinaus, durch die Stadt ritt, das hob den geſunkenen Muth wieder. Die Studenten bildeten wieder ein Regiment von 700 Mann, der gelehrte und beherzte Niederländer Paul Sorbait, Leibarzt der Kaiſerinn Witwe, war ihr Anführer. Der Freiherr von Kielmannsegge errichtete ein Jägercorps. Der ſiebzigjährige Staatsbuchhalter Wolfgang Reuſchel ſammelte die hofbefreiten Gewerbsleute und die Hofdiener in ein Regiment von 1000 Mann; Graf Max Trautmannsdorf übernahm das Commando davon. Ambros Frank vom äußern Rath brachte die Wirthe in eine Freicompagnie, die vortreffliche Dienſte leiſtete. Die Handwer-

ker thaten Deßgleichen; die Niederleger und Handelsleute bildeten auch eine eigene Compagnie. Außerdem bestand die Bürgerschaft in acht Compagnien; und alle bewaffneten Wiener zusammen in 8094 Mann. Der Herzog von Lothringen schickte noch neun Infanterie-Regimenter und neun Schwadronen Küraſſier in die Stadt, wonach ihre Besatzung 13,866 Mann Linientruppen, im Ganzen 21,960 Mann zählte.

Noch haben sich Männer den Wienern zu Liebe mit in die Stadt einschließen lassen, deren Namen nicht vergessen werden darf. Vor allen Leopold Graf von Kollonics, Bischof von Neustadt. Er war in seiner Jugend Maltheser, und diente als solcher zur See gegen die Türken mit allgemein bewunderter Tapferkeit. Sein Heldenruhm, sein begeisternder Zuruf, sein Beispiel selbst ermunterte die Streitenden; er trieb die Verzagten und Saumseligen auf ihre Plätze, lenkte die Löschanstalten, wachte gegen Theurung und Mangel, pflegte die Verwundeten und Kranken, tröstete die Sterbenden in den überfüllten Spitälern, wo der Tod am fürchterlichsten drohte. Fürst Ferdinand von Schwarzenberg, der Helfer in der großen Pest, und Graf von Szecheny, Fürst-Primas von Ungarn, halfen mit so fürstlicher Freigebigkeit, daß es zum Sprichwort wurde, sie hätten eben so Wien durch Gold erhalten, wie Stahremberg durch Eisen.

Am 13. Juli rückten Spahis in bedeutender Stärke von St. Marx und dem Hundsthurm, die noch außer der Vorstadt lagen, heran; jetzt ließ

Stahremberg die Vorstädte auf der Landseite abbrennen; die Leopoldstadt wurde verschont, weil noch kaiserliche Truppen zwischen den Brücken hielten.

Am 14. war die ganze türkische Macht, 216,000 Mann, vor Wien angekommen. Der Wind trug das Feuer aus der noch brennenden Roßau in den Schottenhof; Kirche, Kloster, vier benachbarte Häuser standen bald in den Flammen; sie griffen das Zeughaus an, und die dort befindlichen Pulvervorräthe drohten der Stadt unermeßlichen Schaden. Des Commandanten Neffe und Adjutant, der 26jährige Hauptmann Graf Guido Stahremberg, dieser nachmals so berühmte Feldherr, eilte der erste herbei; er stand zwischen 1800 gefüllten Pulvertonnen und einem, nur vierzig Schritte entfernten, brennenden hölzernen Gang, und faßte den heldenmüthigen Entschluß, mit Hülfe des Zeuglieutenants Cumpert, die Pulvertonnen so lang mit Wasser anzugießen, bis die zusammengelaufene Menge dem Feuer Meister wurde.

Als das Feuer in den Vorstädten von den Türken gelöscht war, schlugen sie ihr Lager um die Stadt herum auf; 25,000 Zelten konnte man zählen, und in der ungeheuren Wagenburg wimmelte es von Menschen, Pferden, Kamehlen und Schlachtvieh. Bei St. Ulrich stand das Zelt des Großveziers mit mehreren Abtheilungen, und von solcher Pracht, daß man es eine Million werth hielt.

Alle einzelnen Heldenthaten während dieser über zwei Monate anhaltenden Belagerung anzuführen,

erlaubt der Raum hier nicht; man kann nur ſagen, Commandanten, Officiere und Gemeine, Bürger und Studenten machten ſich des ewigen Nachruhms würdig. Der Feind hatte ſich durch ſeine Uebermacht in den Beſitz der Leopoldſtadt geſetzt, hinter dem Kloſter der Barmherzigen ſeine Bombenbatterien aufgeſtellt, alle übrigen Gebäude zerſtört; und von da aus Bomben in die Stadt geworfen. Sein Hauptangriff war aber gegen die Burg und Löbelbaſtei gerichtet, und auf dem Spitelberg ſtanden zahlreiche Kanonen von ſchwerſtem Kaliber; aus welchen er unaufhörlich feuerte. Noch gefährlicher waren die unzähligen Mienen, die er gegen die genannten Baſtionen anlegte. Mit unermüdeter Anſtrengung und beiſpielloſer Tapferkeit arbeitete die Beſatzung den Minen entgegen, machte häufige Ausfälle, ſchlug die Stürme ab. Stahrembergs Beiſpiel und beſtändige Gegenwart belebte den Muth, daß er oft in Uebermuth ausartete; Bürger und Studenten, Becher in der Hand, auf den Parapeten herum tanzten, und den Türken mit verkehrtem Leib verhöhnende Complimente machten, was Einigen übel bekam.

Die Belagerung hatte aber endlich ſchon ſechs Wochen angehalten, und die abgeſchickten Kundſchafter kamen noch immer mit der Nachricht zurück, die Pohlen ſeien noch gar nicht, die Reichshülfe nur zum Theil eingetroffen; mit der kleinen Macht den Entſatz wagen, würde ihn für immer unmöglich machen. Viele Tapfere waren in den Ausfällen verloren; der ganz in Schutt geſchoſſene Burgravelin nicht mehr zu

halten. In den angegriffenen Bastionen befanden sich so viele Breschen, daß man die Schotten- und Teinfaltstraße, die beiden Schenkenstraßen, die Kreuz- und Schauflergasse mit Ketten und von allen Fenstern abgerissenen Gittern, mit Pallisaden und Wolfsgruben sperrte. Die Freiung und der Michaelerplatz waren mit Abschnitten, Gräben und Verschanzungen durchkreuzt. Als nun noch, obschon es an Lebensmitteln nicht mangelte, eine bösartige Ruhr einriß, worin Tausende von Einwohnern starben, und selbst Stahremberg schon litt; als die ausgesendeten Kundschafter dem Feinde in die Hände fielen, und keiner zurückkehrte, die Boten des Herzogs von Lothringen aufgefangen waren und die Wiener in der niederdrückenden Ungewißheit über die Stärke, die Zeit, ja selbst über die Möglichkeit des Entsatzes sich befanden, da stiegen jede Nacht mehr und mehr Raketen als Nothzeichen vom Stephansthurm auf.

Am 11. September, bei einbrechender Dämmerung, bis wohin nur die bewunderungswürdigste Tapferkeit mit genauer Noth noch die Trümmer der Burg- und Löbelbastey erhalten hatte, stiegen rasch nacheinander ganze Garben von Raketen vom Stephansthurm auf zum Zeichen, die Stadt liege in den letzten Zügen. Plötzlich fuhr vom Hermannskogel ein ganzer feuriger Busch Raketen empor, und drei gewaltige Kanonenschüsse folgten darauf, die sogleich von der Melkerbastey beantwortet wurden. Das Entsatzheer hatte den Kahlenberg von rückwärts erstiegen; Tausende von Feuerzeichen schim-

merten als willkommne Hoffnungssterne durch die letzte Nacht der Noth und Qual. Ein Augenblick verkehrt allgemeine Angst in lauten Jubel; Freunde und Feinde umarmen einander mit herabstürzenden Thränen; die einen rennen in die Kirchen, Gott zu danken, Andere auf die Sammelplätze, jetzt schon einen Ausfall ungestümm begehrend; Viele auf die Dächer, auf den Thurm von Mariastiegen, um am folgenden Tag einen guten Platz zum Sehen zu haben; ganz unbekümmert um die jetzt noch heftiger tobenden feindlichen Kugeln und Bomben.

Der Großvezier hatte am 7. September Nachricht von der Annäherung des Entsatzes bekommen, er musterte sein Heer und fand nur noch 168,000 Mann; über 48,000 hatte ihm bereits die Belagerung gekostet. Er wüthete und verdoppelte seine Anstrengung, die Stadt noch in den letzten Augenblicken zu gewinnen. Das Entsatzheer bestand aus 27,100 Oesterreichern, 26,600 Pohlen, 11,400 Sachsen, 11,300 Baiern, 8,400 aus dem schwäbischen und fränkischen Kreis, zusammen 84,800 Mann und 186 Kanonen. Der Herzog von Lothringen commandirte eigentlich das Ganze; war aber groß genug, dem König von Pohlen den Ruhm und die reichste Beute zu überlassen. Nebst dem König und den vornehmsten des polnischen Adels, den Fürsten Jablonowsky, Lubomirsky, Sapieha ꝛc. ꝛc. standen bei dem Entsatzheer die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, die Herzoge von Sachsen-Lauenburg, Eisenach, und Weißenfels, ein Herzog von Würtemberg, ein an-

derer commandirte in der Stadt ſein Regiment, ein Herzog von Braunſchweig, von Holſtein, von Pfalzneuburg, 2 Brüder der Kaiſerinn, der Herzog von Croy, der große Eugen von Savoyen, damals ein neunzehnjähriger Oberſtlieutenant, der Markgraf von Baireuth, die Markgrafen Herrmann und Ludwig von Baden, der Landgraf von Heſſen, die Fürſten von Waldeck, Anhalt, Hohenzollern, und Salm; ein glänzender Heldenkreis, Alle voll ritterlichem Sinn und ernſtlichen Willen, gegen doppelte Uebermacht das theure Wien, die Vormauer der Chriſtenheit zu entſetzen.

Am 12. September, es war ein Sonntag, vor Tages Anbruch verſammelten ſich die Fürſten in der Capelle am Leopoldsberg; Marcus Avianus ein Capuciner, der in dem Ruf der Heiligkeit und der Gabe der Weiſſagung lebte, las die Meſſe, und reichte ihnen das Heilige Abendmahl, der König von Pohlen miniſtrirte; der Prieſter ſegnete ſie, und verhieß ihnen gewiſſen Sieg; ſie reichten einander die Hände und begaben ſich an ihre angewieſenen Poſten. Der rechte Flügel der Türken ſtand vom Kahlenbergerdörfel bis Grinzing, der linke von Hernals bis Dornbach, der Großvezier in der Mitte, entſchloſſen jetzt noch während der Schlacht, es koſte was es wolle, die Stadt zu erſtürmen. Der Herzog von Lothringen nahm den Angriff gegen den rechten Flügel mit den Oeſterreichern auf ſich. Fünf Stunden lang wehrten ſich die Türken hier mit vieler Tapferkeit von Schritt zu Schritt; wurden aber doch

bis Döbling herabgedrängt, wo sie unter dem Schutz der noch kenntlichen großen Batterie ober dem Hohlweg Stand hielten. Nun griffen die Sachsen sie in der Flanke an, und die Oesterreicher benutzten den Augenblick, ihnen diese große Batterie wegzunehmen. Inzwischen hatte der König von Pohlen den ganzen linken Flügel der Türken umgangen, konnte aber erst gegen 2 Uhr aus den Wäldern hinter Dornbach hervorbrechen. Die Türken sammelten ihre Infanterie in Massen, das freie Feld begünstigte die Bewegungen ihrer zahlreichen Cavallerie, und die Wirkung ihrer in Bereitschaft gestandenen Kanonen. Der Sieg war zweifelhaft; der Großvezier eilte mit der Reserv, ihn zu entscheiden. Da ersah der Herzog von Lothringen den rechten Augenblick, befahl allgemeinen Sturm auf den Feind; jagte ihn durch Döbling, Währing, Weinhaus, nahm dort die Türkenschanze mit Sturm, und machte so den Pohlen Luft; die jetzt mit unglaublicher Wuth in die Massen der Türken drangen. Der Markgraf von Baden mit einigen Schwadronen Dragoner unter freudigen Trompeten- und Paukenschall kam an die Contrescarpe vor dem Schottenthor; der Graf von Stahremberg machte einen mächtigen Ausfall. Schrecken überfiel die von allen Seiten umgebenen Türken; unaufhaltsam flohen sie über den Wienerberg in einem fort bis an die Raab. Um 6 Uhr war kein bewaffneter Türke mehr in der Nähe; 25000 lagen todt auf dem Platz.

Der Herzog von Lothringen schickte den Grafen Auersberg als Courier an den Kaiser nach Dürn-

ſtein bei Krems. Den Siegern war außerordentliche Beute in die Hände gefallen: die große Fahne des Propheten, viele Standarten und Roßſchweife, 15,000 Gezelte, in vielen noch die Speiſen auf dem Tiſch, 570 Kanonen, unzählige Gewehre, Bogen, Pfeile, Säbel und Dolche, ganze Magazine von Leinwand, Leder, Pelzwerk, eiſernen Platten, und eine, den Glauben überſteigende Zahl von Munition und Kriegsvorrath. Dem König von Pohlen wurde die reichſte Beute überlaſſen, Kara Muſtaphas, von Gold und Edelſteinen ſtrotzendes Gezelt, mit einem baaren Schatz von zwei Millionen in Gold, und 600 Beutel mit Piaſtern. Den Soldaten ward die Plünderung des Lagers erlaubt; ſie fanden ſoviel Geld und Koſtbarkeiten, daß ſie 20,000 Ochſen, Kamehle und Maulthiere, bei 10,000 Schafe, 100,000 Malter Korn, ungeheure Vorräthe von Caffee, Zucker, Honig, Oehl, Reis, Schmalz, Baumwolle den Wienern überließen. Viele Hausherrn, indem ſie die Ruinen ihrer abgebrannten Häuſer aufſuchten, fanden ihre Keller mit Vorräthen aller Art ſo vollgepfropft, daß ſie leicht wieder aufbauen konnten, und ſchöner.

Während aber Alles dem Zuſammenraffen eroberten Reichthums mit lauter Freude ſich überließ, zog der Biſchof Kollonits auch auf Beute in das Lager und auf das Schlachtfeld hinaus. Seine Beute waren über 500 verlaſſene herumirrende Chriſtenkinder, deren Aeltern vor Anbeginn der Schlacht, auf des Großveziers unmenſchlichen Befehl nieder-

gesäbelt worden waren, und denen er Allen ein Retter und Vater wurde.

Am folgenden Tag, 13. September, hielten die Sieger ihren Einzug zu Wien. Das Getöne aller Glocken erfreute die Menschen, denn während der ganzen Belagerung hörte man nur Eine Glocke von St. Stephan, womit man bei Feuersbrünsten und Stürmen Signale gab. Der Zug ging zum Stubenthor herein, der König voraus, dann alle Fürsten, Feldherrn und Obersten, die bei der Vertheidigung und bei dem Entsatz Wiens commandirten; durch die Wollzeil, Kärnthnerstraße, über den Neuenmarkt zogen sie an die Augustinerkirche, wo sie von den Pferden stiegen, der Messe in der Lorettocapelle beiwohnten, und der König dann sogleich selbst vor den Hochaltar trat und das Tedeum anstimmte. Dreihundert Kanonenschüsse während demselben verkündigten weit und breit die freudige Nachricht. In seine Größe eingehüllt, führte indessen der Herzog von Lothringen das ganze Heer aus dem verwüsteten Türkenlager hinweg und breitete es von St. Marx über Simmering bis gegen Schwechat aus, Abends kam auch der König mit den Uebrigen dahin.

Am 14. kam der Kaiser auf einen Tag, um den Befreiern Wiens zu danken, und Verdienste zu belohnen, ging aber dann wieder nach Linz, da die stark durchlöcherte Burg lange Reparation bedurfte. Stahremberg ward Feldmarschall, Conferenzminister, erhielt 100,000 Reichsthaler, einen kostbaren Ring und in seinen Wappenschild den Stephansthurm.

Der König von Spanien ſchickte ihm das goldne Vließ, die öſterreichiſchen Stände beſchenkten ihn reichlich, die Wienerbürgerſchaft befreite ſein Haus in der Krügerſtraße von allen Abgaben. Der Biſchof Kollonitz erhielt von Rom den Cardinalshut; der edle Bürgermeiſter von Liebenberg war ein Opfer der Seuche geworden, die übrigen Vorſteher und Mitglieder des Stadtrathes erhielten goldene Ketten, den Rathstitel, einige den Adel. Kolſchützky ein Pohle, der als kühner Kundſchafter treffliche Dienſte geleiſtet hatte, erhielt, nach ſeinem Wunſche die Erlaubniß, ein Caffehhaus zu errichten. Das erſte, das er eröffnete, ſteht noch dem großen Thor der Stephanskirche gegenüber. Er bezog aber bald ein zweites im Schloſſergäßchen, zum Bruderherz genannt, weil er Jedermann Bruder Herz begrüßte. Caffeh und Zucker gab es eben im Ueberfluß; ſo wurde ſchon das erſte Caffehhaus in der europäiſchen Chriſtenheit ein einträgliches Gewerbe.

Die Reichsarmee kehrte nun zurück, die kluge Behandlung des Königs von Pohlen aber trug nun ihre Früchte. Er liebte den Ruhm und das Geld, und ſetzte den Krieg gegen die Türken mit dem Herzog von Lothringen fort. Um zu zeigen, wie wenig er der Deutſchen bedürfe, zog er immer mit den Pohlen voraus, griff auch 1684 vor Barkan die Türken an. Tod oder Gefangenſchaft würde aber ſein, ſeines Sohnes und der erſten Wojwoden Loos geweſen ſein, wenn ihn nicht der Herzog von Lothringen gerettet hätte. Er erkannte es zwei Tage darauf,

ſtellte ſich unter deſſen Commando, und ließ ſeine Truppen unter die Deutſchen eintheilen; dadurch wurde am 25. December 1685 der herrliche Sieg erſtritten, der den Türken über 20,000 Mann und das wichtige Gran koſtete. Durch 150 Jahre hatte ein türkiſcher Paſcha in Ofen reſidirt; zehnmal wurde es vergeblich belagert, Carl von Lothringen eroberte es 1686 nach einem Verzweiflungskampf, in welchem der Paſcha ſelbſt auf dem Platze blieb. Der Preßburger Reichstag 1687 erklärte Ungarn für ein Erbreich; fünf Jahre ſpäter rächte Carl durch einen entſcheidenden Sieg bei Mohacs die 161 Jahre früher erlittene Niederlage; Belgrad mußte ſich ergeben. Dort ließ er den ſtrangulirten Großvezier Kara Muſtapha ausgraben, und ſchickte deſſen Kopf an den Cardinal Kollonitz, weil jener Wütrich gedroht hatte, den Kopf des frommen Mannes auf einer Stange an den Sultan zu ſchicken. Der Cardinal übergab dieſes gräßliche Angedenken der Stadt, die es nebſt anderen türkiſchen Trophäen im bürgerlichen Zeughaus verwahrt.

Carl von Lothringen ſtarb am 18. April 1690 inmitten ſeiner glänzenden Heldenbahn, Ludwig von Baden und der große Eugen ſetzten ſeine Siege fort, durch den Carlowitzer Frieden 26. Jänner 1699 kam Siebenbürgen bleibend an Oeſterreich, ward Ungarns Befreiung vollendet, und Wien auf immer gegen Türkengefahr geſichert.

Leopold und ſeine treuen Alliirten England, Holland und der große Kurfürſt von Brandenburg

hatten zwei Jahre früher den rühmlichen Ryßwicker Frieden geſchloſſen; Europa lag im Frieden, als 1700 Carl II. König von Spanien ohne Nachkommenſchaft ſtarb. Leopolds I. Succeſſionsrecht ſtand außer Zweifel; er war der einzige männliche Nachkomme jener Johanna, welche Spanien an das Haus Habsburg brachte. Ludwig XIV. hingegen ſuchte, Spanien an ſein Haus zu bringen, obwohl ſeine Gemahlinn, Carls II. Schweſter, feierlichſt auf die Nachfolge Verzicht geleiſtet und Ludwig die Verzichtleiſtung beſchworen hatte. Daraus entſtand ein neuer Krieg mit Frankreich ſowohl, als mit einigen durch dasſelbe aufgehetzten ungriſchen Mißvergnügten, an deren Spitze Franz Rakoczy ſtand. Leopold erlebte das Ende dieſes Krieges nicht; er ſtarb am 5. Mai 1705 im 65. Jahr ſeines Lebens und im 48. ſeiner Regierung.

Unter Leopold I. hatte das allgemeine Waffentragen viele unangenehme Folgen, ſelbſt die Handwerksburſche trugen Degen, und die Lederer erfreuten ſich dieſes Vorrechts bis in die neueſten Zeiten. Die Wildheit der Studenten trieb den meiſten Unfug, förmliche Treffen mit der Stadtquardia fielen vor, wobei es nicht ohne Todtſchlag ablief. Ausgepichte Raufbolde, denen das freie Studentenleben gefiel, blieben oft 20 Jahr und länger auf der Univerſität. Bald ging es über die Handwerksburſche, bald über die Juden her, die tapfere Hülfe der Studenten in den Tagen der Noth hatte ihnen viele Nachſicht erworben. Vor allen mit den Schneidern

gab es häufigen Streit, einst waren deren 60 zu einem festlichen Mahle versammelt; ein Dutzend Studenten trat ein, jagte die Schneider alle davon, und ließ sich die schon aufgetragenen Speisen schmecken.

Die Zweikämpfe waren häufig besonders unter den höheren Ständen, und fielen selbst auf offner Gasse vor. Die Todesstrafe wurde darauf gesetzt, für Inländer auch noch die Confiscation des Vermögens dazu, wer auch nur den Degen gezogen hätte, sollte ohne Gnade auf dem Pranger stehen; es half wenig.

Dagegen wurde die aus alter Zeit stammende Passionsprocession, mit theatralischen Vorstellungen aus der heiligen Schrift für immer abgeschafft, die Asylrechte der Kirchen und Klöster beschränkt, das Spazierengehen, Kaufen und Verkaufen in den Kirchen verboten, eine strengere Todtenbeschau eingeführt, den Gerichten Mäßigung in den Hexenprocessen vorgeschrieben.

Der alte orientalische Handel Wiens war schon größtentheils in die Hände der Griechen übergegangen, deren eine große Zahl sich auf dem alten Fleischmarkt und den Hafnersteig hinab angesiedelt hatte. Leopold errichtete eine orientalische Handelscompagnie, die in den ewigen Kriegen, und weil die meisten Griechen wegen Einverständnissen mit den Feinden weggewiesen wurden, wieder einging.

Der Leopoldstag wurde 1663 zum Landesfeiertag erhoben. Der Kaiser vergrößerte die Burg

durch Erbauung des Tractes, wo die Burgwache ſich jetzt befindet. Durch die Unvorſichtigkeit eines Tiſchlers entſtand den 23. Februar 1668 in der Nacht Feuer, das dieſen Tract bis auf das unterſte Stockwerk verzehrte. Der Hof flüchtete theils nach Eberſtorf, theils in die Favorita; ſo hieß damals der Pallaſt beim Augarten, den ſpäter die Türken zerbrachen. Haß und Neid des Volkes gegen die Juden bezeichnete ſie, nebſt allen alten Beſchuldigungen, als Anſtifter dieſer Brunſt. Zu läugnen iſt nicht, daß ſie auf ſichere Pfänder ungeheure Zinſen nahmen, und gefährlicher Unterſchleiſe im Krieg ſehr verdächtig waren. Das Alles zuſammen beſtimmte den Kaiſer, ſie aus dem Lande zu treiben; zuerſt waren die Hausſäſſigen ausgenommen, die Verordnung vom 14. Februar 1670 aber beſchränkte die Ausnahme auf den einzigen Judenrichter Marcus Schleſinger; alle übrigen wurden aus Wien und aus ganz Oeſterreich vertrieben. Am 18. Auguſt 1670 legte Leopold den Grundſtein zur Pfarrkirche des heiligen Leopold an der Stelle der niedergeriſſenen Synagoge, von nun an hieß die ehemalige Judenſtadt Leopoldſtadt. Sie erhielt zwei Jahrmärkte und einen Wochenmarkt, der Tandelmarkt (Trödelmarkt) wurde vom Kärnthnerthor dahin überſetzt, das Zucht- und Arbeitshaus 1671 daſelbſt gegründet. Der Magiſtrat löſte die confiscirten Judenhäuſer von der Kammer ein, und bald waren ſie durch die Thätigkeit des Bürgermeiſters Lazarus Springer mit arbeitſamen Bürgern beſetzt.

Nach dem Entsatz Wiens wurden die Festungswerke wieder hergestellt, die Vorstädte aber noch weiter hinausgerückt; erst 600 Schritte vom Graben durften wieder Häuser aufgebaut werden. Der Magistrat beklagte sich, daß ihm von 5200 bürgerlichen Häusern kaum mehr 1000 übrig geblieben, er verlor sie theils durch Abreißen, um für die Festungswerke unter Ferdinand I. Platz zu gewinnen, theils durch das Hinausrücken der Vorstädte, und in der Stadt durch den eingerissenen Luxus bei Privatgebäuden. Mancher Fürst kaufte sechs bis sieben Bürgershäuser zusammen und baute einen Pallast an ihre Stelle, der dann ein ständisches Haus war. Um den Magistrat zu entschädigen, dehnte der Kaiser den Umfang der Vorstädte bis an die heutigen Linien aus, und verbot das Zusammenbauen von bürgerlichen Häusern. So kamen die nächsten Dörfer, Erdberg, St. Marx, Reinprechtsdorf, Margarethen u. s. w. in den Umfang von Wien.

Die Barnabiten hatten bei ihrem Freithof im Dorfe Schöff eine kleine Kapelle mit einem Frauenbilde erbaut, das viele Andächtige versammelte; die Türken zerstörten die Kapelle. Im Jahr 1686 wurde der Grundstein zu der jetzigen schönen Kirche und einem Barnabitenkloster gelegt. Seither heißt das ehemalige Dorf Schöff Mariahülf. Der Feldmarschall Graf Söreny baute das Capucinerkloster zu St. Ulrich wieder auf. Den Carmeliten auf der Laimgrube wurde 1687 Kirche und Kloster erbaut. Am Pfingstabend 1688 ward die nächtliche Beleuch-

tung der Stadt eingeführt. Das große Armenhaus (jetzt allgemeines Krankenhaus) fing Leopold 1693 an zu bauen; und legte 1695 den Grundstein zu Kirche und Kloster der Trinitarier (Weißspanier, jetzt Minoriten). In diesen Jahren kamen auch die Brücken über die Donau, die vorher weiter links lagen, an ihre jetzigen Stellen.

Der große Zar Peter, 26 Jahr alt, und schon 9 Jahr Beherrscher von Rußland, kam am 26. Juni 1698 nach Wien und hielt mit großer Pracht seinen Einzug zwischen 8 und 9 Uhr Abends vom Tabor durch die Leopoldstadt und die Stadt in den Königseckischen Pallast zu Gumpendorf; der nebst benachbarten Häusern für ihn und sein Gefolge herrlich eingerichtet worden. Der Hof gab ihm glänzende Feste, unter andern einen Ball, auf welchem 60 Paare des ersten Adels in kostbaren Charaktermasken allerlei Nationen, Gewerbe und Stände vorstellten; Kaiser und Kaiserinn waren als Wirth und Wirthinn gekleidet. Peter als Friesischer Bauer, tanzte mit allen Damen unermüdbar durch die ganze Nacht, sang russische Liedchen dazu, und wollte nicht recht begreifen, daß er die ihm auserkorne Friesländische Bäuerinn, die schöne Gräfinn Thurn, nicht gleich bei sich behalten sollte. Um ein Hofceremoniell zu sehen, wohnte er selbst einer feierlichen Audienz seines Botschafters als Unterbeamter bei; die Botschaft mußte ganz in altrussischer Nationaltracht erscheinen, und seine Geschenke für den kaiserlichen Hof überreichen. Diese Geschenke waren kostbares Pelzwerk, persische Shawls und Tep-

piche, Silber- und Goldstoffe, Sättel, Reitzeug und Säbel mit morgenländischen Steinen verziert. Sie wurden von 40 ganz gleich in schwarzen Sammt gekleideten Wienerbürgern des äußeren Rathes getragen, an die der Zar unzählige Fragen stellte. Auf die Nachricht von dem Aufruhr der Strelizen eilte er spornstreichs nach Moskau.

Einen anderen Einzug sahen die Wiener im folgenden Jahr am 24. Februar 1699. Die Prinzessinn Amalie von Braunschweig zog als Braut des geliebten Kronprinzen Joseph, nachdem sie in Modena durch Procuration vermählt worden, von der neuen Favorita (Theresianum) zum Stubenthor herein, unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute aller Glocken, und der Beleuchtung der ganzen Stadt, durch drei Triumphpforten zur Trauung bei den Augustinern. Die Ungarn verdunkelten dabei Alles mit ihrer Pracht.

Im Juli desselben Jahres ging das (an der Stelle der heutigen Redoutensäle) neuerbaute Burgtheater in Flammen auf; ein alter Thurm rettete nur wie 1668 den Schweitzerhof.

Am 13. August starb im Rufe der Heiligkeit, der durch tiefe Menschenkenntniß, scharfen Verstand und sanfte Tugend berühmte, von Hohen und Niedern verehrte Kapuciner Marcus Avianus. Der Kaiser drückte ihm die Augen zu; die Damen plünderten alle Gärten, um die Leiche auf Blumen zu betten.

Mit dem Neujahr 1700 fing die Wienerzeitung

(damals Wiener Diarium und noch vor nicht vielen Jahren so genannt) an, regelmäßig heraus zu kommen. Noch sind aus jener Zeit merkwürdig, die Einführung des Tabakapalto 1694; die Stiftung der ständischen Akademie zur Bildung adeliger Jugend, in der Alsergasse, wo jetzt die Kaserne steht; die erste Tragsesselordnung, worin die Preise festgesetzt und verboten wurde, dabei Ausländer zu gebrauchen, und Kranke, Livreeleute oder gar Juden zu tragen, die sich schon wieder zahlreich eingefunden hatten; endlich die Abschaffung aller bei Erziehung der Jugend verwendeten Franzosen und Französinnen.

Im Juli 1700 entstand aus einer Büberei sehr ernsthafter Tumult. Am Peter vor dem Hause des Hoffactors Oppenheimer verhöhnten und neckten zwei Rauchfangkehrerbuben einen Juden; die Rumorwache verjagte sie mit ein paar Streichen. Unberufene Richter äußerten laut ihre Mißbilligung, daß ein Christenkind wegen eines Juden geschlagen worden; Gassenjungen warfen mit Eyern der dort sitzenden Bauernweiber dem Oppenheimer die Fenster ein; die Weiber flüchteten, man lachte, die Buben griffen nach Steinen. Der Platz war bald mit Menschen angefüllt; solide Schelme brachen in das Haus ein, raubten Geld und Kostbarkeiten, besoffen sich in dem Keller, schlugen die Böden der Fässer ein. Der Tumult brachte die ganze Stadt in solche Bewegung, daß man Kanonen auf die Plätze aufführte. Endlich rückte zureichende Mannschaft an; zwei der ärgsten Räuber knüpfte man an die Fenstergitter

des Judenhauſes auf, und verkündete Allen Amneſtie, welche das Geraubte auf die Schranne zurückbringen würden. So ward wieder Ruhe.

Man erkannte, daß es die Unentbehrlichkeit der Juden, ſo oft es ſich um Geld handelte, war, was ſie nach ſo vielen Vertreibungen immer wieder zurückführte; man dachte an die Schiffbarmachung der March, an die Verbindung der Oder mit der Donau, an eine nordiſche Handelsgeſellſchaft, wozu überall Geld erforderlich war. Das veranlaßte den reichen Fürſten Hanns Adam Lichtenſtein, einen, den größten Geſchäften gewachſenen, Mann, die Errichtung einer Wienerbank (Banco) vorzuſchlagen. Sie hätte ſeiner Meinung nach zugleich eine Hypothekenbank werden ſollen, was von unberechenbaren Nutzen geweſen wäre. Der ausgebrochene ſpaniſche Succeſſionskrieg hinderte es; die Bank wurde 1705 der gemeinen Stadt Wien übertragen, von ihr und von den Ständen garantirt.

Mit eben jenem Krieg erhob ſich auch die ungriſche Empörung unter Rakoczy; ſein Anhang und ſeine Streitkräfte hatten ſich 1704 ſo drohend vermehrt, daß man Vorkehrungen gegen eine Belagerung Wiens machte. Der Bürgermeiſter Peickart begab ſich zu dem Prinzen Eugen, und bat, die Vorſtädte nicht zu verbrennen oder zu ſchleifen; die Bürgerſchaft ſei bereit, ſie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen, und der Kaiſer könne auf ihre treue Anhänglichkeit in jedem Falle feſt vertrauen. Der Prinz umarmte den Bürgermeiſter freudig, führ-

te ihn ſelbſt ins Zeughaus, und ſtellte ihm frei, für ſeine edle Bürgerſchaft an Wehr und Waffen zu nehmen, was er wolle.

Rakoczys Kriegsvolk umſchwärmte bereits Wien; am Oſterſonntag 1704 kam ein Haufen Reiter über die Landſtraße herein, erſchoß den Hahnenwirth, ſetzte Alles in Schrecken, und war plötzlich wieder verſchwunden. Dergleichen Anfälle geſchahen mehrere; auch ſtahlen ſich durch die ganz offenen, oder nur mit Gartenzäunen verſchloſſenen Vorſtädte oft nächtliche Räuber in die Stadt, wie denn vor nicht vielen Jahren erſt die eiſernen Gitter von den Fenſtern verſchwunden ſind. Gegen ſolche Gefahren wurden 1704 die Linien, ein zwei Klafter breiter und 1½ Klafter tiefer, ausgemauerter Graben rings um die Vorſtädte gezogen, und vor den Hauptſtraßen mit Aufziehbrücken verſehen. Dieſe Linien bewirkten zugleich, daß die Häuſer in den Vorſtädten nun ſchöner und häufiger emporſtiegen, und der Fürſt Hanns Adam Lichtenſtein z. B. aus dem Dorfe Altlichtenwerd die Vorſtadt Lichtenthal herſtellte und ſeinen prächtigen Pallaſt in der Roßau erbaute; der Magiſtrat aber die Gründe der Marcheſe Malaſpina kaufte, dort eine neue Vorſtadt anlegte, und ſie dem römiſchen König zu Ehren Joſephſtadt nannte.

Am 13. Auguſt 1704 erfochten Eugen und Marlborough bei Höchſtadt und Blindheim den weltberühmten Sieg über Franzoſen und Baiern; 12,000 blieben auf dem Platz, der Marſchall Tallard mit 25

Generalen und 15,000 Mann wurden gefangen, alles Geschütz und Gepäck erobert.

Graf Sigbert Heister trug seinen Taufnamen nicht umsonst; in Wiens Belagerung hatte er schon sich ausgezeichnet, jetzt mit Hülfe des tapfern Landvolkes Vendome und die Baiern aus Tirol gejagt, am 26. December 1704 einen Hauptsieg über Rakoczy erstritten. Beide große Siege dieses Jahres wurden in Wien mit Jubel gefeiert; dem keine nahe Gefahr mehr drohte, als Kaiser Leopold starb.

Joseph I.

Von Joseph I. kann man im strengsten Verstande sagen, sein einziger Fehler als Regent war, daß er nicht länger gelebt hat. Er war tapfer, verständig, leutselig, gütig, der glücklichste Herrscher Oesterreichs, seit es eine Geschichte hat. Die kurzen sechs Jahre seiner Regierung schwanden unter beständigen Kriegen; aber auch unter herrlichen Siegen hin. Ob er sonach nun gleich seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg verwenden mußte, und zweimal persönlich als Sieger aus dem Feld heimkehrte, stiftete er doch die Akademie der Künste, am 8. Dec. 1705 eröffnet, gab eine Brennholzordnung 1707, errichtete, dem Wucher zu steuern, in demselben Jahr ein Versatz- und Fragamt in dem Hause des Statthalters Grafen von Welz in der Annagasse, der es dem Armenhaus in der Alsergasse vermachte; baute das Elisabethinerinnenkloster zur Pflege armer

kranker Weibspersonen, und besetzte es 1709 mit Nonnen von Gratz; ließ aus den 1683 eroberten türkischen Kanonen durch Johann Achamer die große Glocke bei St. Stephan 1711 gießen, welche sammt dem Schwengel 402 Ct. wiegt.

Am 12. April 1711 ergriffen den Kaiser die Pocken, und rafften ihn am 5. Tag im 33. Jahr seines Lebens dahin. Weise und glücklich übertrug er die Regentschaft, bis zur Ankunft seines in Spanien abwesenden Bruders und Nachfolgers Carl, seiner Mutter Eleonora, einer Frau von großer Seele. Sie bestätigte ohne Zaudern den noch in demselben Monath geschlossenen Szathmarer Frieden; wodurch den Ungarn ihre constitutionsmäßigen Freiheiten, die Reichswürden nur Eingebornen, den Protestanten die vertragsmäßige freie Religionsübung gesichert, und Niemand — selbst Rakoczy nicht — von der allgemeinen Amnestie ausgeschlossen wurde. Dieser Act von Mäßigung und Gerechtigkeit gewann die edelstolze Nation der Ungarn für immer.

Carl VI.

Durch den Tod Josephs I. vereinigten sich, dem Erbrechte gemäß, die Kronen Oesterreichs und Spaniens auf Carls Haupt. Eine Macht von solcher Größe hätte sich ganz Europa zu Feinden gemacht. Oesterreichs Alliirte ließen sogleich die Hände sinken; sie schloßen Separatfrieden, Carl mußte es auch. Ihm fielen die Niederlande zu, Neapel,

Sardinien, Mayland und Mantua; dem Urenkel Ludwigs XIV. Philipp von Anjou Spanien und Indien; dem Herzog von Savoyen Sicilien, welches er jedoch, weil er gar zu politisch war, bald gegen Sardinien vertauschen mußte.

Carls erster Weg aus Spanien ging nach Frankfurt, wo er am 12. Oct. 1711 zum Kaiser erwählt und gekrönt wurde. Am 26. Jänner 1712 kam er nach Wien, eben 26 Jahr alt; eine schöne Gestalt, ein trefflicher Reiter, seit dreiviertel Jahren erwartet, wurde Er mit allgemeinem Jubel empfangen. Die Etiquette des Hofes war spanisch, die Gesinnung deutsch; Carl VI. war ernst, er verschmähte es, mit kleinen Künsten, um die Gunst des Volkes zu buhlen, er erwarb sie durch Gerechtigkeit, Milde, Beförderung des Handels, der Industrie, der Wissenschaften. Als der Graf Tarovcca ihm einwendete, »beschränkte Geister seien am leichtesten zu regieren«, antwortete er mit einem spanischen Sprichwort: »Freilich schlechte Reiter können nur Schindmähren brauchen.« Mit minder derben Worten ausgedrückt, lautet diese ewige Wahrheit: **Unter verständiger und kraftvoller Regierung ist das gebildetste Volk das beste.**« Das war Carls Regierungsmaxime; Thür und Thor öffnete er den Kenntnissen und der Thätigkeit, rief fremde Gelehrte ins Land, munterte die inländischen auf, öffnete seine Archive den Geschichtsforschern; gründete das weltberühmte **Münzkabinet**, und die **Hofbibliothek**, deren prächtiges Gebäude, wie er sich äußerte, er deßwe-

gen unmittelbar an die Burg gebaut, weil er die edelsten Talente in seiner Nähe wünsche. Selbst ein gründlicher Meister in der Musik, that er so viel für diese schöne Kunst, daß wir die hohe Stufe, auf welche sie hier gebracht war, Ihm verdanken. Er legte die Kunststraßen (Chausseen) durch die ganze Monarchie über die höchsten Berge an; baute den Freihafen von Triest, und die von Fiume Buccari und Porto Re, stiftete die Handelscompagnie von Ostende. Durch Engländer und Hamburger ließ er Kauffahrtheyschiffe und Kriegsfahrzeuge von 36 bis 60 Kanonen auf der Donau bauen, und bemannte sie mit Matrosen aus Genua, Hamburg und Livorno; schaffte der österreichischen Flagge Sicherheit vor den Barbaresken. So sorgte er dafür, den Handel nach Italien, nach den Niederlanden, nach der Levante, der einst Wien reich gemacht hatte, wieder zu beleben. Zum Behuf der inländischen Industrie gründete er die Wollenzeugfabrik zu Linz 1715, brachte durch kunsterfahrne Venetianer und Niederländer die Spiegelfabrik zu Neuhaus in Aufschwung; ein anderer Niederländer Claude du Paquier errichtete 1718 die Porzellanfabrik in der Roßau. Alle Gebäude Carls VI., die Reichskanzlei, die Reitschule, die Redoutensäle, die Bibliothek, die Ingenieur-Akademie, die kaiserlichen Ställe ꝛc. sind noch immer die schönsten in Wien unter den modernen. Er zierte den Hofplatz mit 2 Springbrunnen, den Hohenmarkt mit der schönen Marmorsäule und einem Springbrunnen, den Neuenmarkt

mit einem achtfachen Springbrunnen und eben ſo vielen meiſterlichen Figuren von Raphael Donner. Sein großartiger Baugeiſt theilte ſich auch Privaten mit; viele Palläſte Wiens ſind aus jener Zeit; das Belveder z. B. der Eugeniſche Pallaſt in der Himmelportgaſſe, das Lichtenſteiniſche Majorathaus ꝛc. ꝛc. auch das bürgerliche Zeughaus auf dem Hof und alle Prälaturen im Lande; wodurch viel Geld in Umlauf kam.

Eine arme Weibsperſon brachte im Jänner 1713 die Peſt aus Ungarn nach Wien; das Uebel hielt über ein Jahr an; der Kaiſer verließ die leidende Stadt nicht. Seiner Gegenwart, ſeinen Vorſchriften und Anſtalten nicht nur hier für die Gegenwart, ſondern auch für die Zukunft in Ungarn und längſt der türkiſchen Gränze, iſt es zu verdanken, daß dieſe ſiebenzehnte Peſt zu Wien die letzte war, und nur 8644 Menſchen ihr zur Beute wurden. Zum Dank für die endliche Abwendung derſelben baute Carl die prächtige Kirche dem heiligen Carl Borromeus zu Ehren.

Der 1716 wieder ausgebrochene Türkenkrieg verbreitete Mißmuth unter den Wienern; als aber die Kaiſerinn Eliſabeth, eine Prinzeſſinn von Braunſchweig, nach 8 Jahren kinderloſer Ehe am 13. April 1716 den Kronprinzen Leopold gebar, verkehrte ſich der Mißmuth ſchnell in allgemeine Freude; bis tief in den Sommer hinein währten die Freudenfeſte; ſie wurden erhöht und verlängert als Eugens Generaladjutant Graf Khevenhüller

mit der Nachricht von dem, am 15. August bei Peterwardein erfochtenen großen Siege ankam.

Am 4. November verblich der Kronprinz wieder; der Verlust war so schmerzlich, daß sich bis in unser Jahrhundert herüber Vermuthungen erhielten, er sei nicht natürlichen Todes gestorben.

Am 13. Mai 1717 ward **Maria Theresia** geboren. Welche Freudenfeste würden die Wiener gefeiert haben, hätten sie ahnen können, was ihnen geboren worden! An eben diesem Tage legte Amalia, die Witwe Kaiser Josephs I., von welcher der **Amalienhof** den Namen hat, den Grundstein zu Kloster und Kirche der Salesianerinnen. Die Nachricht von der durch Eugen am 16. August desselben Jahres gewonnenen Hauptschlacht bei **Belgrad** verbreitete große Freude in Wien, noch größere der im folgenden Jahr am 21. Juli abgeschlossene **Passarowitzer Frieden**, in welchem Temesvar und Belgrad, mit einem Theil von Bosnien, Servien und der Wallachey an Oesterreich abgetreten wurden.

Dieser Krieg veranlaßte den Kaiser, 1718 die **Ingenieur-Akademie** zu stiften. Ludwig XIV. war bereits am 1. September 1715 gestorben; es war also Aussicht auf langen Frieden. Wirklich währte er 15 Jahre. Carl benutzte diese Zeit, seinen Einrichtungen Festigkeit zu geben, und seine Gebäude auszuführen; an der Vollendung der herrlich entworfenen Vorderseite der Burg gegen die Stadt hinderten ihn wieder ausgebrochene Kriege.

Neben den Segnungen des Friedens genossen

die Wiener in dieſer Zeit auch manche Augenweide. Der als k. k. Botſchafter bei der Pforte ernannte Feldzeugmeiſter Graf Virmond hielt am 26. April 1719 einen Einzug in die Burg in aller der Ordnung und Pracht, wie er ſpäter in Conſtantinopel ſelbſt vor ſich ging. Seine Abfahrt am 17. Mai von der Schlagbrücke auf den Kriegsſchiffen unter großem Gepränge war ebenfalls ein anziehendes Schauſpiel. Unbeſchreiblich aber war der Zulauf, als von Conſtantinopel, an das man ſeit zweihundert Jahren nur mit Schrecken dachte, ein freundſchaftlicher Botſchafter erſchien. Er hatte ein Gefolge von beinahe 800 Perſonen aus allen, der Pforte gehorchenden Völkerſchaften bei ſich, mit unzähligen Pferden, Maulthieren und Kamehlen. Der Fürſt von Schwarzenberg und der Marſchall Graf Daun empfingen ihn den 14. Auguſt 1719 auf der Simmeringer Heide; der ganze Zug, von kaiſerlichem Fußvolk und Reiterei begleitet ging durch die Favoritenlinie, an der Favorita (Thereſianum), wo der Kaiſer den Sommer über wohnte, vorüber, zum Kärnthnerthor herein, über den Joſephsplatz, Kohlmarkt, Graben, St. Stephan, zum rothen Thurm hinaus in die Leopoldſtadt zum goldenen Lamm. Das Militär machte Spalier in den Vorſtädten, in der Stadt ſtanden die Bürgercorps in Parade.

Am 26. desſelben Monats vermählte ſich die Erzherzoginn Joſepha, ältere Tochter Kaiſer Joſephs I. 19 Jahr alt, mit Friedrich Auguſt Kurfürſten von Sachſen. Der Anwerbungs-Botſchafter

Graf von Flemming gab überaus kostbare und prächtige Feste. Am 17. October 1722 wurde ihre jüngere Schwester Amalia mit Carl Albrecht Kurfürsten von Baiern vermählt, der Botschafter Graf von Törring suchte seinen Vorgänger Flemming noch zu übertreffen. Es sind Foliobände mit großen meisterlichen Kupferstichen über die Pracht dieser Feste geschrieben, und sie blieben lange in dem Gedächtniß der Wiener.

Der Kaiser stiftete 1722 das spanische Spital für diese von ihm geliebte Nation. Er hatte die Erhebung der Wiener Diöcese zu einem Erzbisthum in Rom erwirkt; Graf Kollonits, ein Neffe des oft erwähnten, später ebenfalls Cardinal, hielt am 24. Februar 1723 als erster Erzbischof von Wien seinen feierlichen Einzug.

Am 11. Mai 1727 hielten die Armen, dunkelblau und weiß gekleidet, ihren Einzug in das reichgestiftete Johannisspital (jetzt Invalidenhaus.)

Carls Sonne neigte sich endlich gegen ihren Untergang. Der 1733 ausgebrochene Krieg mit Frankreich ging in Italien schlecht, und selbst der am Rhein commandirende Eugen war leider schon ein Greis. Um die Garantie der pragmatischen Sanction zu erwerben, ließ sich Carl im Wienerfrieden vom 3. October 1735 den Tausch von Neapel und Sicilien gegen Parma und Piacenza, von Lothringen gegen Toscana, und die Abtretung von Novara und Tortona an Sardinien gefallen.

Am 15. Februar 1736 wurde Maria Thereſia

mit Franz Herzog von Lothringen, dem Enkel des hochverdienten Herzog Carl, vermählt. Zwei Monate ſpäter ſtarb der, den Wienern unvergeßliche Prinz Eugen von Savoyen; ein Herr von hoher Religioſität ohne Andächtelei, der ausgezeichneteſte Feldherr und Miniſter ſeiner Zeit, Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften und Künſte, mild von Charakter, liebenswürdig im Umgang. Er pflegte ſich Eugenio von Savoye zu unterſchreiben, weil, wie ſchon Carl V. ſagte, der Soldat einen italieniſchen Kopf, ein deutſches Herz, und franzöſiſche Beine haben ſollte. Der Kaiſer verordnete das Begräbniß wie für einen Erzherzog; 14 Feldmarſchallieutenante trugen die Bahre, weil Eugen in 14 Hauptſchlachten geſiegt hatte. Der Zug ging von der Himmelportgaſſe über den Neuenmarkt, Spital-, Joſephs- und Michaelsplatz, Kohlmarkt und Graben nach St. Stephan; wo ihm die Gemahlinn ſeines Vetters, Emanuel von Savoyen, des Fürſten Hanns Adam von Lichtenſtein Tochter, das Grabmahl in der Kreuzcapelle ſetzte. Von ihr iſt auch das Damenſtift in der Johannesgaſſe, und die mit dem Thereſianum jetzt vereinigte Emanueliſche Stiftung.

Die Türken, die überall vor Eugen geflohen waren, ſchlugen nun die öſterreichiſchen Generale einen nach den andern; der Frieden von Belgrad wurde am 18. September 1739 geſchloſſen; dieſe Hauptfeſtung und faſt Alles, was Eugen erobert hatte, wieder verloren.

Den Kaiſer verzehrte der Schmerz über ſo viele

Verluſte, von welchen er das getreue Barcellona am wenigſten vergeſſen konnte; er welkte hin und ſtarb in der Nacht vom 19. zum 20. October 1740, im 55. Jahre. Mit ihm erloſch, gerade 40 Jahre nach der ſpaniſchen, die öſterreichiſche Linie des Hauſes Habsburg. 467 Jahr waren verfloſſen, ſeit Rudolph I. die deutſche Kaiſerkrone auf ſein Haupt geſetzt hatte.

Maria Thereſia.

Die pragmatiſche Sanction iſt ein Haus- und Staatsgeſetz, daß die öſterreichiſche Monarchie niemals getheilt, und nach dem Recht der Erſtgeburt in männlicher Abſtammung, nach deren gänzlicher Ermanglung aber auch in weiblicher Abſtammung, vererbt werden ſoll. Dieſes Staatsgeſetz wurde von den Ständen aller Reiche und Provinzen des Hauſes Oeſterreich anerkannt und beſchworen; Carl VI. opferte Länder und Schätze auf, um zu bewirken, daß die europäiſchen Mächte es anerkannten und garantirten, und um damit auch nach ſeinem Tode von ſeinen Unterthanen das Unglück eines Krieges über die Erbfolge abzuwenden. Es wurde auch garantirt von Spanien 1725, England 1731, deutſchem Reich 1732, Frankreich 1735. Kaum aber hatte er die Augen geſchloſſen, als Spanien, Frankreich, Preußen, Savoyen, Baiern und Sachſen die öſterreichiſche Monarchie von allen Seiten anfielen; die junge Königinn Maria Thereſia nannten ſie nur mehr Großherzoginn von Toscana. Der König von

Preußen Friedrich II. war mit 60,000 Mann der erste in Schlesien eingefallen; man konnte ihm nur 30,000 entgegen stellen. Die Schlacht von Mollwitz ging verloren, er drang weit in Mähren vor, seine Streifcommando's kamen bis gegen Stockerau und Korneuburg. Franzosen und Baiern standen bereits in St. Pölten, schleppten den würdigen Abt Bessel von Göttweih als Geisel fort, und schickten einen Parlamentär nach Wien, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Der Kurfürst von Baiern Carl Albrecht empfing in Linz die Huldigung als Erzherzog von Oesterreich, wurde in Prag als König von Böhmen, in Frankfurt als römischer Kaiser Carl VII. gekrönt. Dazu kamen noch Wolkenbrüche und außerordentliche Ueberschwemmungen, welche die Gegend von Wien verwüsteten. Nicht nur die Donau, auch die Wien schwoll zu außerordentlicher Höhe an, verheerte Schönbrunn und die Wienervorstädte; mehrere Elisabethinerinnen kamen bei der Rettung ihrer Kranken um's Leben.

Alles dieses brach den Muth der großen Maria Theresia nicht, und niemals verläßt der Himmel Diejenigen, die sich selbst nicht verlassen. Die Sache der erhabenen Frau bewegte Alles, was einer edlen Begeisterung fähig war. Das englische Volk eröffnete für sie Subscriptionen; die Damen voran, eine davon unterzeichnete 50,000 Pfund Sterling allein. England, Rußland, Holland, traten auf ihre Seite. Die Bürgerschaft von Wien rüstete sich gegen die angedrohte Belagerung, und gegen

den ganzen, durch seine Ungerechtigkeit empörenden, Angriff mit noch mehr Eifer, als sie einst gegen Kara Mustapha gethan. Das Stadtquardia Regiment wurde zu einem Linienregiment gemacht; die Schüler der Akademie der Künste bildeten eine eigene Compagnie, desgleichen die Hofbefreiten, die Studenten ein Corps, so auch die Jäger und Heiducken; die Bürger errichteten unter sich verschiedene Corps, selbst Greise nahmen dabei noch das Gewehr auf die Schulter. Alles schämte sich irgend einer Exemtion; jedes Freihaus stellte mehr Mannschaft, als es ohne Freiheit schuldig gewesen wäre, ja sogar Frauen von Magistratsräthen und reichen Bürgern sah man für ihre junge Königinn, die zugleich die schönste Frau ihrer Zeit war, bei Herstellung der Festungswerke helfen. So gründete sich jene wechselseitige Liebe zwischen Thron und Volk, welche durch ihre ganze vierzigjährige Regierung ungeschwächt anhielt.

Zu Preßburg trat Maria Theresia, den sechs Monat alten Kronprinzen Joseph auf dem Arm, am 11. September 1741 vor den versammelten Reichstag Ungarns, mit mildem Ernst der Majestät, aber auch mit dem rührenden Blicke des Vertrauens. In geläufigem Latein sprach sie von ihrem heiligen Rechte, von der Treulosigkeit ihrer Widersacher, von der Gefahr und Noth in Oesterreich und in Böhmen, und wie ihr von ihrem großen Erbe so wenig übrig geblieben, daß nichts retten könne als die Treue der Ungarn; ihnen vertraue sie, diesen empfehle sie ih-

ren Säugling, ihre Krone und ihre Ehre. Diese Worte ergriffen die ritterlichen Herzen; »Blut und Leben für unsern König Maria Theresia!« brauste es durch die ganze, mit blitzenden Säbeln zur Rettung und Rache aus einander stürmende Versammlung. Und sie schritten ungesäumt zur That; sechs neue Infanterie-Regimenter, drei Regimenter Husaren wurden gestellt, die ganze Nation rüstete sich. Wie denn auch später der Palatin Palffy mit 44000 Mann Infanterie und 33,000 Mann Cavallerie zu Hülfe kam.

An demselben Tage, 24. Jänner 1742, an welchem der Kurfürst von Baiern zu Frankfurt die Kaiserkrone erhielt, zog Theresias Feldherr, Graf Ludwig Khevenhüller in München ein. Friedrich II. schloß am 11. Juni 1742 zu Breßlau Frieden gegen Abtretung des größten Theils von Schlesien; brach ihn aber 1744 wieder. Dieser Friedensbruch kostete beiderseits einige Tausend Menschen, und im folgenden Jahre wurde der Dresdner Frieden geschlossen, der lediglich den Breßlauer bestätigte. Inzwischen war Carl VII. gestorben, und Thereſiens Gemahl ward am 4. October (seinen Namenstag) 1745 als römischer Kaiser zu Frankfurt in ihrer Gegenwart gekrönt. Das Kaiserpaar kam zu Wasser auf einer prächtigen Yacht unter zahlreicher Begleitung nach Wien zurück. Mit dem Augenblick der Landung ertönte das Geschütz von den Wällen; Glocken, Trompeten und Pauken von allen Thürmen. Der Einzug ging nach altem Brauch zum Stubenthor herein,

durch drei herrliche Triumphporten, wovon eine in der Wollzeil, die andere am Stockimeisen, die dritte am Kohlmarkt stand. Die Bürgercorps paradirten auf den Plätzen, der Rath ließ von einem Gerüste neben der Hirschenapotheke am Graben Brot und Braten auswerfen, und rothen und weißen Wein springen. Durch drei Tage nach einander waren die Triumphporten und die ganze Stadt beleuchtet; es waren drei allgemeine Feiertage in Lust und Freude begangen.

Am 30. April 1748 schloß endlich Fürst Kaunitz zu Aachen auch den Frieden mit Frankreich gegen Abtretung von Parma und Piacenza an den spanischen Prinzen Don Philipp.

Die Jahre des allgemeinen Friedens verwendete Maria Theresia nun auf treffliche Einrichtungen im Innern; wovon nur ein Ueberblick vorzüglich in Bezug auf Wien gegeben werden kann. Eine würdige umständliche Geschichte ihrer langen Regierung würde allein ein großes Werk erfordern.

Sie stiftete das erste Invalidenhaus zu Wien, gründete hier die, später nach Neustadt übersetzte, Cadetten-Akademie, erweiterte und verbesserte die Ingenieur-Akademie, vollendete die Casernen in der Leopoldstadt, am Salzgries, am Getreidemarkt, und baute die größte von allen in der Alsergasse von Grund auf. Sie errichtete das Sappeur-Tschaikisten und Pontonierscorps, und erhob ihre Artillerie zur ersten in Europa. Sie gründete die Militär-Erziehungshäuser. Sie verbes-

ferte die Dominicaner- und die spanische Bastei; und baute zu größerer Sicherheit der Stadt das Theresienthor. Durch mehrere Verordnungen setzte sie die Pflichten und Rechte zwischen Bürger und Soldaten in Krieg und Frieden fest. Sie stellte alte Festungen her, und erbaute neue; regulirte die Gränzmiliz in Croatien, Slavonien und Siebenbürgen. Sie stiftete endlich den Theresienorden für militärisches Verdienst.

Dem Bauernstand, als Grundsäule der Staaten, widmete sie vorzügliche Aufmerksamkeit. Sie regulirte die Grundsteuer und die Abgaben der Unterthanen an die Grundherrn; führte die Kreisämter zum Schutz der Unterthanen ein, erleichterte ihre Lasten mit mütterlichem Sinn, munterte sie zum Seidenbau, zur Schaf- Obst- und Bienenzucht durch Prämien auf, sorgte für Unterricht in diesen Culturgegenständen, errichtete hier und in allen Provinzen Landwirthschafts-Gesellschaften, und wies ihnen Einkünfte an.

Auch der Juden vergaß sie nicht; statt der unter früheren Regierungen wiederholten Vertreibungen verlieh ihnen Maria Theresia die älteste bürgerliche Duldung in Europa, älter als die vielgepriesene engliche Parlamentsacte von 1753.

Unterricht erkannte Sie als unerläßliches Bedingniß von Cultur und Wohlstand; Sie verbesserte Schulen und Studien, stiftete das Theresianum, die orientalische und die Real-Akademie; aufgemuntert von Ihr entstand die Ritter-Akademie zu

Kremsmünſter und das Löwenburgiſche Convict bei den Piariſten. Die Akademie der Künſte erhielt eine Kupferſtecher-, Boſſir- und Graveur-Schule, neue Statuten und Freiheiten; die Thierarzneiſchule wurde errichtet.

Armen- und Verſorgungs-Anſtalten lagen ihr vorzüglich am Herzen; die Widmung des Schloſſes und der Herrſchaft Ebersdorf zu einem Armenhauſe, das große Waiſenhaus am Rennweg, die Verbeſſerung und Vermehrung der Vorſtadtſpitäler, das Taubſtummen-Inſtitut und eine faſt unbegränzte Freigebigkeit ſind Beweiſe davon.

Sie unterſtützte Fabriken, errichtete einen Commercienrath, beſchränkte die große Anzahl der Feiertage, unterſagte die Viſitationen der Nuntien, die Kundmachung päpſtlicher Bullen ohne placetum regium, und Ordensgelübde vor dem 24. Jahr, ſtellte Tortur, Hexenproceſſe und Exorcismen ab; belohnte tapfere und gelehrte Männer mit Gütern und Ehrenſtellen, ſtiftete für bürgerliches Verdienſt die goldene Medaille, für verdiente Staatsmänner den Stephansorden.

Gebäude, die an ſie erinnern, weil ſie von ihr oder unter ihr und in ihrem Geiſte erbaut wurden, ſind übrigens in Wien; die ungriſch-ſiebenbürgiſche, die böhmiſch-öſterreichiſche, die niederländiſche und lombardiſche Hofkanzlei (jetzt Polizeihofſtelle), die Banco-Deputation (jetzt Univerſal-Zahlamt), die Staatskanzlei, die Nuntiatur, die Univerſität, Hauptmauth, Regierung, (jetzt

Appellation und Landrecht), das Rathhaus, die Kirchen im Waisenhaus, im Sonnenhof und zu Gumpendorf.

Im Jahr 1756 schloß Sie ein Bündniß mit Frankreich, und gewann damit die Freundschaft einer Macht, die durch 280 Jahre Oesterreichs heftigster Feind war.

Friedrich II. hatte an Schlesien nicht genug, er wollte auch Sachsen und die Lausitz haben, und den Kurfürsten dafür mit Böhmen entschädigen. Sieben Jahre währte der neue Krieg, verwüstete mehrere Provinzen, kostete viele Millionen an Geld und das Leben von mehr als hundert tausend Menschen; und hatte keinen andern Erfolg als großen Schaden von beiden Seiten. Im Frieden zu Hubertsburg 15. Jänner 1763 blieben die Gränzen, wie sie vor dem Krieg waren.

Während des Krieges kam ein türkischer Gesandter nach Wien, der Kaiserinn die Hochachtung und Freundschaft der Pforte zu versichern.

Am 29. December 1768 wurde die adelige deutsche Arcieren Leibgarde errichtet; die ungrische adelige Leibgarde bestand schon 1760. Beide begleiteten den Kronprinzen Joseph zu Anfang 1764 nach Frankfurt, wo Er als römischer König gekrönt wurde.

Am 18. August starb zu Insbruck, wohin der Hof sich begeben hatte, um die Vermählung des Erzherzogs Leopold mit der spanischen Prinzessinn Ludovica zu feiern, Kaiser Franz I. plötzlich. Ihren

Sohn, jetzt Kaiſer Joſeph II. erklärte Maria Thereſia zum Mitregenten und übertrug ihm die ausſchließende Leitung des Kriegsweſens, damit zugleich das Großmeiſterthum des Thereſienordens. Von dem Todestag ihres Gemahls legte ſie die Trauer nicht mehr ab. Der Erzherzog Leopold reiſte nach Florenz ab, um dort als Großherzog von Toscana die Regierung anzutreten.

Joſeph II. war 1767 von ſeiner zweiten Gemahlinn Witwer geworden, ohne einen Sohn zu haben, und wollte ſich, obſchon erſt 26 Jahr alt, nicht wieder vermählen; die erſte Frucht der Ehe des Großherzogs war auch eine Prinzeſſinn, nämlich die letzt verſtorbene Königinn von Sachſen; man fing an für die Thronfolge beſorgt zu ſeyn. Da ereignete ſich etwas, das für den Geiſt jener Zeit zu charakteriſtiſch iſt, um übergangen zu werden. Um die Mitte des Februars 1768 wurde das im Burgtheater verſammelte Publicum gegen Ende des Stückes durch ein Geräuſch in der, ſeit dem Tod Franz I. immer leeren, kaiſerlichen Loge aufmerkſam gemacht; Lichter wurden gebracht; man war in geſpannter Erwartung; man wußte, daß die Kaiſerinn beſchloſſen hatte, das Schauſpielhaus nicht mehr zu beſuchen: plötzlich erſchien ſie doch. Sie mußte lange mit beiden Händen freundlich winken, um den Jubel der ganzen Verſammlung zu beſchwichtigen. Ueber die Loge herausgelehnt zeigte ſie einen entfalteten Brief, da ward es ſtille, und ſie ſprach nur die Worte: »Der Leopold hat einen Sohn«. So verkündigte die erhabene

Frau ihren lieben Wienern gleich in der ersten Aufwallung des großmütterlichen Herzens die gesegnete Geburt des geliebtesten Monarchen. In ferne Gänge schallte der wieder verschwundenen Kaiserinn das Jubelgeschrei nach; das Stück war aus vor seinem Ende; Alles lief davon, die Freudenspost in der Stadt zu verbreiten.

Im Jahr 1772 mußte sie der von Rußland und Preußen lange beschlossenen Theilung Polens beitreten, und erwarb Galizien; 1775 die Bukowina. Dem 1778 über die Erbfolge in Baiern ausgebrochenen Krieg machte sie ein schnelles Ende.

Maria Theresia starb nach einer kurzen Brustkrankheit am 29. November 1780 Abends im 64. Jahre ihres Lebens, nachdem sie 40 Jahre regiert hatte. Von allen königlichen Frauen, welche die Jahrhunderte kennen, war keine in so hohem Grade auf dem Throne ein König (wie die begeisterten Ungarn mit Recht sie nannten) und zugleich eine Mutter ihrer Völker.

Joseph II.

Schon als Mitregent bewies Joseph II. seine Liebe für die Wiener, indem er die Eröffnung des Praters für das ganze Publicum erwirkte, den Augarten ebenfalls für das Vergnügen desselben herstellte, das Hoftheater auf seine Rechnung nahm, das Glacis mit Alleen besetzte, Fahrstraßen und eigene Wege für die Fußgeher nach den Vorstädten

anlegte. Die heutige schöne Gestalt des Raums zwischen Stadt und Vorstadt ist jedoch ganz das Werk Seiner jetzt regierenden Majestät.

Die Vortheile, welche die Anwesenheit eines großen Hofes den Hausbesitzern der Residenz gewährt, waren die Ursache, daß jedes bürgerliche Haus in Wien seit zweihundert Jahren eine freie Wohnung für Beamte und Hofleute ablassen mußte; es war eine der ersten Verfügungen Josephs, daß er den Hausbesitzern diese Last gegen eine verhältnißmäßige Ablösung in baarem Gelde abnahm.

Die Ankunft des Herzogs von Würtenberg mit seiner Gemahlinn, dem Prinzen Ferdinand und der Prinzessinn Elisabeth, bestimmten Braut des damaligen Kronprinzen Franz; die zweimalige Anwesenheit des Großfürsten Paul von Rußland mit seiner Gemahlinn, älteren Schwester der Prinzessinn Elisabeth, und die bei diesen Gelegenheiten gegebenen Hochfeste; so wie der Besuch des Papstes Pius VI., und die unerhörte Erscheinung eines Marokkanischen Gesandten verbreiteten in Wien Lebhaftigkeit und Interesse.

Der Kaiser verlieh dem Carl Marinelli, der das Theater in der Leopoldstadt erbaute, dem Emanuel Schikaneder, der im stahrembergischen Freihaus Schauspiele gab, und dem erst im Jahre 1830 verstorbenen Carl Mayr in der Josephstadt förmliche landesherrliche Privilegien; dem Letzteren das ausgedehnteste, er allein durfte Ballete geben.

Sechs Nonnenklöster wurden aufgehoben, die

Saleſianerinnen und Urſulinerinnen, welche ſich dem Unterricht weiblicher Jugend widmen, und die Eliſabethinerinnen, welche Kranke pflegen, blieben allein. Aeltere Nonnen, welche von früher Jugend an im Kloſter gelebt hatten, außer demſelben mit ihrer Penſion von 200 Gulden ſich nicht zu helfen wußten, hätten wohl gewünſcht, es wäre ihnen nur ein Kloſter übrig geblieben, und nur auf einige Zeit, um dort ſich zu verſammeln und in altgewohnter Lebensweiſe abzuſterben. Hätte man es dem Kaiſer ſo vorgeſtellt, er würde es zugeſtanden haben; es war aber nur großes Geſchrei von der Kerkerſprengung der Unglücklichen, wovon die meiſten es doch erſt wurden.

Nachdem die Jeſuiten noch unter Maria Thereſia 1773 aufgehoben worden, wurden nun von Männerklöſtern, die Trinitarier (Weißſpanier), die Theatiner (Cajetaner), die Congregation des Philippus Nerius, die Hieronymitaner und die Minoriten, aufgehoben; letztere jedoch, nach dem Verkauf ihrer beſten Realitäten, bald wieder zuſammengerufen und ihnen das Kloſter der Trinitarier angewieſen. Die Benedictiner von Montſerrat (Schwarzſpanier) wurden mit dem Stift Schotten, die Dorotheer mit dem Stift Kloſterneuburg vereiniget. Nebſt dieſen und den Minoriten blieben noch die Schotten, die Barnabiten in der Stadt und zu Mariahülf, die Auguſtiner in der Stadt und auf der Landſtraße, die Dominicaner, Franciscaner, Capuciner in der Stadt und zu St. Ulrich, Piari-

ſten in der Joſephſtadt und auf der Wieden, Carmeliten auf der Laimgrube und in der Leopoldſtadt, die barmherzigen Brüder, Paulaner und Kreuzherrn bei St. Carl. Es blieben alſo in Wien, gegen vier ſehr unbedeutende aufgehobene Männerklöſter, deren 18 ſtehen; nur wurden einigen die Gärten weggenommen, und zum Bau von neuen Häuſern an Private verkauft. Wenn man erwägt, daß unter der gegenwärtigen Regierung fünf bedeutendere Männerklöſter aufgehoben wurden, und neun Nonnenklöſter doch gewiß eine übermäßige Anzahl waren, ſo erſcheint die vielbeſprochene Klöſteraufhebung Joſephs II. wenigſtens in Wien mehr ſchonend als ſtrenge. In der ganzen Monarchie wurden von 2100 Klöſtern 614 aufgehoben. Zu bedauern iſt aber, daß mit dem Verkauf der Kloſterrealitäten und Einrichtungen, und der Koſtbarkeiten der Kirchen ſo ſehr geeilt worden, denn man hat eigentlich ein Spottgeld dafür bekommen. Und zu tadeln ſind diejenigen, denen die Ausführung aufgetragen war, daß ſie gewiß gegen den Willen des Kaiſers mit einer Art Vandalismus verfuhren; wodurch manches koſtbare Monument alter Kunſt und viele unerſetzliche Documente für die ältere Geſchichte zu Grunde gingen.

Das Toleranzedict Joſephs räumt den Griechen und den Juden nichts weiter ein, als was ihnen ſchon von Maria Thereſia zugeſtanden war. Die Proteſtanten aber, die zwar ſchon früher aller bürgerlichen Rechte genoßen; denen im Civil und Militär die Stellen jedes Ranges offen ſtanden, die je-

doch ihren Gottesdienſt nur in den Capellen der Geſandten halten konnten; erhielten das Recht, ſich Kirchen zu bauen. Allein dieſe Kirchen durften keinen Eingang von der Gaſſe, keinen Thurm, keine Glocke, keine äußere Geſtalt einer Kirche haben. Die Lutheriſchen und die Reformirten bauten in vorgeſchriebener Form ihre Kirchen neben einander auf der Stelle des ehemaligen königlichen Kloſters, und der Zufall wollte, daß man gerade gegenüber in der Kirche der aufgehobenen Dorotheer, ohne ihre äußere Geſtalt zu verändern, die Pfänder des Verſatzamts aufbewahrte.

Die Bruderſchaften wurden aufgehoben, und dafür das Armeninſtitut eingeführt, die Capellen in den Privathäuſern wurden geſchloſſen, die drei alten Pfarren der Stadt in deren acht eingetheilt; ſämmtliche Freithöfe vor die Linien hinaus verlegt.

Der alte Stadtrath von Wien wurde in einen Magiſtrat umgeſtaltet; in den politiſchen Civil- und Criminal-Senat abgetheilt, das Stadtgericht ihm einverleibt. Die Gerichtsbarkeiten des Hofmarſchallamts, des Conſiſtoriums und der Univerſität aufgehoben, eine neue Gerichts- und Concursordnung eingeführt.

Das Thereſianum wurde aufgehoben, die Stiftlinge erhielten Stipendien. Der unentgeltliche Unterricht auf Schulen, Gymnaſien und Univerſität hörte auf, es wurden Schul- und Collegiengelder eingeführt, und daraus Stipendien gebildet.

Fabriken und Gewerbsinduſtrie ſuchte Jo-

seph eifrig zu befördern; hob allen Zunftzwang auf, unterstützte bedeutende Unternehmungen, verbot die Einfuhr aller ausländischer Fabrikate und vieler roher Erzeugnisse. Eine Fabrik nach der andern erhob sich, Tausende von geschickten und fleißigen Händen vermehrten die Bevölkerung. Auf den zerstückten Klostergärten wuchsen neue Häuser schnell empor; der Abt des Schottenstifts verkaufte das inner den Linien gelegene Schottenfeld zum Häuserbau; jetzt steht eine von 16,400 Menschen, meistens Fabrikanten, bewohnte Stadt da, die an ansehnlichen Gebäuden jede Landstadt übertrifft.

Joseph vergrößerte noch das große Armenhaus, das er zum allgemeinen Krankenhaus bestimmte; baute daran das Irrenhaus, das Militärspital und an dieses die prächtige Medicinisch-chirurgische Akademie, welche ganz als seine Schöpfung, bestimmt Aerzte für die Armee zu bilden, auch seinen Namen trägt, und nach langer Ruhe vor wenigen Jahren wieder in's Leben getreten ist.

Uebrigens wurden mit den öffentlichen Gebäuden viele Veränderungen vorgenommen. Alle Krankenspitäler, die der barmherzigen Brüder und der Elisabethinerinnen ausgenommen, kamen in das zum allgemeinen Krankenhaus umstaltete Armenhaus, die Invaliden in das Johannisspital. Die Pfründner dieses Spitals und des Armenhauses bekamen einige Kreuzer täglich auf die Hand, und mußten für ihre Unterkunft selbst sorgen. In das Theresianum kam die Ingenieurakademie, an ihre Stelle die Artillerie.

Das große Waisenhaus am Rennweg kam in das spanische Krankenspital in der Alservorstadt; in das Waisenhaus die Militär-Oekonomie-Commission. Die Pfründner des Bürgerspitals kamen nach St. Marx, wo früher das Irrenhaus war; ihr Haus in der Stadt wurde zu Zinswohnungen vier Stock hoch aufgebaut. Das Findelhaus kam aus dem Strudelhof in die Alsergasse; in die Kirche der aufgehobenen Schwarzspanier das Militärverpflegsmagazin (jetzt Bettenmagazin).

Die jährlich am 14. September übliche Procession zum Andenken der Befreiung Wiens von der türkischen Belagerung 1683 wurde abgestellt; so auch der den Bäckern, wegen ihres tapfern Benehmens jährlich zu Pfingsten gestattete feierliche Umgang mit Federhüten und Degen an der Seite. Die verpachtete Zahlenlotterie wurde auf Staatsrechnung genommen; der Cours der Ducaten von 4 fl. 16 oder 18 kr. zuerst auf 4 fl. 22½, dann auf 4 fl. 30, die Kreuzthaler von 4 fl. 14 auf 4 fl. 16 kr. gesetzt; die Häusersteuer von dem siebenten Theil des Miethbetrages auf den sechsten Theil erhöht.

Außerdem hat Joseph II. noch manche Veränderung eingeführt; da Er sie jedoch theils selbst beschränkte oder zurücknahm, theils in der Folge gänzlich davon abgegangen worden, müssen sie hier wegbleiben.

Am 6. Jänner 1788 erfreute die Wiener das Fest der Vermählung Seiner jetzt regierenden Majestät mit der Prinzessinn Elisabeth von Würtenberg.

Der Kaiser nahm so innigen Antheil daran, daß Er den Hofgalatag vom Neujahrstag, den Er statt der zahlreichen Galatage allein dazu bestimmt hatte, auf diesen 6. Jänner verlegte.

Am 29. Februar reiste Er sammt dem Erzherzog Franz zur Armee gegen die Türken. Obschon Joseph, um die Mannschaft anzueifern, sich selbst jedem Ungemach aussetzte, ging der erste Feldzug doch unglücklich; die herrliche Armee litt ohne eine Schlacht große Verluste, und kam nicht vorwärts. Die Unzufriedenheit der Wiener äußerte sich laut, besonders darüber, daß Laudon kein Commando hatte. Im zweiten Feldzug erhielt Laudon das Obercommando; eine türkische Festung nach der andern fiel; er griff das berühmte Belgrad an; in weniger als 14 Tagen hatte er es erobert. Unerhört war der Jubel der Wiener über diese Nachricht; unaufgefordert war Abends den 14. October 1789 die ganze Stadt herrlich erleuchtet, viele Häuser prächtig verziert, manche mit witzigen Transparenten versehen; der Türke am Heidenschuß allein im Trauerflor.

Der Kaiser war aus dem Feldzuge krank zurückgekommen. Leiden mancher Art vergrößerten das Uebel. Die blutige französische Revolution war ausgebrochen; die Niederlande standen in offener Empörung; das Mißvergnügen in Ungarn hatte einen sehr hohen Grad erreicht, und fing in allen übrigen Provinzen an, sich zu äußern. Die neue übereilte Steuerregulirung nahm den Grund- und Zehentherrn große Einkünfte, und legte doch den Unter-

thanen 30 Procent vom Brutoertrag (eine unerſchwingliche Steuer) auf; wozu gleich anfangs noch ein Zuſchlag für Regiekoſten kam.

So brachte jeder Tag unangenehme Nachrichten von allen Seiten; Joſephs bereits angegriffene Kräfte erſchöpften ſich. Nun kam der härteſte Schlag dazu; des Erzherzogs Franz Gemahlinn Eliſabeth ſtarb nach der Geburt einer Prinzeſſinn; dieſer Verluſt brach des Kaiſers Herz; am 20. Februar 1790, im 49. Lebensjahre gab er ſeinen thätigen Geiſt auf.

Die unparteyiſche Nachwelt wird Joſeph II. nicht freiſprechen von Mißgriffen und Uebereilungen; aber ſie wird anerkennen, daß er es mit den Menſchen im Allgemeinen und insbeſondere mit den Wienern herzlich gut gemeint hat; und unvergeßlich wird Er den Wienern bleiben.

Leopold II.

Leopold des II. durch ſeine 25jährige Regierung von Toscana erworbener Ruhm ließ viel erwarten; allein es blieb ihm kaum die Zeit, Frieden mit den Türken zu ſchließen, um einen Krieg mit Preußen zu vermeiden, die Niederländer zu beruhigen, die Gründe der Unzufriedenheit in den übrigen Provinzen zu erforſchen und zu heben; als Er am letzten Februar 1792 von einer Entzündung ſich ergriffen fühlte, und am folgenden Mittag, 44 Jahr alt, in voller Mannskraft, todt lag! — Für Wien fiel unter dieſer kürzeſten Regierung nichts Merkwürdigeres vor

als die österreichische Erbhuldigung nach uralter Ceremonie, die Vermählung des Thronfolgers mit Maria Thereſia von Neapel, die Feſte für den neapolitaniſchen Hof, Blanchards erſte Luftfahrt, und der Einzug der türkiſchen Botſchaft.

Ehrenkränze der Wiener.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes wünſcht von Herzen, und hat gute Hoffnung, das Ende unſerer gegenwärtigen väterlichen Regierung nicht zu erleben; auch iſt ſie ſo reich an Thaten und Ereigniſſen, daß nur eine geübtere Feder ſich daran wagen darf. Die immer grünen Ehrenkränze aber, welche die Wiener unter derſelben ſich bisher erworben, können hier noch ihren Platz finden.

Es war ein alter Brauch, dem von der Krönung zu Frankfurt in ſeine Reſidenz zurückkehrenden Kaiſer Triumphporten zu errichten; hölzerne Gebäude für ein paar Tage, die dem ungeachtet viele tauſend Gulden koſteten. Die Bürgerſchaft, nach eingeholter Genehmigung, verwendete die dazu erforderliche Summe und mehr, um die Reihe kleiner Häuſer zwiſchen der Stephanskirche und der Brandſtadt, welche die Straße verengten und entſtellten, zu kaufen, abzubrechen und den ſchönen Stephansplatz herzuſtellen. Ein ewiges Denkmahl der hellen Anſicht der Bürgerſchaft und ihres Zutrauens zu der Geſinnung des Monarchen, daß er eine Zierde der Hauptſtadt und die Bequemlichkeit ihrer Einwohner vergänglichen Ehrenbogen vorziehen werde.

Drei Wochen nach Leopolds Tod erklärten die Machthaber Frankreichs Oesterreich den Krieg. Kaiser Franz wollte so bald nach dem Türkenkriege seinen Unterthanen nicht wieder eine Kriegssteuer auflegen; Er gab Millionen aus dem von seinem Vater geerbten Familien-Vermögen; selbst der goldne Tafelservice ward nicht verschont. Die Wiener blieben hinter diesem großen Beispiel nicht zurück; freiwillig brachten sie größere Beiträge, als man ihnen würde aufgelegt haben. Die Zünfte und Innungen, ungefähr 100 an der Zahl, hatten große silberne Willkommsbecher, aus alter Zeit, sowohl die Meister wie die Gesellen; sie wurden alle in die Münze gebracht. Der Kaiser schätzte dieses Opfer nicht nach dem Werth des Silbers, sondern ihn rührte die Bereitwilligkeit, sich von Gegenständen, die man Jahrhunderte verwahrt hatte, zu trennen. Er übergab in feierlicher Audienz eigenhändig dem bürgerlichen Officierscorps und den Vorstehern der Innungen einen prächtigen, mit seinem Bildniß und einer passenden Inschrift versehenen, schweren silbernen Becher; bewirthete sie an großer Tafel, und besuchte sie dabei mit der Kaiserinn, die 12 Tage darauf den Kronprinzen gebar. Der Becher, aus dem auf das Wohl des geliebten Herrscherhauses getrunken wurde, ist nun auf dem bürgerlichen Zeughaus verwahrt; und Niemand auf der W*: ist reich genug, ihn den Wienerbürgern abzukaufen!

Fünf Wiener, der Fürst Carl Lichtenstein, Cabinetsdirector unter Leopold II., der Appellati-

onsrath von Fillenbaum, der Hofsilberarbeiter Würth, der Baumeister Gerl, der Tuchhändler Biedermann entwarfen 1794 den Plan zu Errichtung eines eigenen Freicorps, und führten ihn aus. Dieses Freicorps, in der Folge das Wurmserische genannt, zeichnete sich in den Feldzügen am Rhein aus, besonders bei der Bestürmung der Mainzer Linien.

Im Jahr 1796 bildete sich wieder ein Corps von Wiener Freiwilligen, welches nur Waffen vom Staate forderte, alles Uebrige durch sich selbst, oder durch Beiträge Andrer bestritt.

Als im April 1797 das französische Heer schon mitten in Steier stand, kam das Wiener Aufgebot zu Stande; eine erstaunenswürdige Erscheinung, nur der außerordentlichen Thätigkeit des damaligen Regierungspräsidenten Grafen Saurau, und dem unübertrefflichen Patriotismus der Wiener möglich. Binnen 11 Tagen wurden die Zugbrücken an den Thoren hergestellt, der bedeckte Weg mit Palliſaden besetzt, Wien für sechs Wochen mit allen Erfordernissen approvisionirt. 14000 Menschen arbeiteten täglich, um selbst die weitläufigen Linien gegen einen ersten Anlauf in Stand zu setzen, die waffenfähige Mannschaft wurde aufgefordert, organisirt, exercirt. So reichliche Beiträge an Geld kamen zusammen, daß den zurückgelassenen ärmeren Familien auf drei Monate der Unterhalt, den Witwen der vor dem Feind Bleibenden Pensionen gesichert waren. Am 11. Tag, 17. April, marschirten acht

Brigaden, worunter 1000 uniformirte Studenten, und ein uniformirtes Corps des Handelsſtandes, nebſt einem Cavalleriecorps und drei Compagnien Jäger nach Kloſterneuburg. Der inzwiſchen zu Leoben abgeſchloſſene Waffenſtillſtand führte dieſes Aufgebot wieder zurück; am 3. Mai paradirte es unter ſeinem Obercommandanten, dem Prinzen Ferdinand von Würtemberg auf dem Glacis, legte die Waffen ab und ging ruhig an ſeine Geſchäfte.

Im Jahr 1799 wurden durch den Magiſtrat mittelſt freiwilliger Beiträge zwei Waſſerleitungen am Platz der Alſergaſſe und am Vorplatz der chirurgiſchen Akademie hergeſtellt, und mit ehernen Statuen geziert. Sie waren höchſt nöthig, denn dem allgemeinen Krankenhaus und dem Militärſpital mangelte es an Waſſer.

Bei dem unglücklichen Gange des Krieges von 1805 wollte Kaiſer Franz nicht ſein Wien der Gefahr einer Belagerung ausſetzen, die franzöſiſche Armee rückte alſo am 13. November ungehindert ein. Während ihres Aufenthalts von ſieben Wochen hat die Stadt, theils militäriſch gezwungen, theils aus Mitleid mit Gefangenen und Verwundeten viel, außerordentlich viel geleiſtet, am meiſten das 10,000 Mann ſtarke Bürgermilitär. Dieſe Leiſtungen erſcheinen in dem glänzendſten Lichte durch zwei öffentliche Acten. Vor dem Abmarſch der franzöſiſchen Armee verſicherte Napoleon in einer eigenen Proclamation die Wiener ſeiner durch ihr Betragen erworbenen Achtung, und ſtellte ihnen zum Beweiſe derſelben ihr

Arsenal unberührt zurück. Und Kaiser Franz sagt ihnen vor seiner Ankunft in einem förmlichen Patent: »Keine Pflicht habt ihr unerfüllt, keine Tugend habt ihr unausgeübt gelassen.« Die unermeßlichen Forderungen des Feindes stehen im offenbaren Widerspruch mit dem eigenen Interesse und den Pflichten des Unterthans; nur hoher Verstand und die strengste Rechtlichkeit können in solcher Lage Ehrenkränze von beiden Seiten verdienen.

Bei der Vermählung des Kaisers 1808 gaben die Wiener ein Fest in ihres Landesfürsten eigener Art; sie statteten 80 arme Mädchen aus, worunter 4 Israelitische; bereiteten den Armen im Bürgerspital ein reichliches Mittagsmal; bedachten selbst die Gefangenen in ihren Kerkern.

Nach der französischen Invasion von 1809, die leider ein halbes Jahr dauerte, erhielten die Wiener keinen Lobspruch von dem Beherrscher der Franzosen, denn er konnte es ihnen nicht verzeihen, daß sie 6 Bataillons Landwehr gestellt, und daß eben die Wiener Landwehr ihm bei dem verunglückten Uebergang von Nußdorf gegen die schwarze Lacke viel Schaden gethan. Dagegen rühmen französische Schriftsteller den auch bei dieser Invasion bewährten vortrefflichen Charakter der Wiener, und führen rührende Züge an, wie dieses edle Publicum, jedes gerechte Rachegefühl vergessend, die Leiden von vielen Tausenden blessirter Franzosen hülfreich zu lindern bemüht war, Kaiser Franz aber ließ 6 neue Kanonen gießen, worauf zu lesen ist: »Franz I. den Bürgern der

Stadt Wien für erprobte Treue, Anhänglichkeit und Biedersinn 1810.« Diese ließ er an seinem Namenstag ins bürgliche Zeughaus führen.

Als Seine Majestät Kaiser Franz I. aus den glorreichen Feldzügen von 1813 und 1814 zurückkehrten, vereinigten sich 12 Wiener zu einem außerordentlichen Beitrag für die Invaliden dieser Feldzüge; die Frucht davon war, laut Ausweis von 1819, ein bereits vertheilter Betrag von 62368 fl. C. M. und ein Capital von 454,900 fl. C. M. zu 5% für alljährliche Vertheilung.

Wien hat viele Armenanstalten, und die ganze, auch hier wie in allen großen Städten beträchtliche, Zahl von Armen wird, ohne irgend eine vorgeschriebene Umlage, durch diese Anstalten und durch freiwillige Beiträge erhalten. Immer sind die Wiener bereit zu wohlthätigen Beiträgen, nicht nur für ihre Mitbewohner; auch für fremde Verunglückte; selbst für die Missionen am Ohio im fernsten Nordamerika. Niemand besitzt die Summe an Einkünften, die jährlich hier im Stillen von Hand zu Hand gegeben wird. Den höchsten Kranz erreichte ihr wohlthätiger Sinn aber bei Gelegenheit der Ueberschwemmung am 1. März 1830. — Nach Mitternacht, als die Menschen im tiefsten Schlafe lagen, stürzte sich plötzlich unter heulendem Sturm die Fluth mannshoch mit ungeheuren Eisblöcken und Balken zertrümmerter Hütten und Brücken über die an der Donau gelegenen Vorstädte her; so plötzlich, daß die Wächter sich selbst kaum retten konnten, daß

die Erdgeſchoße in den niederſten Lagen binnen fünf Minuten über die Fenſter im Waſſer ſtanden. Von 50,000 Menſchen ſind dieſe Vorſtädte bewohnt. Jenſeits ergoß ſich der Strom über das flache Land; zehn Dörfer ſtanden in der Fluth, Eismaſſen ſtießen die ſchwachen Gebäude nieder; Tauſende von Nutzvieh ertranken; mit Hunger und Durſt rangen die Menſchen in Todesgefahr. Da war Hülfe nöthig, ſchnelle, mächtige Hülfe. Die Wiener ließen es nicht daran fehlen; ſie halfen von den höchſten Perſonen durch alle Stände bis zu dem Taglöhner herab, nach eines Jeden Kräften, mit großen Geldſummen, mit Sorgfalt, mit Liebe, mit Aufopferung, mit Lebensgefahr.

Vier und ſiebenzig Menſchen ertranken in der erſten Verwirrung der ſchrecklichen Mitternacht; achthundert fünfzig wurden gerettet, größtentheils durch den Heldenmuth des Pionier- und Pontoniercorps, die, den mit Treibeis, Balken und Bäumen herantobenden Wellen entgegen, bis in die entfernteſten, zum Theil in den Auen zerſtreuten, Wohnungen vordrangen, und Menſchen zu hunderten retteten, für die ſonſt keine Hülfe geweſen wäre. Leute der unterſten Claſſen, denen man ſo wenig zutraut, haben, blos von ihren guten Herzen angetrieben, mit nicht minderer Gefahr ganz unbekannte Menſchen gerettet.

Man weiß, was zur Unterſtützung der Bedrängten durch die Hände der öffentlichen Behörden ging: 68000 Fleiſch- und Brotportionen, 356000 fl. C. M. Das Größere iſt, was von Privaten den Armen

unmittelbar zu Gutem kam, darunter Geldgeschenke von 100 bis 1000 fl. Lebensmittel, Kleider, Wäsche, Bettzeug, Trinkwasser wurde ihnen unter persönlicher Beschwerde und Gefahr von den Vornehmsten und Reichsten mit einer Thätigkeit zugebracht, als gelte es, Millionen zu gewinnen.

Man darf keinen einzelnen Namen nennen, sonst muß man ein Buch schreiben. Unter dem Titel Wiens Tage der Gefahr von D. Sartori besteht schon ein solches Buch.

Es gibt Städte, die größeren Umfang haben als Wien, und stärkere Bevölkerung, und viel mehr Reichthum; nirgends aber gibt es edlere Bewohner.

Inhalts-Verzeichniß

des zweiten Bandes.

Seite

Albrecht III. mit dem Zopf

theilt die Lande mit seinem Bruder Leopold II., Stifter der Steirischen Linie 3
Baut Lachsenburg 5
Das Büßerinnen-Kloster (jetzt Franciscaner) . . 6
Große Pest 1370 7
Die Wiener schießen 1381 die Feste Leonstein mit Kanonen in den Grund 8
Kaiser Wenzels erste Gefangenschaft 9
Christoph von Lichtenstein in Frankreich, Johann von Traun in England berühmt durch tapfere Thaten 10
Albrechts III. Tod 11

Die Leopoldinische oder Steirische Linie.

Leopold II. unternimmt einen Preußenzug . . . 12
Vermehrt seine Besitzungen 13
Bleibt bei Sempach gegen die Schweitzer . . . 14

Albrecht IV. die Wunder der Welt zugenannt,

nimmt seinen Vetter Wilhelm zum Mitregenten an 17
Unternimmt eine Pilgerfahrt ins heilige Land . . 18
Wird vergiftet und stirbt 19
Entstehung des Namens Stadtgut 20
Kaiser Wenzels Gefangenschaft zu Wien . . . 21

Albrecht V. als Kaiser der II.

Leopold III. von der steirischen Linie wird sein Vormund 23

Seite

Auch Ernst dessen Bruder wird dazu berufen . . 24
Der Bürgermeister Vorlauf und einige Rathsherrn werden hingerichtet 26
Kemprecht von Waldsee befreit Albrecht V. aus Leopolds Händen 28
Albrecht wird als Herzog ausgerufen, sein Einzug in Wien 29
Seine Eigenthümlichkeit und merkwürdige Verordnungen 30
Die ersten Brücken über die entfernteren Donauarme 32
Spielwuth der Wiener 33
Vertreibung und Hinrichtung der Juden 34
Das Schottenstift wird deutschen Mönchen übergeben 35
Stiftung der Dorotheer 36
Vermählung Albrechts mit Elisabeth, Kaiser Sigmunds Tochter . . . . . —
Charakter Kaiser Sigmunds 37
Concilium zu Constanz 38
Herzog Friedrich II. von Tirol rettet den Papst Johann XXIII. 39
Hussitenkrieg 41
Albrechts V. Tod 44

Ladislaus Posthumus genannt.

Ursprung des Hauses Huniady 45
Charaktere Friedrichs III. und Albrechts VI. . . 47
Friedrich wird zum Kaiser gewählt des Namens der IV. 48
Wladislav von Pohlen wird König von Ungarn. Schlacht bei Varna 50
Bruderkrieg in Oesterreich 51
Schilderung Wiens vor 400 Jahren 52
Andreas Baumkirchers Heldenthat vor Wienerisch Neustadt 55
Friedrich muß den jungen Ladislaus aus seiner Vormundschaft entlassen . . . . . —

Seite
Friedrich nimmt den Titel Erzherzog 1453 an . . 56
Graf Cilly als Landesverwalter von Oeſterreich . . 57
Ritter Eyzinger ſtürzt ihn 58
Der heilige Johann von Capiſtran 59
Ladislaus ſtirbt 63

Friedrich III., als Kaiſer der IV.

Erbſchaftsſtreit mit ſeinem Bruder Albrecht VI., und ſeinem Vetter Sigmund von Tirol . . . 64
Mathias Corvinus wird König von Ungarn . 65
Friedensſchluß mit ihm 66
Georg Podiebrad wird König von Böhmen . . —
Raubritter ſtehen auf, ſchlechte Münze Schinderlinge 69
Albrecht verbindet ſich mit Raubrittern und Mathias Corvinus 70
Wolfgang Holzer macht ſich zum Bürgermeiſter . 73
Die Wiener belagern den Kaiſer in ſeiner Burg . 75
Georg Podiebrad befreit ihn 77
Holzers Ende 78
Albrechts Tod und Wiens Unterwerfung . . . 80
Die Wiener erobern Oberlaa und ſchießen Rauhenſtein in Trümmer 82
Heiligſprechung Leopolds 84
Wiederherſtellung des Bisthums Wien . . . . —
Baumkirchers Enthauptung 86
Der St. Georgen Orden 87
Erſte Belagerung Wiens durch Mathias Corvinus 90
Maximilians Vermählung mit Maria von Burgund 91
Zweite Belagerung durch Mathias Corvinus; Wien muß ſich ergeben 92
Mathias Corvinus reſidirt durch fünf Jahre als Landesfürſt in Wien 95
Sein Tod 98

Seite

eichung Georg Podiebrads mit Mathias Corvinus 98
richs Tod 100
lick auf ihn und seine Regierung . . . 101

Maximilian I.

t die Ungarn aus Wien und verfolgt sie bis zum Plattensee 103
ptet seinem Vater ein prächtiges Grabmahl bei St. Stephan 104
ichtung der Staatsverwaltung . . . 105
ame Bestrafung der Kuruzen 107
nna von Arragonien und Castilien . . . 108
pselheirath zwischen Maximilians Enkeln, und Wladislavs Königs von Ungarn und Böhmen Kindern 109
unds von Dietrichstein prächtiges Hochzeitfest 113
nilians Zeit, Wirksamkeit, Charakter und Tod 114

Ferdinand I.

Empörung und Strafe 121
rnkrieg 126
enkrieg . . . . . —
ad geht verloren 127
cht bei Mohacz 129
nand wird König von Ungarn . . . 130
türkische Belagerung Wiens 132
Türken fallen abermal ein 144
würdige Vertheidigung von Güns . . . 145
wird eine starke Festung 147
Haus Habsburg erreicht binnen 32 Jahren große Macht 148
nands Bauführungen . . . . . —

Seite

Der Heilige Geist Orden 150
Einführung der Jesuiten 153
Petrus Canisius 155
Ferdinands Tod, seine Kinder 157
Wien vor 300 Jahren 159

Maximilian II.

Seine, und seiner Brüder Ferdinand und Carl Eigenthümlichkeit 175
Der Stephansthurm beleuchtet 177
Der erste Elephant in Wien . . . . . —
Bemühungen Maximilians die Türken aus Europa zu treiben und die Religionsparteien zu vereinigen 178
Herzog Johann Friedrich von Sachsen wird durch Wien in ewiges Gefängniß geführt 181
Heinrich III. von Frankreich in Wien 182
Stiftung des königlichen Klosters 184
Ursprung des Namens Prater 185
Ursprung von Schönbrunn 186
Freiherr von Hoyos macht den Wienercanal wieder schiffbar 187
Große Kleiderpracht 188
Maximilians Tod 190

Rudolph II.

Verlegt die Residenz nach Prag. Sein Charakter und seine Lebensweise 190
Uebermacht der Protestanten in Wien 199
Bauernkrieg unter Georg Steinhauer 201
Rudolphs jüngster Bruder Albrecht wird souveräner Statthalter in den Niederlanden 202
Türkenkrieg bricht wieder aus 205
Grausame Executionen in Wien 204
Schwarzenberg und Palffi erobern Raab . . . —

Seite

Siebenbürgen wird gewonnen und verloren . . 205
Erzherzog Mathias wird zum Haupt des Hauses und Gubernator von Ungarn ernannt . 206
Zwingt dem Kaiser Oesterreich und Böhmen ab . . 207
Rudolphs Tod . . . . . —

Mathias I.

Die Residenz kommt wieder nach Wien, Einzug des Kaisers 208
Er hat beide Parteien gegen sich 209
Die Stände von Oesterreich geben eine aufrührerische Erklärung 211
Mathias adoptirt den steyrischen Ferdinand . . 212
Thurn beginnt die Empörung zu Prag und den dreißigjährigen Krieg 213
Cardinal Klesel wird verhaftet 214
Mathias stirbt 215

Ferdinand II.

Thurn belagert Wien 216
Ferdinands Rettung aus den Händen der Stände . 217
Die katholischen Wienerbürger und Studenten bewaffnen sich für ihn . . . . . —
Bethlen Gabor und Thurn belagern abermal Wien 218
Ferdinand wird als Kaiser gekrönt 219
Verbindet sich mit Maximilian, die Schlacht am weißen Berg, Böhmen, und die übrigen Provinzen unterwerfen sich 220
Protestanten müssen auswandern 221
Die kaiserliche Gruft, die Klöster der Capuciner, Barnabiten, Carmeliten, Paulaner u. a. m. werden erbaut 222

Seite

Die Juden werden in die Leopoldſtadt verwieſen . 223
Der Fürſtbiſchof will den zweiten Stephansthurm ausbauen . . . . . —
Ferdinands Lebensweiſe 228
Seine Hofhaltung 229
Die Staatsbehörden 230
Die Einkünfte 234
Zuſtand der Stadt 235
Verlauf des dreißigjährigen Krieges . . . 238
Die Proteſtanten ſchwören die Union ab . . 239
Mannsfeld ergreift zuerſt die Waffen wieder . . 240
Nach ihm auch Herzog Chriſtian von Braunſchweig 242
Bauernaufruhr in Oberöſterreich unter Stephan Fadinger 245
Der niederſächſiſche Kreis ruft den König von Dänemark zu Hülfe, und fängt den Krieg wieder an 250
Wallenſtein tritt auf 252
Jagt Mannsfeld nach Siebenbürgen 253
Tilly's Sieg bei Lutter 255
Der Kopenhagner Frieden . . . . . —
Der Bauernkrieg in Oberöſterreich erreicht ſein Ende 256
Das Reſtitutionsedict 257
Richelieu gibt dem Kriege neue Nahrung . . . 260
Wallenſtein wird abgedankt 265
Guſtav Adolph landet 268
Der Leipziger Convent 270
Plünderung Frankfurts durch Guſtav Adolph . 272
Tilly's Verheerung Magdeburgs 273
Seine Niederlage bei Leipzig . . . . . —
Sein Tod am Lech 274
Wallenſtein wird wieder Generaliſſimus . . 275
Schlacht bei Nürnberg 276
Schlacht bei Lützen 279

Seite

Guſtav Adolph bleibt 280
Pappenheim bleibt 281
Wallenſteins Tod 284
Schlacht bei Nördlingen . . . . . —
Prager Frieden 285
Ferdinands II. Tod 1637 . . . . . —

Ferdinand III.

Richelieu ſetzt den Krieg fort 287
Schweden rücken an die Donau bei Wien. Tapfere Vertheidigung 288
Urſprung des Feſtes in der Brigittenau . . . 289
Verkündigung des weſtphäliſchen Friedens 1648 . 290
Stiftung der Auguſtiner auf der Landſtraße, und der Pazmaniten 291
Ferdinands III. Tod 1657 . . . . . —

Leopold I.

Montecucoli ſchlägt die Türken bei St. Gotthard 292
Verſchwörung in Ungarn und ihre Beſtrafung . —
Fürſt Wenzel Euſebius von Lobkowitz . . . 294
Die große Peſt 1679 295
Zweite türkiſche Belagerung 297
Der Entſatz 304
Die reiche Beute 308
Die Belohnungen 309
Ungarns gänzliche Befreiung 310
Der Carlowitzer Frieden 1699 311
Die ſpaniſche Succeſſion . . . . . —
Leopolds Tod 1705 312
Gebräuche und Verordnungen . . . . . —
Die Juden werden vertrieben, die Leopoldſtadt erhält ihren Namen 313

Seite

Ursprung von Mariahülf 315
Wiens Beleuchtung wird eingeführt . . . . —
Zar Peter I. in Wien 316
Die Wienerzeitung fängt an 317
Die erste Wienerbank 319
Entstehung der Linien, des Lichtenthals, der Josephstadt 320
Großer Sieg bei Höchstadt 1704 . . . . . —

Joseph I.

Stiftet die Akademie der Künste, das Versazamt, die Elisabethinerinnen 321
Sein Tod 1711 322

Carl VI.

Seine Eigenthümlichkeit 323
Emporbringen der Wissenschaften, Künste, des Handels, der Industrie, Prachtgebäude . . 324
Die Pest 1713 325
Der Passarowizer Frieden 1718 326
Stiftung der Ingenieur-Akademie. . . . . —
Erste türkische Gesandtschaft 327
Stiftung des spanischen Spitals 328
Erzbisthum Wien . . . . . —
Der Wienerfrieden 1735 . . . . . —
Prinz Eugens Tod 329
Der Belgrader Frieden 1739. . . . . —
Carls VI. Tod 1740 330

Maria Theresia.

Die pragmatische Sanction 330
Der österreichische Successionskrieg 331
Der ungrische Reichstag 1741 332

Seite

Der Breßlauer Frieden 1742, der Dresdner Frieden 1744 333
Franz I. von Lothringen wird Kaiser . . . . —
Der Aachner Frieden 1748 334
Der Kaiserinn Stiftungen, Anstalten, Einrichtungen, Verordnungen, Gebäude . . . . . —
Allianz mit Frankreich, siebenjähriger Krieg . . 337
Errichtung der adeligen Leibgarden . . . . —
Des Kaisers Tod . . . . . —
Die Kaiserinn verkündet den Wienern persönlich die Geburt des gütigsten Landesfürsten . . 338
Galizien und die Bukowina vergrößern die Monarchie 339
Maria Theresia stirbt . . . . . —

Joseph II.

Seine menschenfreundliche Gesinnung . . . 339
Der Herzog von Würtemberg, der Großfürst von Rußland, der Papst, der marokkanische Gesandte in Wien 340
Klösteraufhebung 341
Verschiedene Verordnungen und Veränderungen . 342
Türkenkrieg, Eroberung Belgrads 346
Josephs Tod 347

Leopold II.

Macht Frieden und stirbt 347

Ehrenkränze der Wiener.

Der Stephansplatz 348
Die Willkommsbecher der Innungen . . . 349
Das wurmserische Freicorps 350
Die Wiener Freiwilligen . . . . . —
Das Wiener-Aufgebot . . . . . —

Seite

Die Waſſerleitungen auf dem Platz der Alſergaſſe und vor die Joſephiniſche Akademie . . . 351
Die erſte franzöſiſche Invaſion . . . . . —
Vermählungsfeier des Kaiſers 1808 352
Die zweite franzöſiſche Invaſion, die Wiener Landwehr . . . . . —
Die Invalidenſtiftung 355
Die Ueberſchwemmung 1830 . . . . . —

In der Mechitariſten-Congregations-Buchhandlung Singerſtraße dem deutſchen Hauſe gegenüber Nr. 896 iſt neu erſchienen und zu haben:

Der vollkommene Chriſt.

Eine

in alle Pflichten und Lagen jedes Chriſten eingehende gründliche Anleitung zur chriſtlichen Vollkommenheit, nebſt geiſtlichen Uebungen auf acht Tage und ſechszehn Betrachtungen über das Leiden Chriſti.

Von dem Seligen

Alphons Maria Liguori.

Deutſch herausgegeben

von

Anton Paſſy,

Prieſter der Verſammlung des heiligſten Erlöſers.

8. Wien, 1834. 565 Seiten, ungeb. 48 kr. C. M.

Ueber

die moraliſche Erziehung der höheren Stände,

von

Ignaz Wildner,

Doctor der Rechte und politiſchen Wiſſenſchaften an der k. k. Univerſität zu Wien, und Concepts-Beamten der k. k. Hof- und n. ö. Kammerprocuratur.

gr. 8. Wien, 1834. ungeb. 1 fl. 30 kr. C. M.

Ferner sind zu haben:

Missale Romanum ex Decreto Sacrosancti Concilii Tridentini restitutum, Sancti Pii V. Pontificis Maximi jussu editum, Clementis VIII. et Urbani VIII. auctoritate recognitum, nunc denuo cum Missis Sanctorum pro Ecclesia universali novissime a Summis Pont. usque ad diem Sanctissimi Domini nostri Leonis XII. Pont. Maximi concessis, ac majori celebrantium commodo accurate suis locis dispositis, impressum. Folio. 1827. 11 fl.

Canon Missae. 30 kr.

Missae propriae SS. Patronorum Germaniae, Hungariae, Bohemiae, Poloniae, etc. Folio. 1 fl.

Missae Defunctorum. Folio. 1828. 1 fl. 30 kr.

Canon Missae ad usum Episcoporum, ac Praelatorum solemniter, vel private celebrantium. Folio. Venetiis 1790. 6 fl.

Pontificale romanum Clementis VIII. ac Urbani VIII. jussu editum, postremo a SS. Domino nostro Benedicto XIV. recognitum et castigatum. In tres partes divisum. Folio. Venetiis 1799. 15 fl.

Pontificale romanum Clementis VIII. ac Urbani VIII. jussu editum, postremo a SS. Domino nostro Benedicto XIV. recognitum et castigatum. 16. maj. Venetiis 1823. 1 fl. 36. kr.

Rituale romanum Pauli V. Pontificis Maximi jussu editum, nunc vero a SS. Domino nostro Benedicto XIV. auctum et castigatum. In quo, quae Parochis ad administrationem Sacramentorum, Benedictiones, et Conjunctiones necessaria censentur, accurate sunt posita. 8. maj. Venetiis 1827. 1 fl. 6 kr.

Ceremoniale Episcoporum SS. Domini nostri Benedicti Papae XIV. jussu editum et auctum. Cum Indicibus necessariis. Editio tertia Veneta. 8. maj. Venetiis 1794. 1 fl.

Nachstehende, im ersten, zweiten, dritten und vierten Jahrgange des Vereines zur Verbreitung guter katholischer Bücher erschienene Werke, werden den neu beitretenden Subscribenten zu denselben Bedingnissen überlassen:

I. Jahrgang 1830.

Camus, der Geist des heil. Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf. Nach dem Französischen. 2 Theile.
Charlevoix, Geschichte von Paraguay und den Missionen der Gesellschaft Jesu daselbst. Nach dem Französischen. 2 Theile.
Job, Früchte des Geistes Jesu in zwei Jünglingen.
Handschuh, sieben Fastenpredigten. Als Anleitung zum Anfange und zur Vollendung des Heiles.
Zoe Weselli, die leichtsinnige Frau.

II. Jahrgang 1831.

Aymé, die Grundvesten des christlichen Glaubens. 2 Bände.
Lingard, vollständiger Auszug der Geschichte von England. 1. Bd.
Stunden der wahren Andacht. 1. Band, erste Abtheilung.
Ruinart, die Geschichte der heil. Martirer. 1. Band.
Lingard, vollständiger Auszug der Geschichte von England. 2. Bd. erste Abtheilung.
Landleben der Reichen. — Erzählung.

III. Jahrgang 1832.

Die Stunden der wahren Andacht. 1. Band, zweite Abth.
Die Geschichte der heil. Martirer, von Ruinart. 2. u. 3. Bd.
Vollständiger Auszug der Geschichte von England, von Dr. J. Lingard. 2. Band.
Die Geschichte der heil. kathol. Kirche bis auf die neueste Zeit. 2 Bände.
Kloster Ossiach. Eine Erzählung.

IV. Jahrgang 1833.

Forschungen und Denkwürdigkeiten aus der alten und neuen Geschichte. Ein Buch für Wißbegierde und zur Belehrung. 2 Bde.
Die Nachfolge der allerseligsten Jungfrau in vier Büchern, aus dem Französischen. Neue Uebersetzung.
Vater Heinz. Eine Sammlung von Erzählungen und Mährchen.
Die Geschichte der heiligen Martirer von Ruinart. 4. Band.
Die Stunden der wahren Andacht. 2. Band, erste Abth.
Genügsamkeit. — Erzählung.

Die PP. Mechitaristen-Congregation.

Verzeichniß

der

im fünften Jahrgange 1834

erscheinenden Werke, und zwar:

I. Im Monate Februar:

Wien und seine Landesfürsten.
I. Theil.

II. Im Monate April:

Wien und seine Landesfürsten.
II. Theil.

III. Im Monate Juni:

Die Stunden der wahren Andacht.
II. Band, 2. Abth.

IV. Im Monate August:

Der ewige Dom. Novelle aus den Zeiten Markgraf Leopold des Heiligen.

V. Im Monate October:

Geschichte der chinesischen Mission unter der Leitung des Pater J. Adam Schall, Priester der Gesellschaft Jesu. Aus dem Lateinischen übers.

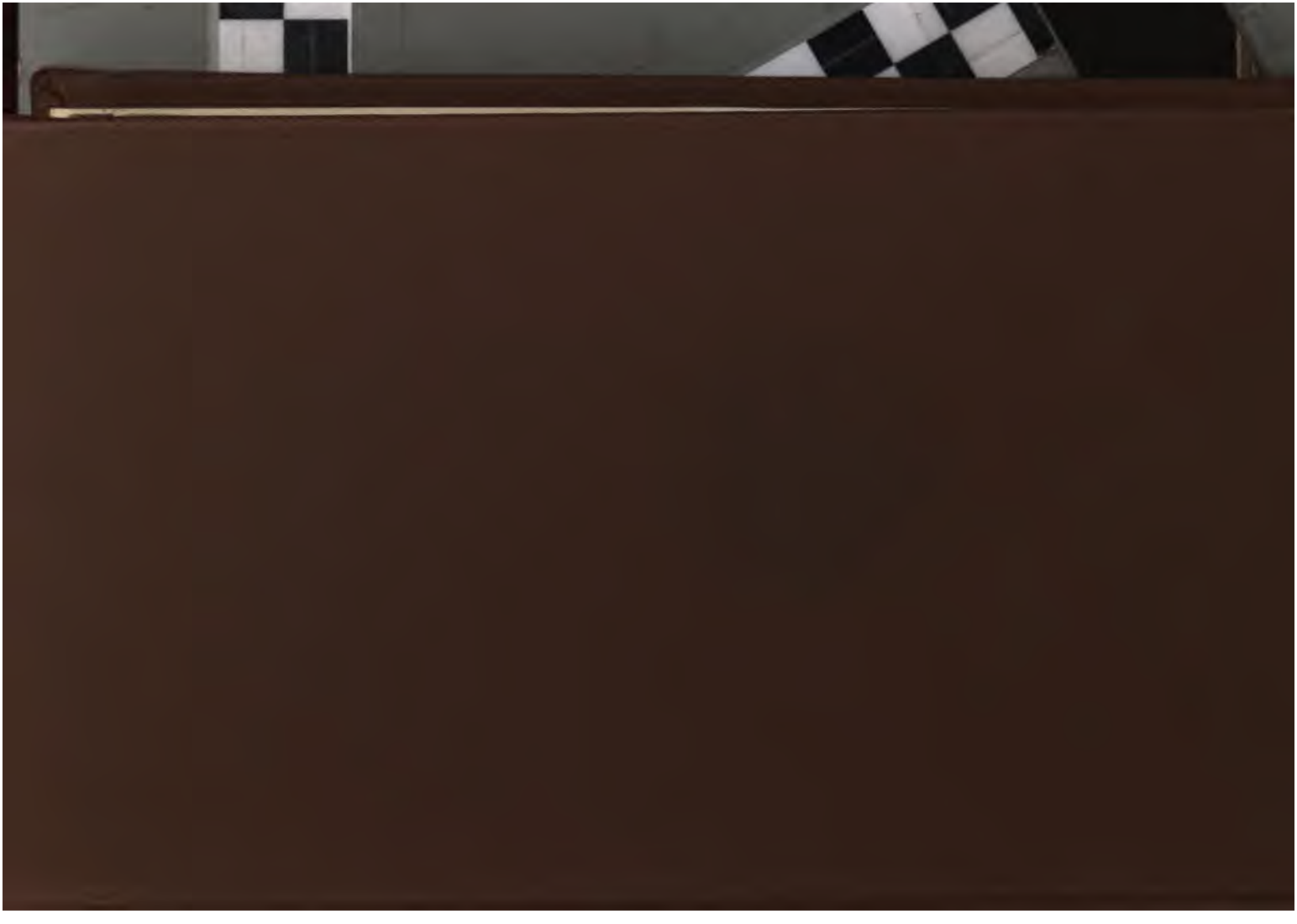
VI. Im Monate December:

Die Geschichte der heil. Martirer, von Ruinart. V. Band

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD
LIBRARIES
UNIVERSITY

Stanford University Libraries
3 6105 013 787 986

DB
847
.E29
v.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.